

8, September 2000

Bestück D 2841 F

Gebühr bezahlt

Postfach 500936, D-60397 Frankfurt/M.

erheit des künftigen Sieges kann man niemals reden und
uch nicht. Aber ... das Prinzip Hoffnung ist – wenn man
fnung eben nicht als eine sich selbst verwirklichende Hoff-
nt, sondern als Aufgabe – nicht nur die *Conditio sine qua*
leges der Arbeiterklasse und des Sozialismus, sondern
Vorbereitung für die Aufrechterhaltung der Existenz der
elt. Und deshalb muß man für diese Hoffnung kämpfen, so-
h der Schatten der Möglichkeit eines Erfolges verbleibt."

Abendroth (1906-1985), in: *Friedensbewegung und Arbei-*
ung. Wolfgang Abendroth im Gespräch, Marburg 1982,

ktionsanschrift:

tschrift Marxistische Erneuerung
ich 500936, D - 60397 Frankfurt/M.
x: 069 / 53 05 44 06

40-0648

Z.

Profitdominanz

Nr. 43, September 2000

Profitdominanz

ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG



Nr. 43, September 2000

Profitdominanz und Reformdiskussion

Wehr - **Sozialismuskritik nach dem
Scheitern des versuchten Sozialismus**
Heininger - **"Profitdominanz"/See - Kriminelle
Ökonomie/Binus - Der Thyssen-Konzern**
Unger - **Privatisierung der Bahn**
Fiehler - **Friedmans Geldtheorie**

Marx-Forschung

Förster - **Naturbegriff des jungen Marx**
Schimmel - **Der Entwicklungsgang des Werts**

Soziale Bewegungen

Einenkel - **Streik bei Opel**
Wompel/Klas - **Labournet Germany**

Und: Zander - **Sexualität und Ökonomie in der
"Kampfzone"/Benjamin - Elitenwechsel in der
ostdeutschen Justiz**

Sowie: Berichte, Zuschriften, Rezensionen

Einzelpreis 18,- DM

Das neue Heft:

Sozialismus

2000

© 12232 E

Wiedergeburt der FDP
Pierre Bourdieu: Generalstunde in Europa
Nirbesinnungsreform
Forum Gewerkschaften: Dienst an der Staffe
Kritische Theorie: Barbarel der Kulturindustrie
Großbritannien: New Labour stolpert

Juni 2000
Einzelheft DM 12,-



Vernetzt Euch!

Joachim Bischoff/Richard Detje: Neue Allianzen; Uwe Hiksich: Zur Entwicklung der PDS; Klaus Höpcke: Das Protokoll des 1989er SED/PDS-Parteitags; Gine Elsner: Rente – Generationenvertrag oder Kapitaldeckung? Vernetzt Euch! Interview mit Pierre Bourdieu zum Neoliberalismus und zur Charta 2000

Michael Wendl: Kritik des Frühjahrsgutachtens der deutschen Wirtschaftsforschungsinstitute; Jürgen Klausenitzer: Die Weltbank und der Paradigmenwechsel in der Bildungspolitik; Toralf Pusch: Replik auf Karl Georg Zinn

Ewald Wehner: Mitbestimmung – Kein Thema für das »Bündnis«; Lilo Rademacher: Gleichstellung im Leben – nicht an der Waffe! Peter Scherer: IG Metall-Mitgliederbewegung 1999/2000

Joachim Bischoff/Christoph Lieber: Blockflötenzivilisation. Zur Kapitalismuskritik der Frankfurter Schule; Wolfgang Brassloff: Am Dritten Weg – New Labour stolpert; Heinz Bierbaum: Italiens Mitte-Links-Koalition am Ende; Helmut Peters: Die Taiwanfrage; Ulrich Cremer: Ein Jahr nach dem NATO-Krieg.

Supplement: Forum Gewerkschaften, Verteilungskonflikte im Shareholder-Kapitalismus

Einzelheft: DM 12,-; Abo: DM 120,-
Probeheft: Red. Sozialismus, St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg
Fax 040/280 505 68, e-mail: artikel@sozialismus.de

ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG

Vierteljahresschrift
11. Jahrgang
Heft 43 (September 2000)

Herausgegeben vom Forum Marxistische
Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.)
und dem IMSF e.V.

Redaktionsbeirat:

Dr. Joachim Bischoff
Prof. Dr. Ulrich Briefs
Prof. Dr. Dieter Boris
Prof. Dr. Frank Deppe
Prof. Dr. Werner Goldschmidt
Prof. Dr. Horst Heininger
Prof. Dr. Jörg Huffschmid
Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling
Dr. Harald Werner

Redaktion:

Dr. André Leisewitz, Kai Michelsen,
Dr. Jürgen Reusch, Dr. Reinhard Schweicher

5 Editorial

Profitdominanz und Reformdiskussion

- Andreas Wehr*
7 **Sozialismusdiskussion nach dem Scheitern des versuchten Sozialismus**
Zur Bedeutung des Ziels für den richtigen Weg
- Horst Heining*
20 **Ist die „Profitdominanz“ innerhalb der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung zu überwinden?**
Zum Kapitalismusbild in der programmatischen Debatte der PDS
- Hans See*
33 **Kriminelle Weltökonomie gegen sozialstaatliche Demokratie**
Ein neues Zeitalter hat begonnen
- Gretchen Binus*
44 **Der Thyssen-Konzern**
Zu konkreten Formen des SMK heute
- Karl Unger*
59 **„Die begrenzten Investivmittel“ der Börsenbahn**
Anmerkungen zur Privatisierung der Bahn
- Fritz Fiehler*
68 **Geldwirtschaft ohne Geldtheorie**
Über die Neuformulierung der Geldtheorie durch Milton Friedman

Marx-Forschung

- Wolfgang Förster*
77 **Aspekte des Naturbegriffs des jungen Marx**
- Hans-Jörg Schimmel*
90 **Der Entwicklungsgang des Werts**

Soziale Bewegungen

- Rainer Eienkel*
106 **Die Allianz GM-Fiat und der Widerstand der Bochumer Opel-Belegschaft**

- Mag Wompe/ Gerhard Klas*
114 **Das Labournet Germany**
Der virtuelle Treffpunkt der Betriebs- und Gewerkschaftslinken

-
- Michael Zander*
120 **Sexualität und Ökonomie in der „Kampfzone“**
Michel Houellebecq als konservativer Kritiker des Neoliberalismus

- Michael Benjamin*
132 **Elitenwechsel in der ostdeutschen Justiz**
Biographisch-politische Anmerkungen zu einem Artikel von Ute Schneider

Berichte

- Hans G Helms*
145 **„Tagesordnung: Judenmord“**
Zum Werk des Faschismus- und Antisemitismusforschers Kurt Pätzold
- Werner Seppmann*
154 **Am Beispiel Leo Koflers**
Bochum, 29. April - 1. Mai 2000
- Harald Neubert*
158 **Desintegration der UdSSR: Gründe und Auswirkungen**
Beijing, 8. - 10. Mai 2000
- Rainer Butenschön*
166 **Jahrhundertbilanz des Kommunismus**
Berlin, 12. - 14. Mai 2000
- Jörg Goldberg*
169 **Megafusionen - Ursachen und Wirkungen**
Frankfurt a.M., 20. Mai 2000
- Hans Günter Bell*
173 **Aktualität der „Herforder Thesen“**
Berlin, 19. - 21. Mai 2000
- André Leisewitz*
180 **Kapitalismus im 21. Jahrhundert**
München, 27. - 28. Mai 2000

Diskussion/Kritik/Zuschriften

- Monika Domke*
184 **Kritischer Einwand zur Rezension von Margarete Tjaden-Steinhauer in Z 42**

186 Buchbesprechungen

- Kosovo: Der Loquai-Bericht (Karl Unger)
 Rentenschlacht (Kai Michelsen)
 Biedermänner als Brandstifter (Erasmus Schöfer)
 Die PDS-Wirtschaftspolitik (Ingo Schmidt)
 Glokalisierung (Bernd Hüttner)
 Jobwunder USA (Matthias Heyck)
 Politische Aspekte der asiatischen Wachstumsformation (Kai Michelsen)
 Metschers produktiver Spiegel (Ekkehart Krippendorff)
 Eine neue Art historisch-vergleichender Revolutionsforschung (Walter Schmidt)
 Die Revolution 1848/49 in Bayern (Fritz Krause)
 Ein kritischer Beitrag zur KPD-Geschichte (Günter Judick)
 Herbst '89 (Wolfgang Heinke)

4 Impressum**131 Vorschau****223 Autorinnen und Autoren****Impressum**

„Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung“ wird herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.) und vom IMSF e.V. (Frankfurt/M.)

Redaktionsbeirat: Dr. Joachim Bischoff, Prof. Dr. Ulrich Briefs, Prof. Dr. Dieter Boris, Prof. Dr. Frank Deppe, Prof. Dr. Werner Goldschmidt, Prof. Dr. Horst Heining, Prof. Dr. Jörg Huffschmid, Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling, Dr. Harald Werner.

Redaktion:

Dr. André Leisewitz, Kai Michelsen, Dr. Jürgen Reusch, Dr. Reinhard Schweicher.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des Verfassers bzw. der Verfasserin, nicht unbedingt die der HerausgeberInnen oder der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.

Z. erscheint vierteljährlich. Der Abonnementpreis (vier Hefte) beträgt DM 60,-. Bei Bezug aus dem Ausland DM 70,-. Das Einzelheft kostet DM 18,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um vier Hefte, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums eine schriftliche Kündigung beim Verlag eingegangen ist. Änderungen der Anschrift sind unverzüglich mitzuteilen. Bankverbindung: Forum Marxistische Erneuerung e.V., Frankfurter Sparkasse, BLZ: 500 502 01, Konto: 34595.

Postanschrift von Redaktion und Vertrieb: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Postfach 500936, 60397 Frankfurt am Main, Tel. 069/53054406.

Druck: Fuldaer Verlagsanstalt.

ISSN: 0940-0648

Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 15. 7. 2000

Editorial

Für die Programmdiskussion der Linken, bei der sich das Augenmerk derzeit vornehmlich auf die Diskussion im Rahmen der PDS richtet, ist die Frage nach einer realistischen Kapitalismus-Analyse ausschlaggebend. In zurückliegenden Heften war bereits auf diese Diskussion Bezug genommen worden (vgl. Bischoff/Hüning in Z 41 und Münchow in Z 42). Die Beiträge zum Themenschwerpunkt der vorliegenden Ausgabe sind ebenfalls in diesem Zusammenhang zu lesen. Wir eröffnen mit einem Vortrag, den *Andreas Wehr* bei der Berliner Tagung „30 Jahre Herforder Thesen“ gehalten hat. Wehr unternimmt einen Rückblick auf das Scheitern der marxistisch orientierten Strömung in der SPD und auf den Zusammenbruch des staatlich organisierten Sozialismus in Europa und versucht, daraus Schlussfolgerungen für die heutige Programmdiskussion der marxistischen Linken zu entwickeln. Er plädiert gegen einen „kapitulierenden Marxismus“, der davon ausgeht, das Scheitern des sozialistischen Experiments in Europa sei unausweichlich gewesen und spricht sich für eine Epochenbestimmung aus, die den Sozialismus als Perspektive aufnimmt. Zugleich argumentiert er gegen den Verlust des historischen Gedächtnisses der MarxistInnen und für eine Sozialismuskonzeption, die die Überwindung des kapitalistischen Privateigentums einschließt. *Horst Heining* fragt nach Sinn und Unsinn der Formel von der „Überwindung der Profitdominanz“. Das Profitprinzip ist auch dann noch wirksam, wenn die Aneignungs- und Verteilungsbedingungen verändert wurden, die antagonistischen Klassenverhältnisse aber fortbestehen. Die Profitdominanz kann deshalb erst mit der grundlegenden Veränderung der Eigentumsverhältnisse ausgehebelt werden. Aus der Sicht von *Hans See* ist der Kapitalismus mit dem Ende der bipolaren Weltstruktur und der „Globalisierung“ in eine Entwicklungsphase eingetreten, die durch zunehmende Entkoppelung des Kapitals von seiner nationalstaatlichen Basis und durch umfassende Wirtschaftskriminalität geprägt ist. Damit werden die Grundlagen des bisherigen „westeuropäischen Sozialkapitalismus“ in Frage gestellt. *Gretchen Binus* untersucht an Hand der Aktivitäten des Thyssen-Konzerns Veränderungen im Beziehungsgefüge von Staat und Wirtschaft. Dass es dabei auch um im strafrechtlichen Sinne kriminelle Varianten der Staat-Monopol-Beziehungen geht – im Zusammenhang mit der CDU-Spendenaffäre sind im August die Anklagen gegen Manager des Thyssen-Konzerns und ihren Mittelsmann Leisler Kiep zugelassen worden – ist, weil üblich, nicht verwunderlich. Anders als See kommt Binus zu dem Schluss, dass gerade unter Bedingungen der Internationalisierung des Kapitals die nationalstaatliche Basis für die Konzerne keineswegs an Bedeutung verliert. Sie konstatiert zunehmendes Gewicht und einen Funktionswandel staatsmonopolistischer Verflechtungen, wobei – so ihre These – die Umverteilungsfunktion des Staates gegenüber anderen Formen staatsmonopolistischer Regulierung immer wichtiger wird. In diesem Zusammenhang lassen sich auch die von *Karl Unger* vorgestellten Modalitäten und Folgen der Privatisierung der Bundesbahn interpretieren. Sie verweisen auf den Bedeu-

tungsverlust von Staatseigentum. Die Gewährleistung infrastruktureller Voraussetzungen der Kapitalreproduktion wird selbst zu einem Sektor, der direkt Profit abwerfen soll. Mit der Neuformulierung der Geldtheorie durch Milton Friedman, einen der Chefökonom der neoliberalen Chicago-Schule, befasst sich *Fritz Fiehler*. Friedmans 1956 geschriebener Artikel, hier neu gelesen, ist sozusagen die Geburtsurkunde des Monetarismus. Hier schlägt die Ideologie der Geld- und Portfoliotheoretiker, der Figur des kapitalistischen Rentiers, durch, für den alle Einkommensquellen auf „Vermögen“ mit Zinsanspruch reduziert werden.

Bei den weiteren Beiträgen sind zwei Aufsätze der Marx-Forschung und Theoriegeschichte gewidmet: *Wolfgang Förster* untersucht den Naturbegriff des jungen Marx, wobei insbesondere Bezüge zu Schelling herausgearbeitet werden; *Hans-Jörg Schimmel* setzt die in Z seit längerem geführte werttheoretische Diskussion fort („Der Entwicklungsgang des Werts“). Um soziale Bewegungen geht es in den Beiträgen von Rainer Einenkel und Wempel/Klas: *Rainer Einenkel*, Betriebsrat bei Opel/Bochum, schildert die Entwicklung der Protest- und Streikbewegung im dortigen Opel-Werk gegen die Fusionspläne General Motors/Fiat. Hier handelt es sich um eine der wenigen (und in verschiedener Hinsicht erfolgreichen) betrieblichen Kampfkationen gegen die Rationalisierungsimplicationen von Konzernfusionen. *Mag Wempel* und *Gerhard Klas* stellen das „Labourmet Germany“ als aktionsbezogene Informations- und Diskussionsplattform der Betriebs- und Gewerkschaftslinken im Internet vor. Die konservative Kritik des Neoliberalismus durch Michel Houellebecq in der Literatur ist Gegenstand der kritischen Analyse von *Michael Zander*. Schließlich berichtet Michael Benjamin, auch aus persönlicher Kenntnis, über den Elitenwechsel in der ostdeutschen Justiz nach 1945.

Unter der Rubrik „Berichte“ wird über eine Reihe von linken Tagungen und Workshops informiert: zum Werk Leo Koflers, zur kommunistischen Bewegung im 20. Jahrhundert, über Mega-Fusionen (Z-Workshop), zur Aktualität der „Herforder Thesen“ und zur Münchener isw-Tagung über Kapitalismus im 21. Jahrhundert. Dazu kommen ein Bericht zum Werk des Faschismusforschers Kurt Pätzold aus Anlass der Festschrift zu seinem 70. Geburtstag und ein interessanter Auslandsbericht von Harald Neubert über eine Tagung in Peking zum Zusammenbruch der Sowjetunion. Schwerpunkte bei den Rezensionen sind in dieser Ausgabe wirtschaftspolitische und historische Veröffentlichungen. Die im letzten Heft um ihren Schluss gekappte Rezension von Ekkehardt Krippendorff zu Thomas Metschers Shakespeare-Spiegel kann diesmal komplett gelesen werden. Rezensent, Buch-Autor und Z-LeserInnen mögen das uns unterlaufene Missgeschick entschuldigen.

Wolfgang Abendroth, der vor 15 Jahren, am 15. September 1985, verstarb, bezeichnete es in den gemeinsam mit Leo Kofler, Hans Heinz Holz und Theo Pinkus geführten „Gesprächen mit Georg Lukacs“ (1966) als die Aufgabe linker, mit der Arbeiterbewegung verbundener Intellektueller, strategische Konzepte aus der marxistischen Analyse der Gegenwart zu entwickeln. An ihn ist besonders zu erinnern.

Andreas Wehr

Sozialismuskussion nach dem Scheitern des versuchten Sozialismus

Zur Bedeutung des Ziels für den richtigen Weg*

Wie aus der Überschrift meines Vortrags hervorgeht, habe ich mir die nicht ganz einfache Aufgabe gestellt, über zwei Dinge zu sprechen: Zum einen über das Scheitern des versuchten Sozialismus und zum anderen über die Möglichkeit, jetzt und heute überhaupt eine Sozialismuskussion führen zu können. Beide Elemente beziehen sich natürlich aufeinander, da offen oder auch unausgesprochen die Frage dahinter steht: Kann es heute, nach dem Epochenwechsel 1989/91, nach dem Ende des sozialistischen Versuchs, zumindest in Europa, überhaupt noch eine ernsthafte Sozialismuskussion geben? Nicht wenige verneinen dies, oft verbunden mit dem Hinweis, dass es angesichts des Fehlens jeglicher Voraussetzungen für einen erneuten sozialistischen Anlauf zunächst und allein darum ginge, die noch verbliebenen Kräfte zu bündeln, um überhaupt erfolgreich Abwehrkämpfe führen zu können. Eine Sozialismuskussion sei heute hingegen weltfremd und führe nur zu einer Ablenkung bzw. Irreführung der wenigen Aktiven.

Andere sehen, angesichts der Monstrosität des Zusammenbruchs des versuchten Sozialismus und der ungebremsten Wucht der gegenwärtigen kapitalistischen Offensive in Form der Globalisierung, überhaupt keine Chance mehr für die Formulierung eines integralen Projektes der sozialistischen Veränderung. Einer, der so pessimistisch urteilt, ist unser früherer Mitstreiter und heutige Büroleiter des Bundestagspräsidenten, Ulli Schöler, der in seinem Buch „Ein Gespenst verschwand in Europa“ die Schlußfolgerung zog: „Insbesondere für den Teil der Linken, der sich ... wie kritisch auch immer - an der vermeintlichen Schlüssigkeit eines Denkgebäudes eines wissenschaftlichen Sozialismus orientiert hat, wird es nicht leicht fallen, die Suche nach dem neuen integralen Gesamtprojekt aufzugeben und sich mit der Notwendigkeit der Autonomie verschiedener Problemzusammenhänge und der erwachsenden Aufgaben anzufreunden.“ Er verlangt mithin den Abschied vom Sozialismus als Wissenschaft!

Auch wenn ich diese Position nicht teile, so muss man sich doch mit ihr ernsthaft auseinandersetzen. In meinen Ausführungen will ich daher vor allem Gründe dafür nennen, dass eine heutige Sozialismuskussion, in deren Mittelpunkt ein solch integrales Gesamtprojekt stehen muss, keineswegs zu einer Schwächung, sondern zu einer Stärkung der verbliebenen Wenigen führen kann, vorausgesetzt sie wird nicht verengt geführt.

* Vortrag bei der Tagung „Zwanzig Jahre Herforder Thesen“ am 20. Mai 2000 in Berlin. Vgl. auch den Bericht von Hans Günter Bell in diesem Heft (Anm. der Red.)

1. Die unbeantworteten Fragen der Sozialdemokratie

Doch zunächst möchte ich denjenigen, die heute die Unmöglichkeit einer solchen Diskussion vor allem mit Blick auf den gescheiterten sozialistischen Versuch begründen, zu Bedenken geben, dass die kritische Bezugnahme auf die Existenz des sozialistischen Lagers gewiß eine der ausgesprochenen oder eben oft auch nicht ausgesprochenen Bedingungen der Sozialismuskussionen in den siebziger und achtziger Jahren in den westlichen Staaten waren, in deren Kontext auch die Herforder Thesen entstanden sind. Doch es war eben nur eine der Bedingungen. Eine andere, und möglicherweise sogar wichtigere, lag in der Renaissance sozialistischen Denkens innerhalb der damaligen westeuropäischen Sozialdemokratie begründet.

Ich möchte hier erinnern an die antikapitalistischen Positionen der 1971 neu entstandenen Sozialistischen Partei Frankreichs, an die sich selbstbewußt links von den Kommunisten einordnenden Sozialisten Spaniens und Portugals, an den hoffnungsvollen Beginn der griechischen PASOK oder aber an die „Orientierungsrahmen“-Diskussion der SPD. Insbesondere dieser 1973 beschlossene Ökonomisch-politische Orientierungsrahmen für die Jahre 1975-1985 kann exemplarisch als Dokument einer damals geführten Diskussion gesehen werden, mit Hilfe des Staates größere soziale Gerechtigkeit zu erreichen. Unter der Überschrift „Bedingungen und Aufgaben der Reformpolitik in der Bundesrepublik“ heißt es denn auch in diesem Dokument: „Bei der Erfüllung des Verfassungsauftrages zum Ausbau des sozialen Rechtsstaates und unter den Bedingungen einer modernen arbeitsteiligen Volkswirtschaft kann der Staat die Wirtschaft nicht sich selbst überlassen oder sich auf die Beseitigung der Folgen wirtschaftlicher Fehlentscheidungen beschränken.“¹

Begünstigt wurde diese Wiederbelebung der sozialistischen Diskussion in Europa durch den eurokommunistischen Aufbruch, der - erstmals seit dem Einsetzen des Kalten Krieges Ende der vierziger Jahre - wieder eine Verständigung zwischen Sozialisten und Kommunisten möglich machte, fixiert etwa im gemeinsamen Regierungsprogramm der Linken in Frankreich vom 27. Juni 1972. Bei der Ausarbeitung der Herforder Thesen stellten die Positionen der linken CERES-Gruppe in der französischen PS für uns wichtige Anregungen dar. Detlev Albers bezeichnete in seinem Referat auf der Konferenz über die Herforder Thesen Ende Oktober 1980 in Bielefeld diese theoretischen Positionen des CERES als „dritten Bezugspunkt“ der Thesen. Er führte damals aus: „Erst vor dem Hintergrund der französischen und (...) der italienischen Arbeiterbewegung ist es uns gelungen, mit den Thesen zur Transformation des Staates eine neue Wende in die festgefahrenen Fronten der Staatsdebatte in der bundesdeutschen Linken hineinzutragen.“²

¹ Ökonomisch-politischer Orientierungsrahmen für die Jahre 1975-1985, Herausgeber: Vorstand der SPD, Bonn 1975, S.85.

² Linke Sozialdemokraten und bundesrepublikanische Linke, spw-Sonderheft 2, Berlin 1981, S.17f.

Der Fortschritt fand in diesen Jahren beileibe nicht nur auf dem Papier statt. Und er beschränkte sich keineswegs nur auf die Verhältnisse in Frankreich oder Italien. So wurden in der Bundesrepublik Deutschland während der Ära des Bundeskanzlers Brandt die demokratischen Rechte gestärkt - auch wenn wir die unter dieser Regierung verhängten Berufsverbote nicht vergessen dürfen - , Mitbestimmungsrechte für Arbeitnehmer erweitert - wenn auch dabei bei weitem nicht die Forderungen der Gewerkschaften erfüllt wurden - , die sozialen Sicherungssysteme ausgebaut und die Universitäten für breite Bevölkerungsschichten geöffnet. Noch erfolgreicher waren die Sozialdemokraten in den kleineren europäischen Ländern, vor allem in Schweden und in Österreich. Hier konnten sie über Jahrzehnte die Gesellschaft nachhaltig prägen.

All diese hoffnungsvollen Ansätze gerieten aber bereits zu einer Zeit in die Krise, als vom Scheitern der sozialistischen Versuchsgesellschaften noch keine Rede sein konnte. Ohne hier eine Analyse der noch andauernden Krise sozialistischen Denkens im Westeuropa liefern zu können, soll in diesem Zusammenhang nur angemerkt werden, dass die progressiven Kräfte Westeuropas bereits Mitte der siebziger Jahre aufgrund einer planvoll und systematisch eingeleiteten Revitalisierung des kapitalistischen Systems unter Druck gerieten. Als Stichworte seien hier genannt: Aufkündigung des Bretton-Woods-Systems der festen Wechselkurse; die Bündelung der Macht der kapitalistischen Metropolen USA, Westeuropa und Japan mit Hilfe der G 6-, später G 7-Runden, in deren Ergebnis u.a. Japan zur Liberalisierung seiner Finanzmärkte gezwungen werden konnte; die Instrumentalisierung der Menschenrechte als Mittel zur Destabilisierung der sozialistischen Versuchsgesellschaften, etwa durch ihre Verankerung in der KSZE-Vereinbarung von Helsinki 1975. Endgültig in die Offensive kam die damals aufkommende neoliberale Politik mit den Wahlsiegen von Thatcher 1979 und Reagan 1980. Durch die von diesem amerikanischen Präsidenten in Gang gesetzte beispiellose Aufrüstung wurde schließlich auch das Verhältnis zwischen West und Ost nachhaltig und mit der Folge verändert, dass die latente Instabilität des Ostens sich zu einer Krise entwickelte, die das System schließlich nicht überleben sollte. In dieser Epoche der kapitalistischen Revitalisierung, ausgelöst durch weltweit wachsende Verwertungsschwierigkeiten des Kapitals mit dem Auslaufen des in der Geschichte des Kapitalismus beispiellosen Nachkriegsbooms, ideologisch begründet mit der behaupteten Gefährdung der eigenen Handlungsfähigkeit aufgrund der Niederlage der USA in Vietnam, der als Bedrohung der westlichen Lebensweise verstandenen Erdölkrise, den Erfolgen sozialistischer Befreiungsbewegungen - etwa im südlichen Afrika - und schließlich mit der Herausforderung der als Auftakt für eine islamistische Weltbewegung interpretierten iranischen Revolution - alles Ereignisse der siebziger Jahre! - , leben wir noch heute. Möglicherweise wird man eines Tages auch den Untergang des europäischen sozialistischen Staatensystems nur als ein Moment dieser globalen kapitalistischen Offensive deuten. Einer Offensive, geführt aus der Defensive eines in die Krise geratenen kapitalistischen Systems.

In den europäischen sozialdemokratischen Parteien sind diese hier nur ange deuteten Ursachen des Abschieds von sozialistischen oder auch nur sozialstaatlichen Positionen bis heute nicht einmal im Ansatz begriffen und aufgearbeitet. Immerhin verschwand ja nicht nur das „Gespenst des Kommunismus“ aus Europa, auch vor dem sozialdemokratischen Gespenst fürchtet sich heute kein Kapitalbesitzer mehr, ganz im Gegenteil. Niemand fragt etwa danach, wie z.B. erst vor einem Jahrzehnt die folgenden Sätze in das noch gültige und fast einstimmig angenommene Grundsatzprogramm der SPD kommen konnten: „In der Wirtschaftsdemokratie haben gesellschaftliche Ziele Vorrang vor den Zielen privatwirtschaftlicher Kapitalverwertung. Nicht wirtschaftliche Macht oder marktbeherrschende Unternehmen dürfen der Politik den Handlungsrahmen vorgeben, sondern demokratisch legitimierte Entscheidungen müssen im Interesse des Gemeinwohls Rahmen und Ziele für wirtschaftliches Handeln setzen.“ Und: „Ökologisch und sozial verantwortbares Wirtschaften läßt sich nur erreichen, wo der Vorrang demokratischer Entscheidungen von Gewinninteressen und Wirtschaftsmacht durchgesetzt wird.“³ In dem noch gültigen Grundsatzprogramm findet sich auch die Formulierung: „Gerechtigkeit erfordert mehr Gleichheit in der Verteilung von Einkommen, Eigentum und Macht, aber auch Zugang zu Bildung, Ausbildung und Kultur.“⁴ Es muss sich in der seitdem vergangenen Zeit offensichtlich einiges getan haben, dass heute der nordrhein-westfälische Ministerpräsident und stellvertretende SPD-Parteivorsitzende, Wolfgang Clement, in einer programmatischen Rede zur Eröffnung der neuen Grundsatzprogrammdebatte seiner Partei sagen kann: „... begrenzte Ungleichheit im Ergebnis kann sehr wohl auch ein Katalysator sein für individuelle als auch für gesellschaftliche Entfaltungsmöglichkeiten. Sie kann damit auch dem Anspruch dienen, ein realistisches Mehr an Gerechtigkeit zu schaffen.“⁵

Die deutschen Sozialdemokraten halten der PDS immer wieder den Spiegel ihrer kommunistischen Vergangenheit vor und treiben sie an, in der Aufarbeitung ihrer Geschichte nicht nachzulassen. Für die jüngsten Wendungen und Brüche in ihrer eigenen sozialdemokratischen Parteigeschichte scheint dies offensichtlich nicht zu gelten. Dabei wäre aber die Aufarbeitung der Gründe für das Scheitern dieser zitierten programmatischen Ziele für die Zukunft der europäischen Sozialdemokratie von mindestens ebenso großer Bedeutung, wie es die Aufarbeitung des Scheiterns des sozialistischen Versuchs für die Perspektive der sozialistischen und kommunistischen Parteien ist.

Mit diesen Hinweisen auf die unbeantworteten Fragen der Sozialdemokratie soll nicht der Eindruck erweckt werden, dass die im Rahmen des sozialistischen Versuchs gemachten Fehler und sogar begangenen Verbrechen bagatel-

³ Grundsatzprogramm der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Herausgeber: Vorstand der SPD, Bonn 1990, S. 41.

⁴ Grundsatzprogramm, S. 9.

⁵ FAZ vom 27. April 2000.

lisiert oder schön geredet werden sollen. Im Gegenteil: Mit der Feststellung, dass die im Zuge der Revitalisierung des Kapitalismus unternommenen ökonomischen und ideologischen Offensiven des Westens auch vor den Grenzen der sozialistischen Staaten nicht halt machten, wird zugleich ein zentraler Irrtum benannt, dem die Verantwortlichen in diesen Ländern bis zum bitteren Ende verhaftet blieben, der Vorstellung nämlich, man könne einen Teil der Welt - und dazu noch den eindeutig ökonomisch schwächeren - dauerhaft gegen den anderen abschirmen und weitgehend ungestört entwickeln. Diese Vorstellung von der Möglichkeit der Schaffung einer zweiten Welt lag die illusionäre Vorstellung zugrunde, den Klassenkampf in diesen Ländern selbst und zwischen den politischen Lagern in Ost und West auf Dauer zu den Akten legen zu können. Dabei hätte man es besser wissen können, und hatte es anfangs auch besser gewußt. Schließlich handelte es sich ja immer noch um ein äußerst dynamisches und aggressives gegnerisches System, von dem es schon im Kommunistischen Manifest hieß: „Das Bedürfnis nach einem stets ausge dehnteren Absatz für ihre Produkte jagt die Bourgeoisie über die ganze Erdkugel. Überall muss sie sich einnisten, überall anbauen, überall Verbindungen herstellen.“ Bertolt Brecht formulierte den Gedanken einer Unmöglichkeit des Aussteigens aus der einen Welt 1955 wie folgt: „Der Park kann nicht gedacht werden, ohne dass der Urwald gedacht wird. Er ist der bezwungene Urwald. Hört der Zwang auf, wird er wieder Urwald. Beide können auch verschwinden, sie arbeiten darauf hin.“

2. Scheitern und Bewertung des Realsozialismus

Wie schon wie bei der skizzierten Entwicklung des Westens muss es auch bei der Benennung der Gründe für das Scheitern des sozialistischen Versuchs bei diesen wenigen Strichen bleiben. Ohne in dem Streit Partei nehmen zu wollen, was wann ausschlaggebend für das schließlich eingetretene Ende war, verschränkten sich m.E. die äußerst ungünstigen Ausgangsbedingungen der jungen Sowjetunion, die über die gesamten 70 Jahre anhaltende, militärisch unterlegte äußere Bedrohung, gravierende ökonomische Versäumnisse, subjektive Fehler und illusionäre Selbstüberschätzung der Fähigkeiten dieser Regime, die selbst bei bestem Willen mit der Wirklichkeit nicht mehr in Deckung zu bringen waren, zu einem unentwirrbaren Knäuel von Widersprüchen, aus dem es schließlich kein Entrinnen mehr gab. Dabei wurde unter den Trümmern dieser Gesellschaften auch das bedeckt, was sie einstmals positiv von den kapitalistischen Gesellschaften abhob. Erst jetzt beginnen die Menschen dort, nicht selten unter dem Druck erbärmlicher Lebensumstände, sich dieser Leistungen zu erinnern. Ich denke dabei beispielhaft an die flächendeckende und kostenlose Gesundheitsversorgung, an das teilweise vorbildliche Bildungswesen, auf dessen Grundlage hervorragende wissenschaftliche Leistungen erbracht wurden, an die kulturellen Angebote, die vor allem auch breiten Bevölkerungsschichten auf dem flachen Land offenstanden, an die Förderung bis dahin vom gesellschaftlichen Leben ausgeschlossener Schichten der Bevölkerung, an die erfolgreich vorangetriebene Auflösung von als unüberwindlich angesehenen

Klassenspaltungen und an die Gewährleistung umfassender sozialer Sicherheit, die erst die materielle Grundlage für eine wirkliche Emanzipation der Frauen schuf.

Natürlich ist es heute, nach dem Abschluß des sozialistischen Versuchs, sehr viel leichter, sich einen Überblick, ein Urteil über das Gewesene zu verschaffen. Niemand besaß seinerzeit eine ausreichende Hell- und Weitsichtigkeit, um die kommenden Gefährdungen und Herausforderungen erahnen zu können. Dies galt natürlich auch für uns als Autoren der Herforder Thesen, die dennoch 1980 eine Bewertung des sozialistischen Versuchs wagten, ohne ihn freilich damals so zu benennen. In den Thesen heißt es dazu u.a.: „Seit der sozialistischen Oktoberrevolution in Rußland ist die Lebensfähigkeit eines großen, zahlreiche Nationen umfassenden Staates, der sich aus eigener Kraft den Weg zum Sozialismus bahnt, für jedermann unübersehbar geworden. (...) Die mit ungeheuren Opfern verbundene rasche Industrialisierung der Sowjetunion, ihr ausschlaggebender Beitrag zur Niederringung des deutschen Faschismus und ihr Aufstieg zum zweitmächtigsten Staat der Welt haben seitdem die Bedeutung des ersten sozialistischen Landes weit über die eigenen Grenzen hinaus gefestigt. Dies kann andererseits nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Stalin-Ära, die fortbestehenden, auch strukturell tradierten Einschränkungen individueller und kollektiver Freiheitsrechte sowie die militärischen Interventionen in der CSSR und in Afghanistan die innere Fortentwicklung der sozialistischen Länder wie ihr internationales Ansehen nachhaltig beeinträchtigen. Ein erheblicher Teil dieser Probleme ist zweifellos darauf zurückzuführen, dass sich die bestehenden sozialistischen Länder über einen unerwartet langen Zeitraum in die ihre eigene gesellschaftliche Entwicklung dominierenden Zwänge der Systemauseinandersetzung mit den kapitalistischen Ländern eingebunden finden. Linke Sozialdemokraten in der Bundesrepublik werden ähnlich wie seinerzeit Otto Bauer weder den fortschrittlichen Grundcharakter der in der Sowjetunion verwirklichten Produktionsverhältnisse leugnen oder vergessen lassen, noch unterschätzen sie die Bedeutung des sozialistischen Lagers als ein überall in Rechnung zu stellendes Gegengewicht gegenüber den Vorherrschaftsbestrebungen einzelner kapitalistischer Staaten und den von ihnen repräsentierten Monopolinteressen. Ebenso wenig aber werden sozialdemokratische Marxisten, die in ihrem eigenen Land für einen prinzipiell anderen Weg zum Sozialismus eintreten, auf die Äußerung offener, solidarischer Kritik an solchen Entscheidungen der Sowjetunion wie der anderen sozialistischen Staaten verzichten, die der Sache des internationalen Sozialismus abträglich sind.“⁶

Dieser aus meiner Sicht durchaus differenzierten Sichtweise einer kritischen Solidarität ließe sich vor dem Hintergrund des heutigen Erkenntnisstandes sicherlich noch so manches hinzufügen, in ihren Kernaussagen hat sie aber auch

⁶ Herforder Thesen zur Arbeit von Marxisten in der SPD, herausgegeben vom Bezirksvorstand der Jungsozialisten in der SPD Ostwestfalen-Lippe, spw-Sonderheft SH 2, Berlin 1980, S. 9f.

heute noch Bestand. Ich möchte hier daran erinnern, dass seinerzeit diese Aussagen weder in der Mehrheitssozialdemokratie noch bei den damaligen bundesdeutschen Kommunisten auf Wohlwollen stießen, wenn auch - wie sich jeder sicherlich denken kann - aus gänzlich gegensätzlichen Gründen. Kritisierte Peter Glotz die Aussage über den „fortschrittlichen Grundcharakter der in der Sowjetunion verwirklichten Produktionsverhältnisse“, so blieben wir für die anderen „auf halbem Wege stehen“, eben unverbesserliche Reformisten. Übrigens: Nicht wenige dieser damaligen Kritiker von links lassen heute kein gutes Haar mehr an der DDR und der Sowjetunion und sind inzwischen zu der grandiosen Erkenntnis gelangt, dass der Kapitalismus das überlegene, da modernere Gesellschaftsmodell sei. Man sieht: der Platz zwischen den Stühlen ist in bestimmten historischen Situationen sicherlich nicht der bequemste, aber manchmal der einzig mögliche. Wobei ich hinzufügen möchte, dass die nach dem Ende des versuchten Sozialismus möglich gewordene offene und unverkrampfte Aufarbeitung dessen, was gewesen ist, sicherlich zu den positivsten Elementen dieser Niederlage gehört.

3. Schlußfolgerungen für die Sozialismusdebatte

Was bedeuten nun diese hier skizzierten Erfahrungen und Schlußfolgerungen aus dem Scheitern der beiden sehr unterschiedlichen aber doch auch wieder sich aufeinander beziehenden Ansätze? Was können, was müssen wir aus den letztlich zu Ende gekommenen sozialdemokratischen und kommunistischen Versuchen lernen? Schließlich: Wie muss eine Sozialismuskussion vor diesem Hintergrund gestaltet sein? Auch hier muss ich mich auf einige Anmerkungen beschränken.

Ausgangspunkt soll das bekannte Zitat aus der Deutschen Ideologie von Karl Marx und Friedrich Engels sein, in dem sie kurz, ja fast beiläufig, definierten, was sie unter Kommunismus verstanden: „Der Kommunismus ist für uns nicht ein Zustand, der hergestellt werden soll, ein Ideal, wonach die Wirklichkeit sich zu richten haben wird. Wir nennen Kommunismus die wirkliche Bewegung, welche den jetzigen Zustand aufhebt.“⁷ Diese Hervorhebung der Zentralität der Praxis findet sich ja bei Marx schon in den Thesen über Feuerbach, wenn es dort etwa in der ersten These heißt: „Er (gemeint ist Feuerbach) begreift daher nicht die Bedeutung der revolutionären, der praktisch-kritischen Tätigkeit“. Noch deutlicher wird dieser Gedanke in der zweiten These: „Die Frage, ob dem menschlichen Denken gegenständliche Wahrheit zukomme ist keine Frage der Theorie, sondern eine praktische Frage. In der Praxis muss der Mensch die Wahrheit, i.e. Wirklichkeit und Macht, Diesseitigkeit seines Denkens beweisen. Der Streit über die Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit des Denkens - das von der Praxis isoliert ist - ist eine rein scholastische Frage.“⁸ Was heißt dies nun für unser Vorgehen in einer Sozialismusdebatte?

⁷ Marx/Engels, Die Deutsche Ideologie, MEW 3, S. 35.

⁸ Marx, Thesen über Feuerbach, MEW 3, S. 5.

Ich möchte meine Überlegungen dazu in sechs Thesen zusammenfassen:

Erstens: Das Verständnis dieses eben angeführten historisch-materialistischen Ansatzes von der Bedeutung der Praxis sollte uns davor bewahren, die ausgebreitet vor uns liegenden geschichtlichen Ereignisse im Stile eines dogmatischen, da ökonomistischen und letztlich „kapitulierenden Marxismus“⁹ zu interpretieren, der im schließlichen Ende des sozialistischen Experiments in Europa nur eine „logische“ und daher unausweichliche Konsequenz eines verfrühten, da auf unterentwickelter, unreifer kapitalistischer Basis beruhenden Sozialismus sehen kann. Aus dieser Sicht gehen die noch bestehenden nicht-kapitalistischen Gesellschaften - etwa in China, Vietnam oder Kuba - ebenfalls den unvermeidlichen Weg zurück zu kapitalistischen Verhältnissen. Von jenen Puristen der „abzuwartenden Kapitalentfaltung“ wird denn auch immer wieder die „Rückkehr zum unverfälschten Marx“ gefordert, so als könne man die seitdem vorangeschrittene Geschichte unbeachtet lassen und einfach, als hätte sich nichts besonderes ereignet, wieder unbelastet und rein von vorn beginnen. Doch im Marxismus kann „Theorie nicht als eine dem praktischen Leben gegenüberstehende und von ihm verschiedene, betrachtende, kontemplative Geistestätigkeit aufgefaßt werden (bzw. als deren Produkt), sondern als die sich im Bewußtsein von Subjekten widerspiegelnde gegenständliche Tätigkeit.“¹⁰

Eine puristische Herangehensweise hingegen, die dieses Verhältnis von Theorie und Praxis ignoriert, würde uns zwar der Aufgabe entheben, über die Irrtümer, Fehler und auch Verbrechen, die sich im Namen des Sozialismus ereigneten, nachzudenken, für sie Verantwortung zu empfinden und schließlich Konsequenzen aus ihnen für unser zukünftiges Handeln zu ziehen. Doch damit wären wir als geschichtslose Wesen auch gezwungen, womöglich die Irrtümer vergangener Generationen von Sozialistinnen und Sozialisten zu wiederholen, vor allem wäre uns aber der Blick auf die von der Arbeiterbewegung erreichten Fortschritte verwehrt, die trotz aller zu beklagenden Rückschläge auch von ihren ärgsten Widersachern nicht mehr ungeschehen gemacht werden können.

Zweitens: Dies gilt für die historischen Ereignisse sowohl im Westen wie im Osten, für die Erfolge von Sozialdemokraten wie von Kommunisten.

Mit der Parlamentarisierung der westlichen bürgerlichen Staaten wurde, wie es der linkssozialdemokratische Verfassungstheoretiker Otto Kirchheimer 1928 formulierte, der Rechtsstaatsgedanke, der „ursprünglich das zaghafte Kampfmittel der Schichten von Besitz und Bildung (war), denen es insbesondere darum zu tun war, die Ausschließlichkeit ihrer finanziellen Herrschaft zu befestigen und die Sicherheit ihrer privaten Aktionen nicht den Gefahren einer unzuverlässigen Rechtsprechung auszusetzen, zu einer Grenzscheide zweier

⁹ Domenico Losurdo, Demokratische Revolution oder Restauration? Über den Zusammenbruch des „realen Sozialismus“ in Osteuropa, in: Topos 3, Köln 1994, S. 91.

¹⁰ Hans Heinz Holz, Thesen über die Zukunft des Marxismus S. 58, in: Zukunft des Marxismus, dialectica minora 10, Köln 1995.

kämpfender Gruppen, die beide weit davon entfernt sind, in ihm das endgültige Gesetz der inneren Machtverteilung zu empfinden.“¹¹

Für Rußland galt und gilt, dass mit der Oktoberrevolution - wie es der Austromarxist Otto Bauer seinerzeit formulierte und wie er in den Herforder Thesen zitiert wurde - „zum ersten Mal das Proletariat die Herrschaft über einen großen Staat an sich gerissen“ hat. Damit wurde auch die Lebens- und Entwicklungsfähigkeit eines Gesellschaftsmodells bewiesen, das nicht länger auf dem Privateigentum an Produktionsmitteln beruhte. Dies bleibt eine unleugbare Tatsache, auch wenn dieses Modell schließlich, nach gut sieben Jahrzehnten sehr wechselvoller Erfahrungen und auch großer Erfolge, scheiterte.

Beide geschichtlichen Ereignisse, im Westen wie im Osten, markieren jeweils den Eintritt der geschichts- und machtlosen Massen in die bis dahin nur den besitzenden und gebildeten Schichten zugänglichen politischen Arenen, wo mit ihnen seitdem zu rechnen ist. Für die vorher nur als Idee existierende Vorstellung vom Sozialismus bedeutete dieser Einschnitt, dass er sich nun in der Wirklichkeit zu bewähren hatte, dass zu beweisen war, dass er nicht utopischer Sozialismus, sondern wissenschaftliche Weltanschauung ist. Damit kann aber auch gesagt werden, dass die Menschheit als Ergebnis der europäischen Umwälzungen und Revolutionen am Ende des ersten Weltkrieges und dann global in Folge des zweiten Weltkrieges endgültig in die Epoche des Übergangs zum Sozialismus eingetreten ist, wobei niemand voraussagen kann, welche Ereignisse als nächste eintreten werden, welche Konflikte diese Zeit bereit hält und wie lange der Übergangsprozeß insgesamt dauern wird. Mit Sicherheit wird seine Dauer unser aller Lebenserwartungen bei weitem übersteigen. Doch jede heutige Sozialismuskussion hat meines Erachtens an dieser Epochenbestimmung festzuhalten. Wobei wir zu keinem Zeitpunkt vergessen dürfen, dass die schreckliche Alternative des Herabsinkens in die Barbarei immer gegeben ist!

Drittens: In der gegenwärtigen Phase der allgemeinen Niedergeschlagenheit, der lähmenden Schwäche der sozialistischen Bewegung und des Zweifels so vieler an der überhaupt möglichen Realisierbarkeit einer anderen, zum Kapitalismus alternativen Gesellschaft, ist es angebracht, sich früherer Schwächeperioden der Linken zu erinnern. In seinem Aufsatz „Demokratische Revolution oder Restauration?“ erinnert der italienische Philosoph Domenico Losurdo an die im Lauf der geschichtlichen Entwicklung äußerst unterschiedliche, ja gegensätzliche Bewertung der französischen Revolution: „Denken wir an das, was mit der französischen Revolution seinen Anfang genommen hatte: zum Zeitpunkt, zu dem das eintritt, was alle Geschichtsbücher Restauration nennen, scheint es schwierig, das Scheitern des Programms oder der Hoffnungen des Jahres 1789 in Abrede zu stellen, auf das der Terror, die hemmungslose Korruption der Jahre nach dem Thermidor, die Militärdiktatur und dann das Kai-

¹¹ Otto Kirchheimer, Von der Weimarer Republik zum Faschismus: Die Auflösung der demokratischen Rechtsordnung, S. 36, Frankfurt/M. 1976.

serreich folgten, mit einem Kaiser-Kondottiere, der jede Menge Länder erobert, die er dann Freunden und Verwandten übergibt, einer patrimonialen Staatsauffassung zufolge, die nicht nur jedes demokratische Prinzip mit Füßen tritt, sondern das Ancien Régime in seiner schlimmsten Form wieder einführen will. (...) Im Jahr 1814 waren also die Hoffnungen und die Projekte, die das Jahr 1789 genährt hatte, ausgelöscht. Die Rückkehr der Bourbonen installierte ein Regime, das zweifellos liberaler als der Terror, die Militärdiktatur und das kriegerische und expansionistische Reich war, die der revolutionären Bewegungen gefolgt waren; es bleibt jedoch die Tatsache bestehen, dass diese Rückkehr ein Moment der Restauration bildet."¹² Wer wird bei diesen Zeilen nicht an die gegenwärtige Bewertung des sozialistischen Versuchs erinnert? Womöglich wird die kapitalistische Rückwende auch einmal in den Schulbüchern so einhellig als Restauration bewertet werden, wie dies für den Zeitraum nach dem Wiener Kongreß 1815 für ganz Europa gilt. Wir wissen das nicht.

Viertens: Wenn eine zu führende Sozialismuskussion sich so - wie von mir angedeutet - offen gegenüber dem sozialistischen Erbe und Erfahrungsschatz der verschiedenen Traditionen der Arbeiterbewegung verhält und den Fehler vermeidet, ökonomistisch auf eine „ursprüngliche und reine“ Theorie zurückgehen zu wollen, wo sind dann die Anknüpfungspunkte zu suchen, die uns Antworten auf gegenwärtige Fragen bieten? Ich möchte hier einige Stichworte geben:

Zunächst sollten die Auseinandersetzungen in den noch bestehenden sozialistischen Staaten nicht hochmütig und vorschnell als solche bewertet werden, die nur einen Weg offen lassen, nämlich den der Rückkehr zum Kapitalismus. Womöglich werden jene Skeptiker Recht behalten und werden auch in diesen Ländern die sozialistischen Versuche scheitern. Und doch verdienen die Experimente der Nutzung marktwirtschaftlicher Elemente unter politischer Kontrolle eines sozialistischen Staates (besonders in China und Vietnam) unsere Aufmerksamkeit, werden hier doch gegenwärtig Antworten auf Fragen formuliert, die morgen auch für andere Staaten relevant werden können, die sich von den kapitalistischen Zentren zu emanzipieren versuchen.

In einem engen Zusammenhang mit diesen in ihrem Ausgang offenen Experimenten steht die noch ausstehende Aufarbeitung der staatskapitalistischen Phase unmittelbar nach der russischen Revolution wie der Neuen Ökonomischen Politik ab Ende 1922 in der Sowjetunion. Beide Perioden sind deshalb noch heute von Interesse, da sich in den dort gefundenen Antworten das Problem reflektiert, dass die sozialistische im Unterschied zur bürgerlichen Revolution nie auf das Reifwerden der objektiven Bedingungen für den Sozialismus rechnen kann oder jedenfalls nie in dem Maße, in dem es die bürgerliche Revolution tun konnte.¹³ Unser Augenmerk ist daher auf die in der Geschichte gefundenen Lösungen von Übergangsschwierigkeiten gerichtet, die

¹² Domenico Losurdo, a.a.O., S. 70 f.

¹³ Domenico Losurdo, a.a.O., S. 84.

auch für uns – da wir wieder von vorn beginnen – von Bedeutung sind. Aus einem ähnlichen Grund sollte wir uns erneut mit dem tschechoslowakischen Experiment aus dem Jahre 1968 und mit dem 1963 in der DDR verkündeten „Neuen Ökonomischen System der Planung und Leitung“ beschäftigen, da damals jeweils phantasiereich und undogmatisch auf Krisen des sozialistischen Aufbaus reagiert wurde. Es gibt heute keinen Zweifel, dass der erzwungene Abbruch dieser Experimente für die bis zum Ende andauernde, besonders ausgeprägte Instabilität beider Staaten von erheblicher Bedeutung war.

Anknüpfungspunkte für eine aktuelle Sozialismuskussion ergeben sich aber auch aus der sozialdemokratischen Tradition. Ich erwähne hier nur die Ausarbeitungen der austromarxistischen Sozialdemokratie zwischen den beiden Weltkriegen - niedergelegt etwa in dem Linzer Programm - , auf die die Herforder Thesen im übrigen an mehreren Stellen Bezug nehmen, oder auf die Diskussionen über Wirtschaftsdemokratie zu Beginn der fünfziger Jahre im DGB. In aller Bescheidenheit möchte ich auch auf die 14. der Herforder Thesen hinweisen, in der, in Anlehnung an die damalige französische Diskussion, die „Mindestschwelle der Vergesellschaftung“ definiert wird. All diese Ansätze sind auch heute noch weitaus fruchtbarer, aber auch realitätsnäher, als etwa die willkürlichen Spekulationen über eine „plurale Verteilung von Eigentum, Macht und Einfluß“¹⁴, wie sie sich etwa in neuen programmatischen Papieren der PDS finden.

Fünftens: Eine Sozialismuskussion, in der diese und vergleichbare Antworten erforscht und für eine zukünftige Praxis fruchtbar gemacht werden, hat denn auch nichts gemein mit einem Streben nach einer sozialen Utopie, dem Beschwören einer humanen Gesellschaftsethik oder der bloßen Bewahrung eines historischen Gewissens. Solche Interpretationen würden den von Marx und Engels vollzogenen Übergang vom utopischen zum realistischen Sozialismus ignorieren, denn „dieser Übergang (...), der nicht phantastische Sehnsüchte ausmalt, sondern reale Entwicklungsmöglichkeiten beschreibt und ihre Verwirklichung erstrebt, ist mit der Ausbildung einer Wissenschaft von der Gesellschaft und ihren Triebkräften verbunden“.¹⁵

Den Ausgangspunkt ihrer Wissenschaft von der Gesellschaft benannten Marx und Engels bereits in ihrem Aufsatz zur Deutschen Ideologie: „Die Voraussetzungen, mit denen wir beginnen, sind keine willkürlichen, keine Dogmen, es sind wirkliche Voraussetzungen, von denen man nur in der Einbildung abstrahieren kann. Es sind die wirklichen Individuen, ihre Aktion und ihre materiellen Lebensbedingungen, sowohl die vorgefundenen wie die durch ihre eigene Aktion erzeugten. Diese Voraussetzungen sind also auf rein empirischen Weg konstatierbar. Die erste Voraussetzung aller Menschheitsgeschichte ist natür-

¹⁴ Gregor Gysi, Gerechtigkeit ist modern. Zwölf Thesen für eine Politik des modernen Sozialismus, S. 1.

¹⁵ Hans Heinz Holz, Das Kommunistische Manifest - seine historische Bedeutung, in: Kommunistisches Manifest passé?! Marxismus im 21. Jahrhundert, Köln 1999, S. 100.

lich die Existenz lebendiger menschlicher Individuen. Der erste zu konstatierende Tatbestand ist also die körperliche Organisation dieser Individuen und ihr dadurch gegebenes Verhältnis zur übrigen Natur. (...) Alle Geschichtsschreibung muss von diesen natürlichen Grundlagen und ihrer Modifikation im Lauf der Geschichte durch die Aktion der Menschen ausgehen."¹⁶

Ausgehend von diesem Prinzip stellen sich Fragen nach der jeweiligen gesellschaftlichen Organisation dieses Austausches des Menschen in und mit der Natur, d.h. nach den jeweiligen historischen Produktionsverhältnissen. Gehen wir einen Schritt weiter, so kommen die Eigentumsverhältnisse an den Produktionsmitteln in den Blick. Je nachdem, welches Verhältnis die Menschen zu diesen Produktionsmitteln haben, gehören sie zur Bourgeoisie bzw. zum Proletariat oder - wie wir heute sagen würden - zu den Kapitaleignern oder zu den lohnabhängig Beschäftigten. Sie konstituieren damit jeweils Klassen, die sich unversöhnlich gegenüberstehen und ihren Kampf untereinander ausfechten. Da im Kapitalismus schließlich nur noch zwei Klassen einander gegenüberstehen, enthält dieser Kampf in sich die potenzielle Fähigkeit, die Existenzbedingungen des Klassengegensatzes, d.h. die Klassen überhaupt, aufzuheben.

„Die institutionelle Form, durch die dieser Widerspruch erzeugt, aufrechterhalten und verschärft wird, ist das Privateigentum an den Produktionsmitteln, das, wie es im Kommunistischen Manifest heißt, bürgerliche Eigentum. Es abzuschaffen, bedeutet die Aufhebung dieses Widerspruchs“.¹⁷ Die schließlich zu realisierende Aufhebung des Privateigentums an den Produktionsmitteln stellt damit die Zielperspektive einer jeden ernsthaften Sozialismusdiskussion dar, auch wenn die Verwirklichung dieser Aufgabe heute in weiter Ferne liegt und gegenwärtig bestenfalls einige vorsichtige Schritte gegangen werden können, die diesen Prozeß der Tendenz nach öffnen bzw. offen halten können. Der historische Materialismus bietet demnach, da er von der Natürlichkeit der Menschen, von ihren Elementarbedürfnissen ausgeht, durchaus die Möglichkeit der Entwicklung jenes „integralen Gesamtprojekts“, mit dessen Hilfe der innere Zusammenhalt der Welt als auch die Perspektive ihrer Entwicklung beschrieben werden können. Es gibt daher auch keinen Anlaß, sich von ihm zu verabschieden.

Sechstens: Gestattet mir zum Abschluß einige wenige Anmerkungen über den Stellenwert einer Sozialismusdiskussion im Rahmen der politischen Arbeit einer sozialistischen Partei. Gerade in diesen Zeiten wird in der PDS polemisch über die hergezogen, die die alltäglich zu leistende Politik angeblich lediglich mit Hilfe des kommunistischen Manifestes oder durch den bloßen Verweis auf den Grundwiderspruch bewältigen wollen. „Weg von der Weltrevolution am Küchentisch und hin zu den Problemen der Menschen“ heißt es etwa.¹⁸

¹⁶ Marx/Engels, Die deutsche Ideologie, MEW 3, S. 20 f.

¹⁷ Hans Heinz Holz, Das Kommunistische Manifest, a.a.O., S. 110.

¹⁸ So Petra Pau, Neues Deutschland vom 8. Mai 2000.

Als langjährige ehemalige Mitglieder der SPD kennen wir diese Vorwürfe zur Genüge. In der Tat muss sich gerade eine sozialistische Partei um die Probleme hier und heute kümmern, denn die Menschen können nun einmal „nicht hundert Jahre warten“, wie es Gregor Gysi kürzlich formulierte. Die Autoren der Herforder Thesen waren sich schon damals, 1980, der Notwendigkeit des Gehens kleiner und kleinster reformerischer Schritte bewußt. So besteht denn auch gut die Hälfte des gesamten Textes unter der Überschrift „Für ein sozialdemokratisches Programm der gesellschaftlichen Alternative“ aus Vorschlägen für kurz- und mittelfristige Reformen. Und wir kannten sehr wohl die berühmte Formulierung von Karl Marx in seinem Brief an Wilhelm Bracke, dass „jeder Schritt wirklicher Bewegung wichtiger ist als ein Dutzend Programme“. Wir wußten aber auch, dass Marx in demselben Brief bedauerte, über das Eisenacher Programm aus Zeitgründen nicht hinausgehen zu können, er also nicht kein Programm, sondern ein besseres forderte. Denn wer wollte ernsthaft bezweifeln, dass Theorien handlungsorientierend wirksam werden, indem sie „die Richtung der Veränderung der Wirklichkeit“¹⁹ weisen. Den Beleg für die Richtigkeit dieser Annahme hatten seinerzeit auch die Herforder Thesen geliefert, die, in vielfacher Auflage als theoretische Anleitung und als Schulungsmaterial mehreren Juso-Generationen dienten und mit dazu beitrugen, dass sich eine marxistische Orientierung über viele Jahre in der SPD halten konnte.

Eine Sozialismusdiskussion, die das Erbe der Arbeiterbewegung anerkennt, es kritisch bewertet und es in der Perspektive der Aufhebung der kapitalistischen Produktionsweise weiterentwickelt, ist daher existenziell für eine sozialistische Partei, will sie nicht ihre besondere Bestimmung verlieren und zu einer gewöhnlichen Partei herabsinken, die sich auf Dauer in der Gegenwart einrichtet und mit einigen Korrekturen am kapitalistischen System begnügt.

¹⁹ Hans Heinz Holz, Thesen über die Zukunft des Marxismus, a.a.O., S. 58.

Horst Heininger

Ist die „Profitdominanz“ innerhalb der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung zu überwinden?

Zum Kapitalismusbild in der programmatischen Debatte der PDS

In der programmatischen Diskussion der PDS spielt seit längerem der Streit über den heutigen Kapitalismus, das heutige Kapitalismusbild eine große Rolle.¹ Streitfragen sind hier bekanntlich solche Problemstellungen wie das Verhältnis von Kapitalismus und Moderne, die Orientierung auf eine Begrenzung oder gar Brechung der „Profitdominanz“, die Rolle von Markt und Marktwirtschaft im Rahmen von Reformalternativen, die Einschränkung von kapitalistischem Eigentum bei der Durchsetzung alternativer, sozialistischer Vorstellungen und andere Probleme.

Dabei sind zwei Streitparteien entstanden, die sich seit langem in ihren Grundpositionen unverändert gegenüberstehen: *zum einen* die „Reformer“, die vor allem entschieden auf der Grundthese bestehen, daß die heutige Gesellschaft allein mit der Kennzeichnung „Kapitalismus“ nicht wirklichkeitsgerecht erfaßt werden könne; denn sie weise zugleich Vorzüge, bestimmte Zivilisationsgewinne auf (vor allem in Gestalt der pluralistischen Demokratie, des Marktes und des Rechtsstaates), die mit dem Begriff „Moderne“ erfaßt würden; *zum anderen* die „Traditionalisten“, die nach wie vor von den Grundpostulaten der marxistischen politischen Ökonomie ausgehen - einschließlich der Theorie vom Monopolkapitalismus und der SMK-Theorie - und das „Moderne-Konzept“ vom Doppelcharakter der heutigen Gesellschaft als Kapitalismus auf der einen und Moderne auf der anderen Seite ablehnen.²

Diese Kontroverse ist keineswegs ein bloßer Streit um Begriffe; wäre dem so, könnte man rasch zur Tagesordnung übergehen. Bei näherem Zusehen zeigt sich schnell, daß es um weit mehr geht, nämlich letztlich darum, auf welche Kernpunkte alternative Konzepte und Reformalternativen zu orientieren sind und wie die Tragweite der gesellschaftlichen Veränderungen einzuschätzen ist, die mit deren Durchsetzung in der heutigen Gesellschaft verbunden wäre. Ein exaktes Kapitalismusbild ist dazu ebenso notwendig wie die präzise Begriffsbestimmung bei der Formulierung des Ziels alternativer Vorstellungen.

¹ Der Streit dauert zu einigen dieser Fragen wie z.B. zum „Modernekonzept“ nun schon etwa 10 Jahre, ohne daß es zu einer klärenden Auseinandersetzung gekommen wäre.

² Ich beziehe mich hier vor allem auf die letzten Positionsbestimmungen beider Streitparteien, die in folgenden Veröffentlichungen enthalten sind: „Thesen zur programmatischen Debatte der PDS“ und das Votum zu diesen Thesen von Benjamin/Heuer/Wolf sowie die Buchveröffentlichung „Reformalternativen sozial-ökologisch-zivil“ Berlin 2000 (nähere Quellenangaben hierzu siehe Anmerkung 3).

Im folgenden werde ich mich mit einigen zentralen Thesen des „Kapitalismus-Streits“ auseinandersetzen, die mit der Einführung des Begriffs „Profitdominanz“ verbunden sind. Die dabei verwendeten Begriffe sollen auf ihre Aussagekraft „abgeklopft“ und die dahinter stehenden Inhalte deutlich gemacht werden.

Einleitend: Einige Anmerkungen zum „Moderne-Konzept“

Eine Darstellung der Kontroversen zum Verhältnis von Kapitalismus und Moderne würde den Rahmen dieses Artikels sprengen; die gegensätzlichen Grundpositionen sind aber seit langem bekannt und bis in die jüngste Zeit hinein mehrfach in aller Ausführlichkeit veröffentlicht worden. Gegen das „Moderne-Konzept“ werden seit langem starke Einwände erhoben - am ausführlichsten und gründlichsten von Heinz Jung in seinen Beiträgen aus den Jahren 1991 bis 1996. Mehrfach haben sich auch weitere Kritiker dieses Konzepts zu Wort gemeldet - erst unlängst wieder Vertreter des „Marxistischen Forums“.³ Ich stimme mit den Grundpositionen der in diesen Beiträgen vertretenen Ablehnung des „Moderne-Konzepts“ überein. Mir geht es im folgenden zunächst um einige ergänzende Aspekte der Kritik an diesem Konzept, bevor ich mich mit der Problematik der „Profitdominanz“ beschäftige, die mit dem „Moderne-Konzept“ eng verknüpft ist.

Zuerst zum Verhältnis von *Kapitalismus und Moderne*: Die Vertreter des „Moderne-Konzepts“ weisen selbst zu Recht auf die vielfachen Äußerungen von Marx und Engels seit dem Kommunistischen Manifest hin, daß der Kapitalismus die höchste Form der Ausbeutergesellschaft in der Geschichte ist, indem er die gesamte Gesellschaft dem Profitstreben, den Verwertungsinteressen

³ Eine umfassende Literaturangabe ist im Rahmen dieses Artikels nicht möglich. In den 90er Jahren erschien eine Fülle von Artikeln in Zeitschriften und Zeitungen, hier vor allem im Neuen Deutschland, Berlin. Ich kann hier nur einige wichtige Titel anführen: Michael Brie/Dieter Klein (Hrsg.), *Umbruch zur Moderne?* Hamburg 1991; Heinz Jung, *Die Moderne - eine durch die kapitalistische Realität überwältigte Verheißung*, in: Dieter Boris/Willi Gerns/Heinz Jung (Hg.), *Keiner redet vom Sozialismus, aber wir. Die Zukunft marxistisch denken*, Bonn 1992; Heinz Jung, *Der Realsozialismus - die unterlegene Moderne*, Z, Nr.10, Juni 1992; Michael Brie/Dieter Klein, *Der Engel der Geschichte. Befreiende Erfahrungen einer Niederlage*, Berlin 1993; Heinz Jung, *Marktwirtschaftliche Moderne oder kapitalistische Klassengesellschaft*, in: *In großer Sorge. Was denkt, was will das Marxistische Forum?* Berlin 1995; *Zur Programmatik der Partei des demokratischen Sozialismus. Ein Kommentar*, Rosa-Luxemburg-Stiftung, Schriften 1, Berlin 1997; „Thesen zur programmatischen Debatte“ von der Programmkommission sowie das Votum zu den Thesen von M. Benjamin, U.-J. Heuer und W. Wolf, in: *Presse-dienst PDS*, Nr.47, 26.11.1999; *Reformalternativen, sozial-ökologisch-zivil*, Rosa-Luxemburg-Stiftung, Schriften 2, Berlin 2000. Zum Verhältnis von Kapitalismus und Moderne im Zusammenhang mit Fragen der SMK-Theorie siehe: Horst Heininger, *Zur Aktualität der Theorie des staatsmonopolistischen Kapitalismus I. Der formationstheoretische Aspekt*, Z, Nr. 31, September 1997, S.54 ff. Außerdem verweise ich auf die Diskussionsrunden im Neuen Deutschland, Berlin, im März und September/Okttober 1995 sowie im März/April und Dezember 1996, an denen sich vor allem Heinz Jung, Michael Brie und Dieter Klein beteiligten. Im März/April 2000 kam es im Rahmen der Programmdebatte erneut zu einem Meinungsstreit über das Verhältnis von Kapitalismus und Moderne.

sen des Kapitals unterordnet und daß er *zugleich* bedeutende Zivilisationsfortschritte in der Gesellschaft ermöglichte und solche Fortschritte auch weiter ermöglicht. Unter den politischen Errungenschaften sind die pluralistische Demokratie und der Rechtsstaat wohl die wichtigsten. Und ich stimme den Autoren auch völlig zu, wenn sie hervorheben, daß die Mißachtung und Beseitigung dieser Zivilisationsfortschritte in den Gesellschaften des „Realsozialismus“ wesentliche Ursachen für deren Untergang waren.

Nur leuchtet nicht ein, daß man deswegen von zweierlei, von zwei verschiedenen Gesellschaftsbereichen sprechen muß - von Kapitalismus, der von der Moderne zu unterscheiden sei und von Moderne, die mit Kapitalismus nichts zu tun habe. Es geht doch um Zivilisationsfortschritte und deren institutionelle Ausprägung, die ständig in einem unlöslichen Zusammenhang und in einer Wechselwirkung mit der kapitalistischen Ordnung stehen. Sie gelangten mit der vollen Herausbildung der bürgerlichen Gesellschaft, mit der modernen bürgerlichen Gesellschaft zur Geltung und bewahren seither ihre Bedeutung für den Fortschritt in der Gesellschaft; sie wurden und werden aber in dieser Rolle zugleich durch die inneren Konflikte des kapitalistischen Systems beeinflußt, eingeschränkt und deformiert und unterliegen dabei den jeweiligen Kräfteverhältnissen zwischen den Klassen, sozialen Gruppen und politischen Kräftegruppierungen. Und die politische Linke gerät immer häufiger in die Rolle eines Verteidigers dieser Zivilisationsfortschritte der bürgerlichen Revolution. Auf die Konflikte zwischen den realen politischen Zuständen in der kapitalistischen Gesellschaft und den zivilisatorischen Fortschritten der bürgerlichen Revolution wies Marx schon in seinen frühen Schriften am Beispiel der Menschenrechte, z.B. der Presse- und Redefreiheit hin: „Das Menschenrecht der Freiheit hört auf ein Recht zu sein, sobald es mit dem *politischen* Leben in Konflikt tritt, während der Theorie nach das politische Leben nur die Garantie der Menschenrechte, der Rechte des individuellen Menschen ist, also aufgegeben werden muß, sobald es seinem Zwecke, diesen Menschenrechten widerspricht. Aber die Praxis ist nur die Ausnahme, und die Theorie ist die Regel.“⁴

Wenn von Menschenrechten gesprochen wird, sind gemeinhin die politischen Menschenrechte wie Rede- und Versammlungsfreiheit, Freizügigkeit, Gleichheit vor dem Gesetz, Anspruch auf Rechtsschutz, Teilnahme an freien Wahlen u.a. Rechte gemeint. Dabei wird oftmals vergessen, daß es zumindest noch eine weitere Kategorie von Menschenrechten, die sozialen Rechte gibt, für deren Durchsetzung die Arbeiterbewegung seit ihrer Entstehung gekämpft hat. Und es ist eine Tatsache, daß die sozialistischen Staaten auf internationaler Ebene beharrlich für die gleichberechtigte Anerkennung sozialer Menschenrechte wie ein Mindestmaß an sozialer Sicherheit (Arbeit, Wohnung, Ernährung, Gesundheit u.a.) sowie an Bildung unabhängig von der ökonomischen Lage und anderen Kriterien eingetreten sind und dabei auf den erbitterten Widerstand

⁴ Karl Marx/Friedrich Engels, Werke, Band 1, Berlin 1976, S.367.

der Vertreter der „modernen kapitalistischen Gesellschaften“ stießen.⁵ In diesem Zusammenhang kann ich nicht umhin, wenigstens kurz auf das Verhältnis zwischen „Realsozialismus“ und Moderne einzugehen.

„Realsozialismus“ und Moderne

Nach den Autoren des „Moderne-Konzepts“ ist die DDR erst mit ihrem Anschluß an die BRD in der Moderne angekommen. „Die stalinistisch geprägten Gesellschaften sind letztlich gescheitert, weil sie die zivile Gesellschaft an ihrer Herausbildung bzw. Entfaltung gehindert und weil sie die politische Gesellschaft, die Macht- und Herrschaftsmechanismen darüber gesetzt und verabsolutiert haben. In diesem Sinne hatte sich der Staatssozialismus als Modell und als Ideologie im unauflösbaren Konflikt mit Moderne und Aufklärung befunden. Seine Überwindung ist, so gesehen, eine der zivilisatorischen Leistungen dieses Jahrhunderts - und zwar unbeschadet dessen, daß dieser Prozeß vorerst nicht in eine sozialistische Moderne mündete.“⁶ Der „Realsozialismus“ war also nur ein historischer Irrweg und hatte mit der Moderne nichts zu tun?

Heinz Jung hat bereits vor acht Jahren ein überzeugendes Gegenkonzept vorgelegt.⁷ Er vertritt die These vom Realsozialismus als einer unbewältigten neuen Stufe der Moderne, der gerade daran gescheitert sei (S.102) und bezieht sich in diesem Zusammenhang auf die sozialen Errungenschaften der sozialistischen Länder unter Bedingungen einer weit geringeren ökonomischen Effizienz als die der führenden kapitalistischen Industrieländer. „Aber gerade dies verweist darauf, daß sie nicht das Abfallprodukt einer guten Konjunktur oder Ergebnis nachträglicher Korrekturen des Sozialstaats waren, sondern den Grundantrieben einer neuen Stufe der Moderne entsprangen, die die Lösung der sozialen Frage des 19. und 20. Jahrhunderts zu ihrem Anliegen gemacht hatte. Und das auf dem, nach heutigen Maßstäben, Produktivkraftniveau von Entwicklungsländern!“ (S.104-105). In diesem Sinne war der „Realsozialismus“ gegenüber dem Kapitalismus eine „fortgeschrittene Stufe der Moderne“ (S.103).

Wohlgermerkt, es sollen hier nicht die Mängel, Schwächen und politischen Entartungen der „realsozialistischen“ Gesellschaften und die daraus resultierenden Ursachen für deren Untergang beschönigt oder gar geleugnet werden; sondern es geht darum, das Verhältnis der Moderne zu den beiden unterschiedlichen Gesellschaftssystemen nüchtern und unvoreingenommen zu be-

⁵ Sicherlich haben die sozialistischen Staaten mit ihrem massiven Eintreten für die internationale Anerkennung sozialer Menschenrechte auch die Absicht verbunden, von der Nichteinhaltung politischer Menschenrechte in ihren Ländern abzulenken; aber dies galt auch für die kapitalistischen Staaten hinsichtlich der einseitigen Orientierung auf die politischen Menschenrechte bei einem gleichzeitigen Unvermögen, soziale Rechte staatlich zu garantieren.

⁶ Zur Programmatik der Partei des Demokratischen Sozialismus. Ein Kommentar, a.a.O., S.252.

⁷ Heinz Jung, Der Realsozialismus - die unterlegene Moderne. Sturz und Restaurationsperspektiven, Z, Nr.10 Juni 1992. Seitenangaben im Text beziehen sich auf diesen Artikel.

trachten und damit die oben angeführte einseitige Betrachtungsweise zum Verhältnis von DDR und Moderne zurechtzurücken. So wie zum Kapitalismus die Unterordnung der Gesellschaft unter die Interessen der Kapitalverwertung gehört und zugleich Zivilisationsgewinne der Moderne vorhanden sind, die auch noch weiter entwicklungsfähig sind, genau so gehörten zum „Realsozialismus“ bestimmte zivilisatorische Fortschritte der Moderne vor allem auf sozialem Gebiet und zugleich bedeutende gesellschaftliche Defizite, die seine Unterlegenheit gegenüber dem kapitalistischen Gesellschaftsmodell bewirkten. Beide Seiten gehörten jeweils zusammen, bedingten und bestimmten einander. Eine aus diesen gesellschaftlichen Zusammenhängen getrennte „Moderne“ vermag ich nicht zu erkennen.

Ich denke, die von einem Diskussionsteilnehmer geäußerte Vermutung trifft wohl irgendwie zu, daß Michael Brie im Grunde mit seiner Auffassung von Kapitalismus und Moderne „immer noch - allerdings negativ - auf die gescheiterte DDR fixiert (ist)“.⁸ Hieraus resultiert möglicherweise die starke Hervorhebung von Rechtsstaat, pluralistischer Demokratie und Markt als Zivilisationsfortschritte der Moderne und zugleich deren Herauslösung aus der jeweiligen gesellschaftlichen Bedingtheit.

Abschließend noch eine Bemerkung über die *Position von Marx und Engels zum Verhältnis von Kapitalismus und Moderne*:

Die Vertreter des „Moderne-Konzepts“ berufen sich vielfach auf deren Zeugenschaft.⁹ Marx und Engels gebrauchten vielfach die Begriffe „moderne bürgerliche Gesellschaft“ oder auch „moderne kapitalistische Produktionsweise bzw. Gesellschaft“. Sie verstehen darunter „die Gesellschaft der großen industriellen Produktion und der freien Konkurrenz, d.h. die moderne bürgerliche Gesellschaft.“¹⁰ Mir ist keine einzige Aussage bekannt, mit der eine Gegenüberstellung von Kapitalismus und Moderne im Sinne des „Moderne-Konzepts“ belegt werden kann. Auch die Vertreter dieses Konzepts können keinen entsprechenden Beleg anführen.

Diese Trennung von Kapitalismus und Moderne ist für einen weiteren Zusammenhang des „Moderne-Konzepts“ von Bedeutung: für die Einschätzung der „Profitdominanz“, vor allem der Aussichten für die Begrenzung und Brechung dieser „Dominanz“ durch Reformalternativen.

Profitregulierung versus „Profitdominanz“

Zuerst einmal ist festzuhalten, daß der Begriff „Profitdominanz“ von den Vertretern des „Moderne-Konzepts“ - vor allem von Dieter Klein - aufgebracht

⁸ Hans-Henning Adler, „Die Moderne“ - ein ungeeigneter Begriff für die Programmdiskussion, Neues Deutschland, Berlin, 20. April 2000.

⁹ Siehe z.B.: Zur Programmatik ..., a.a.O., S.26 ff.

¹⁰ Marx/Engels, Werke, Band 13, S.46. Siehe z.B. auch: Band 4, S. 212, 342, 463; Band 6, S.244, 252 ff.; Band 8, S.116; Band 16, S.241; Band 31, S.466-67 usw.

wurde. Von ihnen stammen auch die inhaltlichen Interpretationen dieses Begriffs. Wir lesen an verschiedenen Stellen ihrer Veröffentlichungen die folgenden zunächst sehr einleuchtenden Erklärungen: „Die Dominanz des Profits ... (ist) wichtigster Entscheidungsmaßstab in Wirtschaft und Gesellschaft ...“ „Die allgegenwärtige Profitdominanz ist die tiefste Wurzel dafür, daß soziale Gerechtigkeit, emanzipatorische Ansprüche und Umwelterfordernisse im Wettbewerb stets hinter Kapitalrentabilität rangieren.“¹¹ Oder an anderer Stelle: „Die Dominanz des Profits als Grundmaß aller Dinge zu überwinden, das halten wir für den Kern des Übergangs zu einer besseren Gesellschaft, die die Menschheitsprobleme der Gegenwart zu lösen vermag“.¹²

Diesen Feststellungen ist voll zuzustimmen, sofern „Profitdominanz“ als Synonym für die Begriffe der marxistischen politischen Ökonomie „Profitsystem“ oder auch bloß „Profit“ gebraucht wird. Der Kontext an verschiedenen Stellen läßt das auch zunächst vermuten. Eine Definition von „Profitdominanz“ geben die Autoren allerdings nicht. In der weiteren Ausführung dieses Konzepts werden wir jedoch erneut auf die „Moderne“ verwiesen. „Die Gesellschaft der Bundesrepublik ist eine *kapitalistische*. Denn ihre Entwicklung wird durch Kapitaleigentum und Profit dominiert. Die Gesellschaft ist ferner eine *moderne* in dem Sinne, daß sie über Institutionen mit dem Charakter von Entwicklungs- oder Evolutionspotentialen verfügt.“ Da „aber die kapitalistische Moderne diese ihre Basisinstitutionen nicht oder nur höchst unvollkommen aus der Dominanz der Kapitalverwertung herauszulösen vermochte, blieb ihre Evolutionsfähigkeit trotz sozialstaatlicher Entwicklung so begrenzt, daß globale Bedrohungen und innere Großprobleme auch in den Industrieländern die Folge sind.“¹³

Jetzt wird die Frage der „Profitdominanz“ nicht mehr erstrangig auf die kapitalistische Gesellschaft bzw. auf die kapitalistische „Seite“ dieser Gesellschaft bezogen, sondern auf die „Herauslösung“ der Basisinstitutionen der „Moderne“ (pluralistische Demokratie, Markt und Rechtsstaat) aus der Dominanz der Kapitalverwertung. Damit erfährt der Begriff der „Profitdominanz“ eine starke Einengung und kann nicht mehr als Synonym für den marxistischen Profitbegriff gelten. Überdies bleibt das ganze Konzept der „Herauslösung der Moderne aus den Zwängen der Kapitalverwertung“ höchst unklar.

Und weiter: Nach Meinung der Autoren hat es bereits eine Periode gegeben, in der die Profitdominanz wesentlich eingeschränkt wurde. Sie konstatieren „einen historischen Prozeß der Relativierung dieser Dominanz“ seit der „absoluten Dominanz des Profits als Maß aller gesellschaftlichen Entwicklung“ im 19. Jahrhundert. „In der kapitalistischen Moderne nach dem Zweiten Weltkrieg bis zur Mitte der siebziger Jahre wurde dieses Maß durch Entfaltung des Sozialstaats, Rechtsstaatlichkeit, zivilgesellschaftliche Ansätze und demokrati-

¹¹ Reformalternativen sozial-ökologisch-zivil, a.a.O., S.71, S.75.

¹² Zur Programmatik ..., a.a.O., S.123.

¹³ Ebenda, S.135.

schen Wertewandel stark relativiert. ... Eine sozial relativierte Dominanz des Kapitaleigentums und des kapitalistischen Gewinns, eine Art Halbdominanz, war das Charakteristische dieser Phase.“¹⁴

Mit diesen Formulierungen treten nun noch weitere Unklarheiten und Widersprüche des Konzepts der „Profitdominanz“ hinzu. Jetzt waren nach dieser Lesart in der Nachkriegszeit bis in die siebziger Jahre „Profitdominanz“ wie auch „Dominanz des Kapitaleigentums“ durch „soziale Relativierung“ (d.h. vor allem durch den „Sozialstaat“) bis zur Hälfte beseitigt worden!

Natürlich gibt es die historische Tendenz einer Verbesserung der sozialen Lage der werktätigen Schichten. Sie ist das Ergebnis eines erbitterten Ringens der Arbeiterbewegung, einen Anteil an dem wachsenden Reichtum der Industrieländer zur Verbesserung ihrer sozialen Lage zu erhalten. Und einige Jahrzehnte hindurch wirkte auch der Systemwettbewerb zwischen Kapitalismus und Sozialismus als Unterstützung der Arbeiterbewegung in den kapitalistischen Ländern in ihrem sozialen Kampf. Art und Umfang der Durchsetzung dieser Tendenz waren immer die Resultante des Kräfteverhältnisses zwischen den Klassen und Schichten - wie wir gerade jetzt mit der neoliberalen Rücknahme von bisherigen Errungenschaften erleben. Diese sozialen Prozesse mit der Entwicklung der „Profitdominanz“ zu verbinden, heißt diese auf einen Gradmesser für die Durchsetzung sozialer Errungenschaften reduzieren - unabhängig von der Entwicklung des Profitsystems in der jeweiligen kapitalistischen Gesellschaft.

Damit sind wir bei einem weiteren Einwand gegen diese Betrachtungsweise der „Profitdominanz“. Wenn man sich die mit dem Attribut „Halbdominanz“ versehene Phase der Nachkriegsentwicklung genauer ansieht, so wird man sehr schnell feststellen, daß das kapitalistische Profitsystem sehr intakt war. Es war eine historische Phase, die durch das Zusammenfallen besonderer Bedingungen ein starkes Wirtschaftswachstum aufwies, zugleich durch eine beispiellose Hochrüstung, durch blutige Kolonialkriege imperialistischer Staaten und eine Ausplünderung der Entwicklungsländer durch alle kapitalistischen Industrieländer gekennzeichnet war. Mit dem Hinweis auf den „Sozialstaat“ in kapitalistischen Staaten Europas von „Halbdominanz“ des Profits zu sprechen, ist daher auch aus dieser Sicht eine sehr eingeeengte Betrachtungsweise.

Aber noch wichtiger ist die Frage, was bei einem solchen Konzept unter Profit und damit auch unter Profitdominanz verstanden wird. Folgt man der Logik des vorstehend dargestellten Konzepts der „Halbdominanz“, dann ist ein Fortschritt bei der sozialen Sicherung der Werktätigen („Sozialstaat“), d.h. eine gewisse Korrektur der sozialen Folgen des Profitmechanismus, der aber die Kapitalherrschaft insgesamt nicht beeinträchtigt, bereits eine Einschränkung des Profitsystems und nicht in erster Linie die Durchsetzung günstigerer Verteilungsverhältnisse entsprechend den vorhandenen Kräfteverhältnissen zwischen den Klassen und Schichten der kapitalistischen Gesellschaft.

¹⁴ Ebenda, S.126.

Damit sind wir beim Kern des Problems „Profitdominanz“ angelangt. In der marxistischen politischen Ökonomie wird bekanntlich unter Profit nicht schlechthin ein Gewinn der Unternehmer, der Kapitalisten verstanden, sondern es handelt sich um die zentrale Zielstellung, das Bewegungsgesetz und zugleich um das regulierende Element der kapitalistischen Wirtschaftsentwicklung. Die Autoren äußern sich dazu selbst an mehreren Stellen, so z.B. im „Kommentar“: „In den gegenwärtigen westlichen Gesellschaften ist der auf dem kapitalistischen Privateigentum beruhende Profitmechanismus der archimedische Punkt für das Funktionieren der Wirtschaft. Entscheidungsgewalt in der Wirtschaft haben die Unternehmer. Und sie haben diese Macht kraft des Kapitaleigentums. ... Das Kapitaleigentum erscheint also in der Dominanz des Profits als bestimmendes Maß des Wirtschaftens.“¹⁵ Oder an anderer Stelle bei den „Reformalternativen“: „Gegenwärtig ist der Unternehmensgewinn im Verhältnis zum vorgeschossenen Kapital, die Rentabilitäts- oder Profitrate also, für die einzelnen Unternehmen das maßgebliche Kriterium für die ökonomische Realisierung ihres Eigentums an den Produktionsmitteln bzw. an den Wirtschaftsressourcen und der Maßstab ihrer Wirtschaftsführung ...“¹⁶

Solche Formulierungen zeigen ein anderes Konzept der „Profitdominanz“ als dasjenige der „Halbdominanz“ zu Zeiten der „Blüte des Sozialstaats“; ja, sie stehen in direktem Widerspruch zu diesem. Hier werden jetzt wesentliche Zusammenhänge des Funktionsmechanismus der kapitalistischen Wirtschaft und die zentrale Rolle des Profits in diesem Mechanismus benannt. Und dennoch: Mit diesen Formulierungen sind die Gesamtzusammenhänge des kapitalistischen Profitmechanismus noch immer nicht ausreichend erfaßt. Ich muß auf diese Zusammenhänge noch näher eingehen, weil dies für die Beurteilung des Konzepts einer Einschränkung und schließlich gar Brechung der „Profitdominanz“ durch Reformalternativen unerlässlich ist.

Zunächst einmal: Kapitalherrschaft und „Profitdominanz“ gehören in den von Marx und Engels untersuchten Zusammenhängen kapitalistischer Kapitalverwertung zusammen. „Die wahre Schranke der kapitalistischen Produktion ist das Kapital selbst, ist dies: daß das Kapital und seine Selbstverwertung als Ausgangspunkt und Endpunkt, als Motiv und Zweck der Produktion erscheint; daß die Produktion nur Produktion für das Kapital ist und nicht umgekehrt die Produktionsmittel bloße Mittel für eine stets sich erweiternde Gestaltung des Lebensprozesses für die Gesellschaft der Produzenten sind.“¹⁷ Und weiter: „Produktion von Mehrwert oder Plusmacherei ist das absolute Gesetz dieser Produktionsweise.“¹⁸ Und schließlich: „... nicht Befriedigung der Bedürfnisse, sondern Produktion von Profit (ist) Zweck des Kapitals ...“¹⁹

¹⁵ Ebenda, S.124-125.

¹⁶ Reformalternativen ..., a.a.O., S.74.

¹⁷ Marx/Engels, Werke, Band 25, S.260.

¹⁸ Marx/Engels, Werke, Band 23, S.647.

¹⁹ Marx/Engels, Werke, Band 25, S.267.

Aus diesen Überlegungen und Feststellungen ergeben sich folgende Schlussfolgerungen hinsichtlich der Rolle von Profit und „Profitdominanz“: Kapitalherrschaft und Profitdominanz gehören zusammen, bedingen einander. Profitdominanz kann in erster Linie nur heißen, daß der Profit als bestimmendes Prinzip der Wirtschaftsentwicklung existiert, solange das Kapital als vorherrschende Eigentumsform vorhanden ist. Dabei ist der Profit nicht nur Ziel des kapitalistischen Wirtschaftens, sondern zugleich wesentlicher Bestandteil des regelnden Mechanismus für das Funktionieren kapitalistischer Wirtschaftsentwicklung.²⁰ „... der Profit (ist) der einzige Regulator für die kapitalistische Produktion.“²⁰

Bei der Beantwortung der Frage nach der „Profitdominanz“ geht es also nicht darum, ob der Profit hoch oder niedrig ist, ob er „sozial relativiert“ ist oder mit Rüstungsgeschäften erzielt wurde oder aber im Ergebnis staatlicher Anreize von Kapitalanlagen in Bereichen sozialer Dienstleistungen stammt; es ist in diesem Zusammenhang allein entscheidend, ob der Profit das vorherrschende, regelnde Prinzip ökonomischer Entwicklung ist oder nicht. Und diese Rolle des Profits ist unlöslich mit dem Verwertungsstreben des kapitalistischen Eigentums, mit dem Charakter des Kapitals verbunden: Solange kapitalistisches Eigentum die vorherrschende - oder besser herrschende - Eigentumsform ist, bleibt „Profitdominanz“ als Zielstellung und regelndes Prinzip wirtschaftlicher Entwicklung erhalten. Jede Einschränkung oder gar Beseitigung dieser Dominanz ist daher mit Eingriffen in die kapitalistischen Eigentumsverhältnisse verbunden. Damit sind wir bei einer nächsten Frage: Reformalternativen zur „Profitdominanz“.

Reformalternativen und „Profitdominanz“

Die Autoren des „Moderne“- und „Profitdominanz“-Konzepts messen der Überwindung der Profitdominanz eine zentrale Rolle bei der Verwirklichung von Reformalternativen zu: „Die Dominanz des Profits als wichtigster Maßstab wirtschaftlicher Entscheidungen und letzten Endes auch der gesellschaftlichen Entwicklung insgesamt zu überwinden - das halten wir für den Kern von Reformalternativen für den Übergang zu einer besseren Gesellschaft, in der die gesellschaftlichen Großprobleme lösbar werden.“²¹ Und ein wesentlicher Schritt in diese Richtung sei die Bewahrung der „Moderne-Qualitäten“, ohne die es keine entwicklungsoffene Gesellschaft sozialer und ökologischer Nachhaltigkeit geben könne. „Doch solche Bewahrung verlangt die Herauslösung der Moderne aus der deformierenden Profitdominanz.“²²

Die Verfasser entwickeln vor allem in der Buchveröffentlichung „Reformal-

²⁰ Marx/Engels, Werke, Band 26.2, S.334; Gemeint ist hier das Wirken eines Preis- und Profitmechanismus, wie er in der marxistischen politischen Ökonomie mit Bezug auf die Marxsche Analyse der Rolle des Profits im kapitalistischen Regulierungsmechanismus dargestellt wird.

²¹ Reformalternativen sozial-ökologisch-zivil, a.a.O., S.74.

²² Thesen zur programmatischen Debatte, a.a.O., S.4.

ternativen“ ausführlich ein Konzept, wie die Überwindung der „Profitdominanz“ in Angriff zu nehmen und schließlich durchzusetzen sei. Es gehe zunächst darum, die Profitinteressen anderen Zielen und Interessen unterzuordnen. „Linke Reformalternativen gründen nach unserer Auffassung auf dem Anspruch, die unternehmerischen Gewinninteressen in die Durchsetzung sozialer Gerechtigkeit, ökologischer Nachhaltigkeit, Geschlechtergleichstellung und international-solidarischen Handelns einzubetten und sie diesen Zielen unterzuordnen.“²³ Oder in den programmatischen Thesen: „Die Dominanz des auf den Märkten bestimmenden Entscheidungsmaßstabs, des Profits vor allem der großen Kapitale, muß gebrochen und durch die Einordnung des unternehmerischen Gewinninteresses in soziale und ökologische Entwicklungskriterien abgelöst werden.“²⁴ Diese „Einbettung“ und schließlich auch „Brechung“ der „Profitdominanz“ sollen vor allem durch Eingriffe in die Eigentumsverhältnisse und durch eine neue „Regulationsweise“ erreicht werden.²⁵

Die Eingriffe in die bestehenden Eigentumsverhältnisse halten sie für einen entscheidenden Vorgang. Dabei gehen sie zu Recht von der Tatsache aus, daß eine umfassende Vergesellschaftung und Enteignung kapitalistischen Eigentums, die sich als grundlegender Fehler des „Realsozialismus“ erwiesen haben, nicht in Frage kämen. Vielmehr gehe es um eine „Aufhebung“ des kapitalistischen Eigentums im Hegelschen Sinne, d.h. vor allem um eine Einschränkung der Verfügungsrechte der Kapitaleigentümer.²⁶ „Wir halten für das Entscheidende, die Verfügung über das Kapitaleigentum in demokratischen Reformen nach und nach einschneidend zu verändern. Dies ist Veränderung der Eigentumsverhältnisse.“²⁷ Die Autoren gehen im Einzelnen darauf ein, welche Wege beschritten werden könnten, um eine solche Einschränkung der Verfügungsgewalt über das Kapitaleigentum durchzusetzen und heben dann einen zweiten Aspekt der Überwindung der „Profitdominanz“ hervor. „Ein Pluralismus der Eigentumsformen, eine für soziale, ökologische, emanzipatorische Entwicklung sinnvolle Kombination verschiedener Eigentumsformen ist der zweite Zugang zur Überwindung der Profitdominanz in der Gesellschaft.“²⁸ Hierzu zählen privates, genossenschaftliches und auch öffentliches Eigentum auf Bundes-, Länder- und kommunaler Ebene. Auch die Möglichkeit einer Überführung kapitalistischen Eigentums in Gemeineigentum wird nicht ausgeschlossen, wenn „... (sich) die Konzentration privater Wirtschaftsmacht ... ih-

²³ Reformalternativen ..., a.a.O., S.75.

²⁴ Thesen zur programmatischen Debatte, a.a.O., S.20.

²⁵ In den folgenden Ausführungen konzentriere ich mich auf diese beiden Aspekte der Durchsetzung einer Reformalternative, da sie in unmittelbarem Zusammenhang mit der Frage nach der Einschränkung und Beseitigung der „Profitdominanz“ stehen. Ich stelle mir in diesem Artikel nicht die Aufgabe, generell zu dem Konzept der Reformalternativen Stellung zu nehmen.

²⁶ Zur Programmatik ..., a.a.O., S.127-128.

²⁷ Reformalternativen ..., a.a.O., S.76.

²⁸ Ebenda, S.78.

rer Unterordnung unter Interessen des Allgemeinwohls permanent entzieht ...²⁹ Dies alles sind interessante Überlegungen, wie die Eigentumsverhältnisse bei einem sozialistischen Entwicklungsweg umgestaltet werden können. Offen bleibt allerdings, inwieweit eine Beseitigung der „Profitdominanz“ ohne Brechung der Vorherrschaft von kapitalistischem Eigentum überhaupt möglich ist.

Diese Frage stellt sich auch bei einem zweiten, sehr wesentlichen Bereich der Umgestaltung der Wirtschaft, um die „Profitdominanz“ einzuschränken und schließlich zu beseitigen: bei der Umgestaltung der Regulierung der Wirtschaft, oder, wie die Autoren sagen, bei der Entwicklung einer „neuen Regulationsweise“³⁰. Es werden zumindest vier Entwicklungsrichtungen einer neuen Regulationsweise unterschieden: 1. Neukonditionierung des Marktmechanismus durch marktkonforme Instrumente sowie durch Ordnungspolitik, Gebote und Verbote; 2. Bedeutungszuwachs staatlichen Handelns mit emanzipatorischen Gestaltungsansprüchen vor allem durch Struktur- und Regionalpolitik sowie durch Wissenschafts-, Forschungs- und Technologiepolitik; 3. Stärkung und rechtliche Institutionalisierung des Einflusses von unten - d.h. von Gewerkschaften, Bürgerinitiativen, zivilgesellschaftlichen Gegenmächten unterschiedlichster Art; 4. Stärkung internationaler Wirtschaftsregulierung und deren soziale und ökologische Neuorientierung.³¹

Die Mängel und inneren Widersprüche dieses Konzepts zeigen sich besonders deutlich bei den Ausführungen zur „Neukonditionierung des Marktmechanismus“. Auch hier gibt es wieder begriffliche Unklarheiten. Zunächst einmal zum „Marktmechanismus“: Er bedeutet im Kapitalismus die Preiskonkurrenz der Kapitale um den höchstmöglichen Profit, den letzten Akt der Kapitalverwertung durch Realisierung der erzeugten Produkte. Dieser Marktmechanismus ist ein objektiver Mechanismus auf der Grundlage des kapitalistischen Eigentums. Natürlich kann der Staat durch eigene Instrumente wie staatliche Nachfrage, Regulierung der Preise u.a. Maßnahmen die Marktverhältnisse beeinflussen; aber den Marktmechanismus „neu konditionieren“, d.h. grundlegend verändern, kann er nur über die Umgestaltung der dem Mechanismus zugrundeliegenden Eigentumsverhältnisse. Es hat im Kapitalismus in der Vergangenheit - vor allem in Kriegszeiten - mehrere Bei-

²⁹ Ebenda.

³⁰ Der Begriff „Regulationsweise“ ist der sogen. Regulationstheorie entlehnt und wird dort immer in Bezug auf ein bestimmtes „Akkumulationsregime“ verwendet (siehe z.B. Alain Lipietz, Demokratie nach dem Fordismus, Das Argument, Berlin, Nr.189, 33.Jahrg., Heft 5, Sept./Okt.1991, S.678). Zugleich gibt es bei den einzelnen Vertretern der Regulationstheorie unterschiedliche Auslegungen dieses Begriffs. Er ist daher nur bedingt mit dem Begriff „Regulierung“ der marxistischen politischen Ökonomie vergleichbar. Die Autoren führen den Begriff „Regulationsweise“ ein, ohne ihn näher zu erklären; so bleibt die Auswahl der unter diesem Begriff aufgeführten Entwicklungsrichtungen willkürlich und deren Gesamtzusammenhang in der ökonomischen Entwicklung offen.

³¹ Siehe hierzu: Thesen zur programmatischen Debatte, a.a.O., S.20-21; Reformalternativen, a.a.O., S.70 ff.

spiele für direkte Eingriffe in den Marktmechanismus bis zur Preisfixierung, Warenteilung u.a. Maßnahmen gegeben, die weit über das von den Autoren für eine „Neu-Konditionierung“ vorgesehene Maß hinausgingen; den kapitalistischen Marktmechanismus beseitigt haben sie nicht. Im Grunde ist es hier wieder dieselbe Frage wie bei der „Profitdominanz“: es geht nicht um die Beeinflussung irgendeines Marktgeschehens, sondern darum, daß der Marktmechanismus ein durch die Kapitalverhältnisse etablierter, objektiv existierender Mechanismus ist, der nicht allein durch wirtschaftspolitische Regulierung „neu konditioniert“, d.h. neu gestaltet werden kann.

An dieser Stelle möchte ich eine notwendige Zwischenbemerkung machen: Meine kritischen Einwände richten sich in allererster Linie gegen die unklare Begriffsverwendung der Autoren, die zu falschen oder vereinfachten Schlussfolgerungen über die Möglichkeit von Reformalternativen führen könnten. Vor allem ist es hier das Aufgeben klarer Begriffsinhalte aus der marxistischen Theorie, vor allem der politischen Ökonomie zugunsten unklarer („moderner“) Begriffe oder Wortneuschöpfungen wie „Profitdominanz“, die die Zusammenhänge nicht besser erklären, sondern diese im Gegenteil verzerren und damit das Verständnis der Ausführungen der Autoren erschweren. Dabei möchte ich anmerken, daß die mehrfach erwähnten Hauptveröffentlichungen zur Reformalternative m.E. ungeachtet der kritischen Einwände eine gute Grundlage für die weitere Diskussion zur Programmatik der PDS darstellen. Es wäre überheblich, die hier erbrachte Leistung nicht anzuerkennen. Und ich stimme den Autoren auch völlig zu, daß es aus heutiger Sicht unmöglich ist, Einzelheiten möglicher Übergänge und Umgestaltungen der heutigen kapitalistischen Gesellschaft vorherzusehen und leichtfertig bündige Aussagen hierüber zu formulieren. Es bleibt der weiteren Entwicklung und den künftig zu gewinnenden Erfahrungen überlassen, das Konzept der Reformalternativen zu präzisieren und zu korrigieren. Gerade deshalb sollten aber auch die theoretischen Ausgangspunkte begrifflich und inhaltlich präzise gefaßt werden. Und da setzt meine Kritik an.

Zusammenfassend möchte ich meine Kritik an dem Konzept der „Profitdominanz“ folgendermaßen formulieren: In allen relevanten Veröffentlichungen der Autoren bleibt die inhaltliche Bestimmung dieses Begriffs unklar; wie im einzelnen dargestellt wurde, liefern die Autoren mehrfach unterschiedliche oder gar sich widersprechende Erläuterungen für den Begriff „Profitdominanz“. Vor allem aber führt die von den Eigentumsverhältnissen isolierte Betrachtungsweise dazu, daß eine Abschaffung der „Profitdominanz“ ohne Abschaffung der Kapitalherrschaft möglich erscheint. Dabei tragen solche Formulierungen wie die, daß es in der kapitalistischen Bundesrepublik eine „Halbdominanz“ bis zur Mitte der siebziger Jahre gegeben habe, wesentlich zur Verwirrung bei. Einschränkung der „Profitdominanz“ wird hier maßgeblich als Verbesserung der sozialen Lage der Werktätigen verstanden. Einige Autoren steigern die getrennte Betrachtungsweise von „Profitdominanz“ und Kapitalherrschaft noch - so z.B. Harry Nick, wenn er feststellt, daß es das

strategische Ziel der PDS für die nächsten Jahrzehnte sein müsse, die Profitdominanz zu überwinden; die Abschaffung der Kapitalherrschaft müsse dagegen in eine sehr ferne Zukunft vertagt werden.³² Oder an anderer Stelle: „der Gedanke, daß die Dominanz des privatkapitalistischen Eigentums überwunden werden muß, den ich für eine unrealistische Aussage halte, ist nicht identisch mit dem m.E. richtigen Gedanken, daß in der Gesellschaft die Dominanz des Profitprinzips überwunden werden muß ...“³³ Mit einem solchen Konzept der „Profitdominanz“ werden m.E. Illusionen über die Möglichkeiten einer gesellschaftlichen Umorientierung ohne eine entsprechende Veränderung der Eigentumsverhältnisse geschaffen. Der Profit ist in einem solchen Konzept nicht mehr die objektive, zentrale ökonomische Kategorie des Kapitalismus, sondern lediglich eine quantitative Größe oder moralische Kategorie, die „von außen“ korrigiert, eingeschränkt und beseitigt werden kann.

Ein weiterer - mit dem vorstehenden eng verbundener - Kritikpunkt bezieht sich auf die Möglichkeiten der Abschaffung der „Profitdominanz“ innerhalb der jetzigen Gesellschaftsordnung. Die Autoren des Konzepts der „Reformalternativen“ äußern sich hier nicht eindeutig. Manchen Formulierungen muß man entnehmen, daß sie der Ansicht sind, die „Profitdominanz“ könne noch in der kapitalistischen Gesellschaft abgeschafft werden.³⁴ Hier wird die Trennung von „Profitdominanz“ und Kapitalherrschaft auf die Spitze getrieben. In seiner Polemik zu Äußerungen von Harald Neubert, im Rahmen der kapitalistischen Ordnung ließe sich Profitdominanz nicht überwinden, da sie für die Funktionsweise des Kapitalismus existenziell sei, bezeichnet es z.B. Horst Dietzel als Denken in starren Gesellschaftsformationen, wenn man der Meinung sei, die Profitdominanz könne innerhalb der bestehenden Ordnung nicht gebrochen werden.³⁵

So zeigt sich m.E. eindeutig, daß die Betrachtungsweise des Moderne-Konzepts, die heutige Gesellschaft sei nicht nur als Kapitalismus zu bezeichnen, sondern sie habe eine zweite Seite, die „Moderne“, die man aus den Zwängen der „Profitdominanz“ befreien müsse, gepaart mit einem auf einem falschen Profitbegriff beruhenden Konzept von der „Profitdominanz“ zu Unklarheiten über die Möglichkeiten und Voraussetzungen gesellschaftlicher Umgestaltungen innerhalb dieser Ordnung führt.

³² PDS-Workshop: Den Kapitalismus aufkaufen statt aufheben, Neues Deutschland, Berlin, 13. März 2000.

³³ Harry Nick, Irritationen mit Marx, Neues Deutschland, Berlin, 10./11. April 1999.

³⁴ Siehe z.B. die Ausführungen in: Reformalternativen ..., a.a.O., S. 75 ff.

³⁵ Harald Neubert, Konflikt und Konsens, Neues Deutschland, Berlin, 25./26. März 2000; Horst Dietzel, Den Richtungswechsel verhindern, Neues Deutschland, Berlin, 7. April 2000.

Hans See

Kriminelle Weltökonomie gegen sozialstaatliche Demokratie

Ein neues Zeitalter hat begonnen

Wir befinden uns am Anfang eines neuen Zeitalters - dem der Globalisierung. Ich bezeichne es als das postmurale Entwicklungsstadiums des Kapitalismus. Das macht Sinn, denn mit dem Begriff Globalisierung wird der Prozesscharakter der Globalökonomie hervorgehoben. Es ist noch kein Globalismus - noch kein ausgereiftes, stagnierendes System. Es ist pure Dynamik: Out of control.

Der Prozeß hat allerdings eine lange Vorgeschichte und daher viele Namen: Wissenschaftlich empfiehlt es sich, die Vorgeschichte der Globalisierung in mindesten die zwei Perioden zu unterteilen, die von den Historikern als Kolonialismus und Imperialismus beschrieben werden. Der Begriff des Kolonialismus - als unpolitische Kategorie verwendet - passt auch schon auf urtümliche Formen der Ausbreitung der Gattung Mensch über die Erde. Aber wir wenden ihn auf jene weniger fernen Zeiten an, als die Erde zwar schon besiedelt, aber noch nicht restlos unter ihre erfolgreichen Missionare, Migranten, Eroberer verteilt war. Dieses Zeitalter ging allerdings erst zuende, als der militante nationale Imperialismus, der sein Erbe angetreten hatte, schon selbst seinen historischen Höhepunkt überschritten hatte, nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs.

Der Kolonialismus ist seiner Herkunft nach eine Erscheinung vorkapitalistischer Produktionsverhältnisse. Eine besonders erfolgreiche Geschichte hat er unter dem europäischen Feudalismus. Er wurde durch den Siegeszug des von ihm selbst entscheidend beförderten modernen Kapitalismus, durch die Emanzipation der Neuenglandkolonien vom Vereinigten Königreich, also mit Gründung der Vereinigten Staaten, dem ersten wahrhaft kapitalistischen Staat der Welt, ganz allmählich und auch widerstrebend, zum Auslaufmodell. Die Zeit der ursprünglichen Landnahme (in der Regel Landraub an den Urbevölkerungen, ein wesentliches Merkmal des Kolonialismus) war damit endgültig vorbei. Es begann der Kampf der fortgeschrittensten kapitalistischen Staaten um längst besiedelte Territorien. Es ging um (möglichst indirekte) Herrschaft über fremde Völker, um Märkte, Rohstoffe und militärstrategische Brückenköpfe. Diesen Kampf und diese Herrschaft nenne ich - ungeachtet der Abweichung von zahlreichen anderen Imperialismustheorien - nationalkapitalistischen Imperialismus. In ihm entwickelten sich die Privatbanken zu strategischen Waffen, die zwar Rüstung und Kriege mit Vorliebe finanzierten, aber auch ohne Krieg, allein durch geschickte kapitalstrategische Investitionen und Kapitalvernichtungskonzepte eine völlig neue Herrschaftsform hervorbrachten - die Herrschaft des anfangs nationalen, später dann internationalen Finanzkapitals.

Das Hegemonialstreben der europäischen Kolonialisten bis zur Reformation war immer eng verbunden mit der Missionierungsidee. Sie bewirkte, dass, bevor die Mutterländer richtig anfangen, die Kolonien zu nutzen und ihre Menschen auszunutzen, diese erst einmal zum Katholizismus bekehrt wurden. Die erst nach der Reformation und zu Beginn der bürgerlich-kapitalistischen Epoche aufsteigende Weltmacht England - die sich vom Katholizismus abgewandt und im Zeichen des Calvinismus, der eine neue Wirtschafts-ideologie, man kann auch sagen ökonomische Theologie hervorbrachte, dem Kapital eine Art Erlösungsmythos angedichtet hatte - fand die Missionierung der unterworfenen Völker unter ihren asketischen Protestantismus nicht mehr so wichtig. Die von den Briten unterworfenen Völker durften weitgehend an ihrem überlieferten Glauben festhalten. Wichtiger war, dass sie ihre Sklavenarbeit ohne größere Widerstände zu verrichten und die Oberherrschaft der Briten zu akzeptieren bereit waren. Die katholischen spanischen, portugiesischen und französischen Kolonien Lateinamerikas hatten nämlich im Zuge der bürgerlichen Revolutionen ihre Befreiung betrieben und ihren Kolonialstatus allmählich überwinden können. Möglicherweise, weil man sie allzu gut missioniert hatte. Freilich wurden sie danach das Objekt der imperialistischen Begierden der USA, diesmal, ohne ihren katholischen Glauben aufgeben zu müssen.

Das markanteste Kennzeichen des Kolonialismus war, dass die Kolonialisten die abhängig gemachten Gebiete weitgehend unter ihr eigenes, direktes Regime brachten. Der Imperialismus konnte seine Herrschaft in vielen Weltgegenden zwar auf den alten Kolonialstrukturen errichten, mußte diese allerdings nach dem Bedarf der nun kapitalistischen Wirtschafts- und imperialen Machtinteressen der zur Herrschaft gelangten Bourgeoisie umstrukturieren. Da jedoch die Welt schon lange vor dem Durchbruch der kapitalistischen Produktionsweise in den USA und in Europa nahezu vollständig verteilt war, verschärften sich die Spannungen zwischen den Industrienationen, die bis hin zu den beiden Weltkriegen, die Kriege um Weltmärkte, um Weltbeherrschung waren, eskalierten und erst überwunden wurden, als ihnen allen gemeinsam der tödliche kommunistische Feind in Gestalt der UdSSR gegenüberstand.

Denn eines der imperialen Großreiche war - wie schon weiter oben angedeutet - 1917 in die Hände der Kommunisten gefallen und schied nun, nach vergeblichen Versuchen, dieses historische Unglück rückgängig zu machen, als Anlagesphäre für profithungrige Kapitalverwertungsstrategen aus. Der Versuch des nationalsozialistischen Deutschland, seine zu spät kommenden imperialen Interessen durch die Eroberung und Versklavung des Ostens bis zum Ural zu verwirklichen, führte - Ironie der Geschichte - sogar zur Ausweitung des Herrschaftsbereichs der Kommunisten bis zur Elbe. Der sowjetische Siegeszug trug dann auch entscheidend dazu bei, dass das Reich der Mitte und später viele ehemalige Kolonien von Kommunisten erobert werden konnten.

Die Menge des privat akkumulierten Kapitals, das auf den Weltmärkten neue Anlagesphären suchte und für das neue, profitable Märkte erschlossen werden mussten, um dem Gesetz des durchschnittlichen Falls der Profitrate entgegen-

zuwirken, wuchs zwar ständig an, aber die regionale Reichweite der Weltmärkte schrumpfte in dem Maße, in dem Kommunisten maßgeblich an der Befreiung von Kolonien und der Beschränkung der Einflußsphären des Imperialismus mitwirkten. Sie übernahmen nach dem Auszug oder einem vorübergehenden Rückzug der kolonialistisch-imperialistischen Weltmächte oft selbst die Macht oder waren im nationalen Befreiungskampf so stark geworden, dass das Kapital die Flucht ergreifen, faschistische Diktatoren vom Schläge eines Augusto Pinochet oder eines Mobutu zur Macht verhelfen oder mit Hilfe von Contras, deren Waffen die CIA teilweise mit Drogen finanzierte, niedrigschwellige Kriege führten, um linken Regierungen keine Chance zu geben, irgendetwelche sozialpolitischen Erfolge zu erzielen.

Das Ende der bipolaren Systemkonkurrenz

Insofern war es das Hauptkennzeichen des Kalten Krieges, dass zwei Weltmächte mit ihren jeweiligen Verbündeten im Zeichen der Alternativen Kommunismus und Kapitalismus ideologisch und militärisch um Weltmacht und Hegemonie rangen. Trotz des bis in die 70er Jahre expandierenden Weltkommunismus brachen die beiden Zentren der kommunistischen Systeme in den 80er Jahren in die Knie - und mit ihnen (mit wenigen Ausnahmen, z.B. Kuba und Nordkorea) die von den Zentren abhängigen Unterzentren zusammen. China öffnete sich dem westlichen Kapital, die UdSSR starb an der Übermacht ihrer inneren und äußeren Gegner. Einer der inneren Gegner war die sich ausbreitende Wirtschaftskriminalität, die am Schluß zu einem Netzwerk zusammengewachsen war und ein System im System bildete, das am treffendsten mit dem Begriff Untergrundkapitalismus charakterisiert werden kann.

Dieses System bildete die kriminelle Seite der Ökonomie der sozialistischen Planwirtschaft. Sie war das Ergebnis des Missverständnisses, dass der ganze Kapitalismus kriminell sei und man ihn nur kriminalisieren und das Privateigentum in Genossenschafts- oder Staatseigentum verwandeln müsse, um seinen kriminellen Missbrauch zu verhindern. Produktionsmittel und Produkte bleiben aber - wie sich gezeigt hat - auch in kommunistisch regierten Staaten Machtmittel, denen Demokratie droht, wenn nicht genügend davon vorhanden ist, ihren Mißbrauch unterhalb der Schmerzgrenzen der Bevölkerungsmehrheit zu halten. Dies haben die Kapitalisten in schweren Kämpfen von der Arbeiterbewegung gelernt. Die Kommunisten aber glaubten, die soziale Sicherheit (Recht auf Arbeit, Wohnung, Bildung, Gesundheitsversorgung) sei ein hinreichender Beweis für das Vorhandensein von Demokratie und mußten teures Lehrgeld bezahlen.

Seit der schrittweisen Öffnung der VR China für das internationale Finanzkapital und dem Zusammenbruch der UdSSR und der quer durch Europa und Asien sich erstreckenden antiimperialistischen Mauern hat ohne Zweifel eine neue Epoche begonnen. Die Epoche der Globalisierung. Man könnte sie auch als Epoche des postmuralen Kapitalismus und Imperialismus charakterisieren. Denn jetzt findet die Eingliederung der osteuropäischen Staaten, die aus der

zerfallenden Sowjetunion und den RGW-Mitgliedstaaten hervorgingen, in die internationalen Finanzmärkte statt. Erst jetzt sind eigentlich (wenn wir vom wachsenden Widerstand islamischer Völker - obgleich sich hier ein neues Problem für die Global Player abzeichnet - gegen die westliche Kultur, gegen die christliche Form des Kapitalismus, einmal absehen) alle Voraussetzungen zur Ausreifung des Kapitalismus als weltwirtschaftliches System gegeben.

Aber jetzt sind auch die traditionellen imperialistischen Nationalstaaten nur noch sehr bedingt an diesem Imperialismus beteiligt. Das internationale Kapital hat inzwischen so viel Eigenmächtigkeit entfaltet, dass es nicht mehr auf einzelne Staaten, sondern diese Staaten auf die Kapitalstrategen in den Chefetagen Rücksicht nehmen müssen, die dabei sind, die Welt mit neuen Mitteln zu erobern - möglichst ohne Staaten, ohne Militär, ja sogar gegen die Interessen der inzwischen demokratisch, sozialistisch und ökologisch „verseuchten“ Nationalstaaten. Hier werden in Zukunft neue Institutionen wirtschaftsnähere Steuerungs- und Sicherheitsfunktionen übernehmen.

Wenn wir die Entwicklung der Weltwirtschaft durch die langen Zeiträume des zivilisatorischen Prozesses rückblickend erfassen, läßt sich mühelos zeigen, dass schon in den frühesten Phasen Wandervölker, Handelsherrn, private Seeräuber, allerlei abenteuernde - auch missionarische - Pioniere nicht nur Welterkundung, sondern auch Welteroberung im Sinne hatten, dass später Staaten und deren Imperatoren, die oft zugleich selbst tüchtige Geschäftsleute waren, die sich aus ihren Eroberungen auch private Vorteile versprachen, bis in die entferntesten Weltgegenden vorstießen und versuchten, sie auf Dauer unter Kontrolle zu bringen. Der moderne bürgerliche Staat wurde unter dem Einfluß der nationalstaatlich organisierten Wirtschaft, solange diese im Aufstieg begriffen, eng mit ihrem nationalen Standort verbunden, aber an Geschäften jenseits der Landesgrenzen stark interessiert war, zum imperialistischen Staat. Aber nun, mit der Globalisierung, ist der Höhepunkt dieses Entwicklungsstadiums überschritten.

Inzwischen hat sich die nationale Wirtschaft zu einer international verflochtenen Wirtschaft weiterentwickelt und mit dem Ende der kommunistischen Bedrohung erneut einen qualitativen Sprung machen können. Das heißt, dass das große Kapital sich mehr als je zuvor in der Geschichte von der Politik einzelner imperialistischer Nationalstaaten gelöst hat und seine eigene, eine zunehmend autonome Rolle spielt, ja sogar schon - wie in Deutschland festzustellen ist - eine eigene Außenpolitik artikuliert und praktiziert. Erst jetzt sind also die welthistorischen Rahmenbedingungen gegeben, grenzenlos und grenzenlose Geschäfte machen zu können, ohne auf einzelne starke kapitalistische Staaten, deren Parteien und Politiker, angewiesen zu sein. Seit nahezu alle Staaten der Welt kapitalistisch geworden und damit auf den Status des bloß mehr oder weniger günstigen Standorts herabgedrückt worden sind, wirbt das internationale Kapital nicht mehr um die Gunst der Nationalstaaten und die sozialpolitisch motivierte demokratische Zustimmung ihrer Gesellschaften zum System.

Diese Zustimmung wird inzwischen stillschweigend vorausgesetzt. Jetzt bet-

teln vielmehr die Staaten, deren Volksparteien und die größten Teile der jeweiligen nationalen Gesellschaften um die Gnade des internationalen Kapitals, sich doch bitte auch in ihrem Herrschaftsbereich niederzulassen und Arbeitsplätze zu schaffen, ja sie beginnen damit, der Bevölkerung ihre sozialen Rechte wegzunehmen, um ihren Staat wieder für Kapitalanleger attraktiver zu machen.

Nach dem Ende des Ostblockkommunismus hatten sich viele der Ansicht des US-japanischen Wissenschaftlers Francis Fukuyama angeschlossen, jetzt sei die Menschheit am "Ende der Geschichte" angelangt. Er meinte, am Ende der Geschichte der Klassenkämpfe. Andere vertraten die Auffassung, es habe nur ein neuer Geschichtsabschnitt begonnen. Ich habe oben dargelegt, warum ich letztere Meinung teile. Ich behaupte sogar, daß mit dem Fall des „antiimperialistischen Schutzwalls“, der kommunistischen Mauer, die quer durch die Weltgesellschaft verlief, die eigentliche Menschheitsgeschichte als Universalgeschichte erst beginnt. Es ist durchaus möglich, diesen neuen Geschichtsabschnitt in Anlehnung an das Kommunistische Manifest als „postmurale Epoche des Kapitalismus“ zu betrachten. Denn es ist jetzt erst eingetreten, was Marx und Engels schon 1848 prognostiziert hatten. „Die wohlfeilen Preise ... (der Waren der Bourgeoisie - H.S.) sind die schwere Artillerie, mit der sie alle chinesischen Mauern in den Grund schießt, mit der sie den hartnäckigsten Fremdenhaß der Barbaren zur Kapitulation zwingt. Sie zwingt alle Nationen, die Produktionsweise der Bourgeoisie sich anzueignen, wenn sie nicht zugrunde gehen wollen; sie zwingt sie, die sogenannte Zivilisation bei sich selbst einzuführen, d. heißt Bourgeois zu werden. Mit einem Wort, sie schafft sich eine Welt nach ihrem Bilde.“¹

Die über die Jahrtausende vorhanden gewesenen Mauern zwischen Kulturen, Entwicklungsräumen mit verschiedenen Produktionsverhältnissen, Machtblöcken und Wirtschaftssystemen dienten nicht nur reinen Herrschaftsinteressen, sondern hatten teilweise auch sinnvolle Funktionen: Der Limes des Imperium Romanum schützte die „zivilisierten Völker“ vor dem Einfall der „Barbaren“, zwang aber auch die Barbaren, sich auf ihre Weise soweit zu zivilisieren, dass sie den Limes stürmen konnten; die Reformationen, die nicht mehr nur die großen Weltreligionen (Christentum und Islam) in Gläubige und Ungläubige teilten, sondern auch das Christentum, die zum Beispiel Deutschlands Untertanen nach der Glaubensrichtung ihrer Herren spalteten, so dass das Wahrheitsmonopol des Feudalismus gebrochen und die bürgerliche Aufklärung überhaupt erst denkbar wurde; der „Eiserne Vorhang“, der die Welt in eine gute kapitalistische und eine böse kommunistische teilte (und umgekehrt), und der mindestens bewirkt hat, dass die Menschen gelernt haben, wie vergänglich Machtverhältnisse und Herrschaftssysteme sind.

Bei allen diesen Mauern, diesen Trennungen, handelt es sich immer um politisch und ökonomisch wirksame Grenzen, die wichtige Schutz- und Steue-

¹ MEW Bd.4, S.466.

rungsfunktionen hatten und - wenn man die kulturbildenden Funktionen davon separieren will - auch wichtige zivilisatorische Entwicklungen, Identitätsbildungen, den Aufbau rechtlicher Ordnungen und die Ausbildung von Konfliktlösungskompetenzen ermöglichten. Doch alle diese Grenzziehungen werden nun durch den von oben - im Namen der Freiheit des internationalen Finanzkapitals - initiierten Globalisierungsprozess mühelos übersprungen, niedergerissen, was bei den heutigen technischen Möglichkeiten gar nicht mehr verhindert werden kann. Zumindest vorerst. Das Credo des Finanzkapitals heißt nun einmal, nicht mauern, sondern Mauern niederreißen, alle Schleusen und Schotten öffnen, auch wenn die Geldströme aus der einen Region abfließen und alles vertrocknet und andere Regionen überschwemmt und zerstört werden.

Niemand kann wissen, wohin diese Entwicklung führen wird. Vielleicht überwindet der „postmurale Kapitalismus“ sich selbst, verstrickt sich so in seine Netzwerke und Widersprüche, dass nichts mehr geht, und läßt an seinem Ende zu, dass seine Widersacher einem friedlichen und sozial gerechten Weltstaat mit einer nicht mehr von den USA, sondern den ärmeren Völkern der Erde dominierten Weltstaat aufbauen. Theoretisch wäre das möglich, vielleicht auch praktisch, wenn man davon ausgeht, dass die meisten Menschen gegen mehr soziale Gerechtigkeit und einen gerechten Weltfrieden nichts einzuwenden hätten. Vielleicht wird, was kein Widerspruch zum friedlichen Weltstaat sein müsste, die Rückkehr zu einem vernünftigen Regionalismus und die Verlagerung der Entscheidungsmacht unter die staatliche Ebene, im Grunde die richtige Richtung, im Rahmen weltstaatlicher Strukturen möglich sein. Aber gegenwärtig, darauf hat Noam Chomsky mit seiner Devolutionsthese hingewiesen², ist dieses Bestreben ein Fehler, weil es noch die privaten Großkonzerne gibt, er nennt sie private Tyrannen, die bei noch größerer Schwächung der staatlichen Ebene und der demokratischen Einflußnahme auf die Wirtschaft die sozialen Probleme weiter verschärfen.

Wahrscheinlicher ist also, dass neues Unrecht neue Mauerwerke entstehen lässt. Sie zeichnen sich am Horizont schon ab. Zum Beispiel die „Festung Europa“, die sich aus dem eurozentrischen Egoismus und der Angst der Unionsmitglieder entwickeln könnte, den relativ hohen, aber schon jetzt gefährdeten Wohlstand der Europäer an die Menschen der ärmeren Weltgegenden zu verlieren. Den „Modernisierungsoffern“ des neuen Globalkapitalismus droht ganz offensichtlich die rigorose Aussperrung aus den Wohlstandsbündnissen der Welt. Sie werden sogar verstärkt damit rechnen müssen, als Parasiten und Verbrecher diskriminiert und von den Reichen angeklagt zu werden. Es ist ja seit jeher die Regel, dass die Ursache ihre Wirkung verklagt.

Die Chaos-Theoretiker werden jedenfalls an Boden gewinnen, wenn sich ihnen Kapitalstrategen wie Samuel Huntington anschließen. Huntington prognostiziert unter dem Aspekt eines jenseits von Klassen-, Rassen- und Kassen-

² Noam Chomsky, Haben und Nichthaben, Bodenheim 1998, S.134.

kämpfen drohenden globalen Kampfes der Kulturen den weltweiten Zusammenbruch von Recht und Ordnung. Er sieht nach dem Ende des Ostblockkommunismus „gescheiterte Staaten (Schurkenstaaten - H.S.) und zunehmende Anarchie in vielen Teilen der Welt; eine weltweite Verbrechenswelle, transnationale Mafia-Organisationen und Drogenkartelle, steigende Drogensucht in vielen Gesellschaften“, eine „allgemeine Schwächung der Familie“, den „Rückgang von Vertrauen und sozialer Solidarität in vielen Ländern, ethnische, religiöse und kulturbezogene Gewalt und das in weiten Teilen der Welt herrschende Gesetz des Stärkeren, beziehungsweise der Faustwaffe.“³ Was er nicht sieht und auch nicht sehen will, dass nämlich die Strategen des internationalen Finanzkapitals im Verein mit den ganz großen unter den Wirtschaftskriminellen eine Infrastruktur für illegale Finanztransaktionen aufbauen, schon aufgebaut haben, in deren global vernetzten Bahnen sich eine kriminelle Ökonomie entwickelt, die alle demokratischen und sozialstaatlichen Verfassungen, alle Bücher und Redemanuskripte von Politikern und Weltökonomien über Freiheit, Gleichheit und soziale Gerechtigkeit in Makulatur verwandelt.

Weltmacht Kapital und die Verbrechen der Wirtschaft

Jeder weiß, dass es alle die von Huntington und auch anderen Lageberichterstatern als neue Erscheinungsformen des postmuralen Kapitalismus aufgezählten gesellschaftlichen Gebrechen und Verbrechen schon lange vor Beginn des nun als Globalisierung bezeichneten Neoimperialismus gab und dass die Fortschritte der Verbrechen immer einhergingen mit den Fortschritten des Kapitalismus, ja diesen oft weit voraussetzten und mit ihren periodischen Verschärfungen nur anzeigten, dass die Durchkapitalisierung der Lebenswelten, Gesellschaften, Staaten und Ideologien - lange als „sozialer Wandel“ verharmlost - wieder in ein neues Stadium eingetreten war. Durchkapitalisierung bedeutet nach dem Ende des Kalten Krieges, daß der private Reichtum, das private Kapital, in allen Nationalstaaten an Macht und Unabhängigkeit gewinnt, sich daher immer leichter den staatlichen Regulierungsbemühungen und Gesetzen - soweit sie noch im Sinne der sozialstaatlichen Verfassung ernst genommen werden - entzieht, ja die nationale Politik inzwischen bis hin zur offenen Erpressung zum Wohle der Global Player beeinflusst.

Nachdem die Welle der Privatisierung von Volksvermögen in den vormalig kommunistisch regierten Ländern abgewickelt war - ein gigantischer Betrug an den Menschen, die das alles aufgebaut und teuer bezahlt haben - erhöhten die kapitalen Missionare der neoliberalen Religion auch den Druck auf die westlichen Nationalstaaten und die Drittweltländer, die Privatisierung öffentlicher Unternehmen (Bahn/Post/Polizei/Gefängnisse/Teile der Bundeswehr) endlich voranzutreiben. Neben der damit einhergehenden privaten Bereicherung und Schaffung lukrativer Positionen für eine neue Gattung von Managern wird mit der Privatisierungspolitik dem Staat auch ein wichtiges Steuerungsmittel für

³ Samuel P. Huntington, Kampf der Kulturen, München-Wien 1997, S. 530.

eine antizyklische Wirtschaftspolitik, also ein sozialstaatliches und damit auch ein demokratisches Instrument, aus der Hand geschlagen.

Kapital kann sich aufgrund dieser systematischen Minderung der Steuerkapazität sozialstaatlicher Demokratien den notwendigen Erhöhungen der sozialen Sicherheitsstandards und demokratischen Kontrollsysteme - und damit auch seiner Steuerpflichten - immer erfolgreicher entziehen. Die Kapitalstrategen tun dies auch. Ein Beweis dafür sind die aus meiner Sicht zum Weltproblem Nummer Eins gewordenen Wirtschaftsverbrechen.⁴ Unter dem Begriff Wirtschaftsverbrechen, mit dem ich legale, aber illegitime und kriminalisierte Wirtschaftspraktiken zusammenfasse, meine ich zwei Grundformen von Wirtschaftsweisen, die in allen Wirtschaftssystemen möglich sind, auch im zentralistischen Staatsozialismus und im jugoslawischen Selbstverwaltungssozialismus, aber in jedem System ihre eigenen Besonderheiten entwickeln. Es handelt sich um Wirtschaftskriminalität und organisierte Kriminalität.

Ich beziehe mich hier nur auf den Kapitalismus.

Erstens: Wirtschaftskriminalität ist die Kriminalität der im Prinzip ihre Gewinne legal erwirtschaftenden Betriebe, Firmen, Banken, Transnationalen Unternehmen aller Rechtsformen, die sich durch Gesetzesbruch Wettbewerbsvorteile verschaffen und enorme illegale Zusatzgewinne machen. Mit dem Wirtschaftsstrafrecht sind allerdings große Bereiche illegaler kapitalistischer Bereicherungspraktiken überhaupt nicht zu erfassen, andere sind teilweise in anderen Strafrechtsbereichen angesiedelt. So sind ein Großteil der Umweltstraftaten zwar Wirtschaftsdelikte, also der illegalen Kapitalverwertung zuzuordnen, werden aber - zusammen mit Umweltstraftaten, die nicht aus Kapitalverwertungsinteresse begangen werden - im Umweltstrafrecht geregelt.

Zweitens: Organisierte Kriminalität ist faktisch auch nur Wirtschaftskriminalität. Sie erzielt aber ihre Gewinne hauptsächlich mit illegaler Produktion, zum Beispiel von Falschgeld und gefälschten Markenartikeln, mit illegalen Handelswaren wie un versteuerten Zigaretten und alkoholischen Getränken, mit kriminalisierten Drogen, Menschen und Waffen, mit Abfällen jeder Art, besonders mit Giftmüll und anderen gefährlichen Abfallstoffen, die legal zu entsorgen der „seriösen“ Industrie zu teuer ist. Und sie erbringt kriminelle Dienstleistungen (von der Werkspionage bis hin zum Auftragsmord, zur Erpressung, Hinrichtung und zu paramilitärischen Einsätzen. Kooperation mit Geheimdiensten sind hundertfach nachgewiesen). Die organisierte Kriminalität gründet legale Tarnfirmen, die - wie Geschäfte im Rotlichtmilieu, Kinos, Restaurants, Im- und Exportfirmen, gelegentlich sogar Banken - besonders geeignet erscheinen, Schwarzgelder anzuhäufen und zu waschen. In der Regel arbeitet die organisierte Kriminalität in der Illegalität, im Untergrund, und ist deshalb bei entsprechender Entwicklungsstufe am treffendsten mit dem Begriff „Untergrundkapitalismus“ zu charakterisieren.

⁴ H. See, Kapital-Verbrechen, Die Verwirtschaftung der Moral, 2. Aufl. Frankfurt/M. 1992.

Wie die Wirtschaftskriminalität einen Teil ihrer Profite illegal erzielt, so die organisierte Kriminalität legal. Weil letztere sich in der Regel hinter legalen Tarnfirmen verbirgt, muß sie, um nicht aufzufallen, einen Teil der Gewinne auch mit legalen Geschäften erwirtschaften und diese möglichst ehrlich, aber auch nicht zu ehrlich, damit das Finanzamt keinen Verdacht schöpft, versteuern.

Bei beiden Verbrechensformen, Wirtschaftskriminalität wie organisierter Kriminalität, handelt es sich - obgleich Medien, Politik und Justiz sie überwiegend als getrennte, ja sich geradezu ausschließende Sphären betrachten, wobei organisierte Kriminalität bezeichnenderweise fast immer als „Ausländerkriminalität“ dargestellt wird (Russenmafia, Rumänische Einbrechersyndikate, polnische Autoknackerbanden, türkische Drogen- und Menschenhändler und so weiter) - durchweg um komplementäre Systeme. Sie ergänzen sich trefflich und bedienen sich gegenseitig ganz bewußt der Vorteile, die eine Arbeitsteilung dieser Art nun einmal mit sich bringt. Und beide bedienen sich der Korruption, um ihre illegalen Geschäfte untereinander sowie zwischen sich und der öffentlichen Hand reibungsloser, schneller, leichter und sicherer abwickeln zu können. Bestechung - oft die Vorstufe zur permanenten Erpressung - ist also durchaus keine eigenständige Verbrechensform, sondern nur ein kriminelles Mittel zu einem kriminellen Zweck. Korruption ist eine Funktion von Wirtschaftsverbrechen, ist kriminelles Marketing, war jahrzehntelang steuerbegünstigt wie das legale Marketing, spielte jedoch vor allem während des Kalten Krieges in Auslandsgeschäften eine große Rolle. Denn korrupte, von westlichen Staaten protegierte Diktatoren der Drittweltländer ließen sich ihre Treue zum Westen teuer bezahlen. Damit aber die kapitalistischen Unternehmen diese „Kriegslasten“ nicht alleine tragen mußten, durften sie sie auf die Steuerzahler ihrer sicheren Standortstaaten abwälzen.

Nachdem die Systemkonkurrenz beendet war, sind die zahlreichen korrupten Staatschefs der Wirtschaft zu teuer geworden. Seitdem werden sie, unterstützt von Transparency International, einer einflußreichen Antikorruptionsorganisation, nahezu lautlos abgelöst. Transparency International wurde von führenden Managern der Weltbank (wie dem vormaligen Weltbankdirektor eines ostafrikanischen Staates, Peter Eigen, und dem einstigen Verteidigungsminister und späteren Weltbankpräsidenten McNamara) gegründet und versucht, über Einflußnahme auf die Eliten der Entwicklungsländer die kostspieligen Schmiergeldiktatoren der Zeit des Kalten Krieges abzuwickeln. Die Mobutus, Suhartos und zahlreiche andere sind schon ersetzt - andere werden folgen. Auch an solchen Entwicklungen ist abzulesen, dass eine Ära zuende gegangen ist. Allerdings können die über Jahrzehnte vom freien Westen unterstützten korrupten Eliten in den unterentwickelten Ländern nicht so einfach beiseite geräumt werden, sie müssen nun in einem nächsten Schritt und befördert durch den anstehenden Generationenwechsel über die Wirkungsmächte des Marktes in Kombination mit neuen Formen des politischen Drucks zu verändertem Verhalten „erzogen“ werden.

Vor allem wird von den unterentwickelten Ländern verlangt, unter Verzicht auf die Methoden der ursprünglichen Kapitalakkumulation, die den heute reichen Industrienationen überhaupt erst zu ihrem Startkapital und dem heutigen Reichtum verholfen haben, also Kinderarbeit, räuberische Überfälle auf Nachbarstaaten, rücksichtslose Ausplünderung anderer Völker und Naturressourcen, den Anschluß an die hochentwickelten Industriegesellschaften zu schaffen. Den „Schurkenstaaten“, die sich daran nicht zu halten gedenken, es sei denn, sie hätten eigene Atomwaffen, hat die alte Erste Welt schon längst den Krieg erklärt. Die künftigen Kriege werden zwischen hochentwickelten und unterentwickelten kapitalistischen Staaten geführt werden. Und man wird sie mit der von dort ausgehenden organisierten Kriminalität, dem wilden Kapitalismus, legitimieren.

Kriminelle Ökonomie

Seit der Öffnung der Räume des früheren Ostblocks für frei fluktuierende Kapitalströme haben Wirtschaftskriminalität, organisierte Kriminalität und Korruption, letztere umfasst einen großen Teil der sogenannten Regierungskriminalität, derart umfangreiche Ausmaße angenommen, dass sich eine eigenständige Kritik der kriminellen Ökonomie als sozialwissenschaftlicher Zweig wie als Querschnittswissenschaft etablieren mußte. Denn es steht außer Frage, dass die kriminelle Ökonomie, Jean-François Couvrat und Nicolas Pless nennen sie „Das verborgene Gesicht der Weltwirtschaft“⁵, nicht nur die Grundlagen des westeuropäischen Sozialkapitalismus in Frage stellen, der in einen räuberischen Kapitalfeudalismus umzukippen droht, es werden auch friedliche Entwicklungschancen in den neuen Hinterhöfen des Kapitals, im peripheren Kapitalismus, durch einen Krieg aller gegen alle unmöglich gemacht. Die Globalisierungsmaschinerie der internationalen Finanzmärkte geht nämlich Hand in Hand mit der mörderischen Theologie des Neoliberalismus, der Volks- bzw. Staatsenteignung durch oftmals gemeinsam mit skrupellosen und korrupten Politikern und Maklern betriebenen Privatisierung, die - wie im Heft Business Crime 2/2000 in mehreren Beiträgen aus aller Welt nachgewiesen - keineswegs das Allheilmittel für die an allen Ecken und Enden der Welt ausbrechenden Krisen, sondern in den meisten Fällen deren Ursache ist.

Das haben die etwas intelligenteren unter den Verteidigern des Kapitalismus schon erkannt. Aber sie glauben, die Wirtschaftskriminalität aus diesem Problemkomplex ausklammern zu können. Sie begründen das damit, dass es sich doch in diesem Bereich immer nur um einige „schwarze Schafe“ handle, die es überall, auch unter Arbeitslosen und Sozialhilfeempfängern gibt. Warum nicht auch bei Unternehmern?

Es genügt aber nicht mehr, das Problem der Wirtschaftskriminalität mit der „Schwarze-Schafe-Theorie“ abzutun. Das übliche (die gesellschaftlichen Nor-

⁵ Jean-François Couvrat/Nicolas Pless, *Das verborgene Gesicht der Weltwirtschaft*. Münster 1993.

men und Werte überhaupt erst konstituierende) abweichende Verhalten einiger schwarzer Schafe und Verbrecher droht nämlich selbst zur Norm zu werden. Es muß also mit großem aufklärerischen Aufwand, mit Protestbewegungen und kritischen Diskursen auf allen Ebenen von Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft ins öffentliche Bewußtsein gehoben werden, dass nicht in erster Linie das organisierte Verbrechen, die Mafia, der „wilde Kapitalismus“ der Länder im früheren Herrschaftsbereich der Kommunisten, sondern dass die Herren (und wenigen Damen) in den oberen Chefetagen der Weltkonzerne, der Großbanken und gigantischen Kapitalsammel- und Verteilungsstellen, die an den geltenden Gesetzen vorbei ihre global wirksamen Entscheidungen treffen, für das Anwachsen der Weltprobleme verantwortlich sind. Und mit diesen Politiker, Parteien, Publizisten, Journalisten, Wissenschaftler, Gesetzgeber, Regierungen und Justiz, die der Herrschaft des Kapitals in dieser selbstentwürdigenden Weise ihr eigenes Denken, ihre gesellschaftspolitische Verantwortung unterordnen. Dies ist eine neue Form der Leibeigenschaft, eine freiwillige. Sie hat entscheidend dazu beigetragen, dass sich das Zeitalter der Globalisierung als neue Stufe des alten Imperialismus, als nackter Finanzimperialismus von oben wie Mehltau über die Menschheit legen konnte und die Forderung der Modernisierungs- und Liberalisierungsoffer nach einer adäquaten Globalisierung von unten - obgleich ständig die Fahne der Demokratie, der Freiheit, der Menschenrechte geschwenkt und von Verbrechensbekämpfung schwadroniert wird - bisher kaum eine Chance hatte, sich öffentlich Gehör zu verschaffen.

Es muß endlich thematisiert werden, dass die von seriösen Unternehmen induzierte kriminelle Ökonomie das Hauptproblem unserer Zeit, möglicherweise des kommenden Jahrhunderts ist. Banken, Versicherungen, Kapitalgesellschaften, Industrien, Dienstleistungsunternehmen, die kommunalen und staatlichen Betriebe spielen hier Schlüsselrollen. Die „Mafia“, die es in dieser Einfachform gar nicht gibt, sagen wir also das organisierte Verbrechen, ist nur deshalb so gefährlich, weil sie die Infrastruktur der seriösen Schlüsselunternehmen, die Filialen unserer hoch angesehenen Banken in den Offshore-Zentren der Welt, mühelos zur Wäsche und legalen Weiterverwertung ihres schmutzigen, man muss sich angewöhnen zu sagen, ihres blutigen Geldes, nutzen kann. Dass schon die legalisierte kapitalistische Praxis in vielen Bereichen ein Verbrechen an Mensch und Natur ist, wissen wir. Vielleicht erklärt sich dies aus der möglicherweise mit Hilfe des im System Kohl, Kanther, Koch und Konsorten zum Vorschein kommenden illegalen Lobbyismus. Dass jedoch die kriminelle Ökonomie den Prozess der Globalisierung zu einem Prozess der globalen Zerstörung aller sozialen Infrastrukturen, aller gewachsenen Kulturen und der natürlichen Lebensgrundlagen des Menschen werden läßt, muß sich erst noch seinen Platz im Bewußtsein erkämpfen. Vielleicht ist es ja noch nicht zu spät. Die Zeichen des Erkennens häufen sich.

Der Thyssen-Konzern

Zu konkreten Formen des SMK heute

Seit Beginn dieses Jahres beschäftigt sich ein parlamentarischer Untersuchungsausschuß des 14. Bundestages¹ mit der CDU-Spendenaffäre, der illegalen Finanzpraxis dieser Partei. Es geht dabei um riesige Summen, die das Großkapital an Mitglieder der ehemaligen CDU/CSU und FDP-Regierung gezahlt hat, um deren politische Entscheidungsprozesse über staatliche Aufträge, Fördergelder, Rüstungsexporte mittels „Spenden, Provisionen, andere finanzielle Zuwendungen oder Vorteile“ zu beeinflussen. Im Zusammenhang mit der Lieferung von 36 deutschen Panzerfahrzeugen an Saudi-Arabien, dem Fall Leuna/Minol und dem Bear-Head-Rüstungsprojekt in Kanada fällt immer wieder der Name des großen Industriekonzerns Thyssen, von dem für die milliardenschweren Aufträge Millionen an Politiker der CDU und an die CDU selbst geflossen sind. Indem in der Öffentlichkeit seitens der Konzernvertreter von Spenden als Mittel „politischer Landschaftspflege“ gesprochen wird, werden die korrupten Praktiken der Großkonzerne als Normalität hingestellt, der undemokratische Einfluß des „großen Geldes“, wie der Staatsrechtler Hans Herbert von Arnim schreibt², negiert oder bagatellisiert. Konsequenzen gegenüber derartigen Korruptions- und Steuerdelikten von Politikern und Monopolvertretern sind kaum zu erwarten. Die Käuflichkeit von Politik und Politikern - wie auch bereits der Flick-Skandal 1982 deutlich machte - ist ein Ergebnis der monopolistischen Herrschaft und fester Bestandteil der Geschäftspolitik großer Konzerne. Sie ist das exzessive Kennzeichen des vielfältigen, über Jahrzehnte herausgebildeten Geflechtes zwischen Staat und Monopolen.

Angesichts dieser kriminellen Variante des Beziehungsgefüges zwischen Großkapital und Politik rückt die Frage wieder verstärkt in den Vordergrund, wie im Kapitalismus von heute das Verhältnis Staat und Wirtschaft funktioniert, welche Anforderungen das Monopolkapital aufgrund veränderter politischer und ökonomischer Bedingungen an den Staat und an staatliche Interventionen stellt, welcher Methoden es sich dabei bedient und wie der Staat als gesamt-politisches Machtorgan, das vielen Interessengruppen unterworfen ist, dem Rechnung trägt. Die konkrete Analyse der Position des im Finanzkapital traditionell verankerten mächtigen industriellen Großkonzerns Thyssen, seine aus der Expansion erwachsenden Anforderungen an den Staat sowie sein Zusammenwirken mit dem Staat können darüber Aufschluß geben. Nicht zuletzt ließen sich auch Aussagen treffen, inwieweit die marxistischen SMK-Theorie für Kapitalismusanalyse und -kritik noch in der heutigen Zeit von Gewicht ist.

¹ Deutscher Bundestag, 14. Wahlperiode, Drucksache 14/2139, vom 23.11.1999.

² Hans Herbert von Arnim, Die Partei, der Abgeordnete und das Geld, München 1996.

Diese charakterisierte bereits den Kapitalismus der 80er Jahre als jene Entwicklungsphase des Monopolkapitalismus, „die infolge ihres erreichten hohen Niveaus der Vergesellschaftung und der Monopolisierung die Einbeziehung des Staates in alle Bereiche, Phasen und Ebenen des ökonomischen und sozialen Reproduktionsprozesses der Gesellschaft erforderlich macht und dementsprechende Strukturen der Verflechtung der Institutionen und Apparate des bürgerlichen Staates mit jenen der monopolistisch beherrschten Wirtschaft und der Monopole unmittelbar herausbildet“.³

Ausgangspunkt der Untersuchung eines mächtigen Industriekonzerns bildet daher der theoretische Aspekt, daß mit der weiteren Entwicklung der Produktivkräfte und der gesellschaftlichen Arbeitsteilung die Möglichkeiten des privaten Monopols nicht mehr ausreichen, die Kapitalverwertung zu sichern, was die Einbeziehung von Staatsinterventionen als ständigen Faktor im monopolistischen Reproduktionsprozeß notwendig macht. Für die Einschätzung der Beziehungsgeflechts zwischen Staat und Monopolen im heutigen Kapitalismus ist jedoch von Bedeutung, daß sich die Kapitalverwertungsbedingungen für die Entfaltung des Monopols wesentlich verändert haben. Als Reaktion auf die tiefe Krise der Akkumulation seit den 80er Jahren, begleitet von einer massiven Umverteilung der Einkommen von unten nach oben und damit sinkender Maskenkauflkraft, forcieren die Monopole die Kapitalzentralisationen im nationalen und internationalen Maßstab. Daraus ergeben sich gewachsene Anforderungen an Staatsinterventionen. Hinzu kommen bedeutende politische Veränderungen und politische Konstellationen, die auf die Qualität der Wechselwirkung zwischen Staat und Wirtschaft Einfluß haben. So hat sich mit dem Zusammenbruch des sozialistischen Lagers und dem Wegfall der Systemauseinandersetzung die Konkurrenz zwischen den mächtigen Großkonzernen und den entwickelten Industriestaaten im Kampf um neue Einflußsphären in der Welt sowie um die Neuaufteilung der Märkte auf das äußerste verschärft. Das Großkapital reagiert seit Mitte der 90er Jahre darauf verstärkt mit einer anschwellenden Fusionswelle und internationaler Kapitalkonzentration, um neue Monopolstrukturen zu erreichen, die ihnen Kapitalmacht, Position am Markt, Weltmarktdominanz sichern. Es vollziehen sich über diese Kapitalzentralisationen zugleich gravierende stoffliche Veränderungen innerhalb und zwischen den Monopolgebilden. Der Umbau und die strukturelle Neuordnung von Konzernbereichen zwischen den Großkonzernen auf der nationalen und internationalen Ebene zeigt, daß heute diese Monopolisierungsprozesse die entscheidenden Formen der Regulierung der materiellen und nichtmateriellen Reproduktion im Kapitalismus sind. Sie sind zugleich Formen der Verteilung der gesellschaftlichen Arbeit und mit ihren konkreten Richtungen und Qualitäten einschließlich spezifischer Strukturveränderungen damit Ausdruck der Vergesellschaftung im internationalen Rahmen. Dringender als je zuvor fordert das den Staat heraus - und zwar in zweierlei Richtungen. Zum einen sind, um auf

³ Heinz Jung, Deformierte Vergesellschaftung, Berlin und Frankfurt/M. 1986, S.53.

der Grundlage einer breitgefächerten Produktions-, Dienstleistungs-, Handels- und Finanzbasis nationale und internationale Märkte zur Sicherung der Profite zu beherrschen, verstärkt Staatsinterventionen zur Kapitalmobilisierung notwendig. Diese beinhalten die Absicherung der Konkurrenzfähigkeit der nach wie vor noch stark im Nationalstaat verankerten Konzerne über Förderung von Technologien, Reformierung der Ausbildung, Steuererleichterungen u.a. Zum anderen muß der Staat als entscheidende Institution zur Regulierung von politischen Interessen die „soziale Kohärenz“ herstellen, auf die die Wirtschaftsträger angewiesen sind, zumal das soziale Gefüge durch die rigorosen Umverteilungsprozesse zugunsten der Mächtigen im Umbruch ist. Staatliche Interventionen gewinnen deshalb an Bedeutung, da die inneren Strukturen und Bedingungen des Reproduktionsprozesses, wie Jörg Goldberg⁴ schreibt, für die Konkurrenzfähigkeit der Nationalstaaten und „ihrer“ Kapitale entscheidender werden. Es liegt daher auf der Hand, daß die staatsmonopolistische Funktionsweise im heutigen Kapitalismus an Intensität zunimmt, aber zum großen Teil anders strukturiert ist als in früheren Zeiten der Entwicklungsgeschichte des Kapitalismus. Es verändert sich die Gewichtung des Einsatzes staatlicher Mittel für die monopolistische Reproduktion und es entstehen neue Formen des Zusammenwirkens zwischen Staat und Monopolen.

Position und Struktur des Thyssen-Konzerns

Für die einzelnen „privaten“ großen Monopolverbände, die international agierenden Konzerne in der Gegenwart, hat die Nutzung staatlicher Potentiale zur Durchsetzung ihrer langfristigen Strategien spezifische Bedeutung. Sie verschafft ihnen Vorteile im harten Konkurrenzkampf und ermöglicht Positionen, mit denen sie wiederum Einfluß auf die Gestaltung staatlicher Politik, auf deren wirtschafts- und strukturpolitische Richtungen nehmen können. Je größer ihr Gewicht in der Wirtschaft eines Landes ist, desto stärker ist der Druck auf den Staat, ökonomische und außerökonomische Gewalt für die weitere Akkumulation ihres Kapitals, die Vergrößerung ihrer Herrschaftssphäre einzusetzen. Der Thyssen-Konzern ist dafür ein prägnantes Beispiel.

Die Thyssen AG, Düsseldorf, ist von der Eigentumsstruktur her privatkapitalistisch, wobei neben den Thyssen-Erben - vertreten durch die Fritz Thyssen Stiftung, Köln - vor allem die Commerzbank AG und die Allianz AG, aber auch die Deutsche und die Dresdner Bank bedeutenden Einfluß auf die Konzernpolitik haben. Der Thyssen-Konzern ist seit Jahrzehnten im deutschen Finanzkapital fest verankert und gehört mit der Entfaltung seiner Monopolherrschaft heute zu den mächtigsten der kapitalistischen Welt. Mit einem Umsatz von 22.258 Mio. Euro und 122.359 Beschäftigten nahm er im Jahre 1998 die 94. Stelle unter den hundert größten Industriekonzernen der Welt ein. In Europa ist er nach der Fusion mit dem Krupp-Konzern seit Anfang 1999 in der

⁴ Jörg Goldberg, Das Pendel schwingt zurück, Ohne effizienten Staat keine Entwicklung, Blätter für deutsche und internationale Politik, Köln 4/98, S. 208ff.

Eisen- und Stahlindustrie, im Maschinen- und Anlagenbau führend und nimmt unter den 500 größten westeuropäischen Industrie- und Dienstleistungskonzernen nunmehr mit 32.378 Mio. Euro und 184.800 Beschäftigten den 25. Platz ein.⁵ Seine geschichtliche Entwicklung ist besonders eng verquickt mit der Herausbildung finanzkapitalistischer Strukturen in Deutschland, mit einem frühzeitigen Streben nach Machtpositionen auf nationaler und internationaler Ebene und einer historisch gewachsenen Lierung mit politisch-militärischen Kräften des deutschen Imperialismus.

Im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts hat der Thyssen-Konzern sein Unternehmensprofil wesentlich gewandelt: Er ist vom bedeutendsten Stahlproduzenten auf dem europäischen Kontinent - eine Position, die er seit den 60er Jahren innehat - zu einem globalen Anbieter von Industrieprodukten und Dienstleistungen geworden, indem er seine Akkumulationsstrategie den neuen Bedingungen der Kapitalverwertung angepaßt hat. Die zahlreichen Firmenaufkäufe führten zu einem bemerkenswerten Strukturwandel dieses Konzerns. Das war nicht nur mit einer Neuaufteilung der Märkte zwischen den traditionell führenden Konzernen der Eisen- und Stahlindustrie in Deutschland verbunden, sondern lief vor allem auf eine Neuordnung des gesamten monopolistischen Reproduktionsprozesses der Eisenschaffenden Industrie einschließlich seiner nachgelagerten und davon abhängigen Phasen hinaus. Es nimmt nicht Wunder, daß deshalb in der Liste der Tochtergesellschaften von Thyssen auch die Namen von Mannesmann, Klöckner, Krupp, Hoesch, Otto Wolff auftauchen. Die Umgruppierung in der monopolistischen Herrschaftsstruktur verschaffte dem Thyssen-Konzern eine weitaus größere Machtposition als den Vereinigten Stahlwerken zur Weimarer Zeit.⁶

Anlaß der Umstrukturierung war die Ende der 60er Jahre einsetzende Stahlkrise. Die Konzernführung wollte mit verwandten industriellen Aktivitäten und Dienstleistungen weitere Schwerpunkte neben dem Stahlgeschäft schaffen. Die Strategie des Konzerns orientierte dabei zugleich auf eine verstärkte Internationalisierung und auf eine größere Eigenständigkeit in der Expansion ihrer großen Geschäftsbereiche.

Den ersten wichtigen Schritt zu einer neuen Struktur mit Konzentration auf den Investitionsgüterbereich bildete 1976 der Erwerb der Rheinstahl AG - umbenannt in Thyssen Industrie AG - mit ihrer Herstellung von Aufzügen, Maschinenbau, Schienenfahrzeugen, Guß- und Umformtechnik. Fünf Jahre

⁵ Vgl. Michael Bonder, Thomas Student, Wem gehört was in Europa, Düsseldorf 2000; Wirtschaftswoche, Düsseldorf, Nr. 26/22.6.2000, S. 89.

⁶ Die Vereinigte Stahlwerke AG (Vestag), Düsseldorf, war 1926 als Bündnis der bedeutendsten Kohlegesellschaften, der Hütten- und Stahlwerke - darunter die Dortmund-Hörder Hüttenunion, die August Thyssen-Hütte, die Hüttenwerke Phoenix - sowie der Verarbeitung - mit der Rheinstahl-Union Maschinen- und Stahlbau AG - und des Handels - Handelsunion AG als Riesenkonzern gebildet worden. Sie konzentrierte rund 50 Prozent der gesamten Eisen- und Stahlproduktion und 22 Prozent der Ruhrkohleförderung auf sich. Vorsitzender des Aufsichtsrates wurde Fritz August Thyssen, Sohn des Firmengründers des Thyssen-Konzerns.

später erfolgte der Kauf des führenden Zulieferers der nordamerikanischen Automobilindustrie The Budd Company USA. In der laufenden internationalen Ergänzung dieser Konzernsäule sind der Erwerb der Aufzugsaktivitäten von Dover Corporation (USA), Marktführer für Hydraulik-Aufzüge in Nordamerika, im Jahre 1998 und die Übernahme von Giddings & Lewis, führender Hersteller von Werkzeugmaschinen in den USA, erwähnenswert.

Insgesamt umfaßt die Produktionspalette des Bereiches Fertigerzeugnisse ein breites Spektrum industrieller Anwendungen sowie kompletter Systemlösungen, darunter auch Spezialschiffe und Marinetechnologie, Verkehrs- und Energietechnik, Transferstraßen.

Der Handelsbereich mit der Thyssen Handelsunion AG hat sich zu einem besonderen Schwerpunkt der neuen Konzernstruktur entwickelt. Die aus der Entflechtung der Vereinigten Stahlwerke 1954 ausgegründete Handelsunion wurde ursprünglich als Absatzorganisation für Thyssenstahl erworben. Inzwischen ist sie mit nahezu 600 Gesellschaften und Stützpunkten in Deutschland und 70 weiteren Ländern zu einem der großen Handels- und Dienstleistungshäuser am Weltmarkt geworden. Mit einem breitgefächerten Programm - von Bautechnik, Brennstoffen, Industriellen Dienstleistungen über Logistik, Projektmanagement bis zu Recycling und Werkstoffen - spielt der Bereich in der Expansionsstrategie für den Konzern eine erstrangige Rolle. Zu ihm zählen die Thyssen Rhein Stahl Technik GmbH mit der Aufgabe der Herstellung von schlüsselfertigen Bauprojekten und Industrieanlagen, sowie die mit dem französischen Mineralölkonzern Elf Aquitaine betriebene gemeinsame Tochtergesellschaft Thyssen-Elf Oil GmbH, Hamburg, und auch ein sich erweiternder Sektor für Immobilien.

Der Stahlbereich von Thyssen ist nach wie vor eine der großen Säulen des Konzerns. Allerdings hat sich die Struktur dieses Bereichs seit den 70er Jahren gewandelt. Mit Blick auf die rigorose Konkurrenz am Stahlmarkt entschied die Konzernführung, „die traditionelle Thyssen-Linie eines integrierten Hüttenwerks mit Vollprogramm zu verlassen“⁷. Das Produktionsprogramm wurde auf qualitativ anspruchsvolle Flachstahlprodukte umgestellt. Bereits 1970 hatte der Thyssen-Konzern mit der Mannesmann AG einen Austausch von Produktionskapazitäten vorgenommen. Er gab die Röhrenfertigung ab und übernahm deren Walzstahlproduktion. Die Stahl- und Edelstahlbereiche wurden als Kerngeschäft konzentriert und durch Kauf der Produktionskapazitäten anderer Eisen- und Stahlkonzerne erweitert. Den bisherigen Höhepunkt des Ausbaus dieses Bereiches bildet die Verschmelzung der Thyssen AG mit der Fried. Krupp AG Hoesch-Krupp zur Thyssen Krupp AG Ende 1998. Die zusammengeschlossenen Konzerne werden nunmehr umstrukturiert, von 23 Geschäftsfelder auf sechs Kerngebiete. In ihren Werbeanzeigen präsentiert sich die Thyssen Krupp AG als innovativer Zulieferer der internationalen Automobilindustrie, als „Global player bei Qualitätsflachstahl“.

⁷ Geschäftsbericht 1997/98 der Thyssen AG, Bericht des Vorstandes, S. 12.

Eingeschlossen in dieses Gesamtprofil des Thyssen-Konzerns ist die Produktion von Rüstungsgütern wie Stahl, Kriegsschiffe und Panzer. Die leistungsfähigen Rüstungsproduktionskapazitäten sind auf eine Reihe zum Konzernbereich zählende Unternehmen verteilt, wie auf Thyssen Henschel GmbH oder die Thyssen Werften GmbH. Nach DaimlerChrysler gehört Thyssen zu den größten Rüstungskonzernen Deutschlands.

Im Ergebnis der Umprofilierung auf neue Produktions- und Geschäftsbereiche wird der Thyssen-Konzern von drei Säulen getragen, die im Jahre 1997/98 folgende Anteile am Gesamtumsatz der Konzernbereiche von 46,7 Mrd. DM aufwiesen⁸:

- Investitionsgüter und Verarbeitung	29,5 Prozent;
- Handel und Dienstleistungen	37,3 Prozent;
- Stahl	33,2 Prozent.

Der Umsatz zwischen diesen Bereichen machte in dem genannten Geschäftsjahr allein schon 3,2 Mrd. DM aus. Er verdeutlicht, daß ein bedeutender Teil des Reproduktionskreislaufes innerhalb dieses mächtigen Monopolgebildes vonstatten geht, gleichzeitig aber die Reproduktionskreisläufe der Volkswirtschaften vieler Länder tangiert. Das wird vor allem in dem hohen Internationalisierungsgrad deutlich. Anfang der 60er Jahre wies der Konzern 93 Gesellschaften in Westdeutschland auf, 30 im Ausland. Ende der 90er Jahre sind 324 Gesellschaften im Weltkonzernabschluß erfaßt. Sie realisieren bereits 56 Prozent ihres Umsatzes im Ausland. Er verteilt sich zu 23 Prozent auf die Länder der EU. Mit 22 Prozent des Gesamtumsatzes ist Nordamerika ein besonderer Schwerpunkt der Auslandsexpansion. Fast jeder dritte Mitarbeiter ist bei Thyssen in einer Auslandsgesellschaft des Konzerns beschäftigt. Insgesamt drückt sich die Expansion des Thyssen-Konzerns in einem von 1978/79 bis 1997/98 gestiegenen Umsatz von 25,4 auf 43,5 Mrd. DM aus.

Thyssens Forderungskatalog an den Staat

Aufgrund der erreichten Position mit der Neuprofilierung seines Konzernbereiches gehört der Thyssen-Konzern zu den wenigen großen Monopolverbänden, die nicht nur vom Staat das „Setzen von Rahmenbedingungen“ über verschiedene Maßnahmen staatlicher Wirtschaftspolitik wie Steuerpolitik, Subventionen und Exportförderung verlangen, sondern gezielt aufgrund ihrer Position vielfältige und ganz konkrete Forderungen zur Sicherung ihrer Profitinteressen gegenüber der Konkurrenz erheben und durchsetzen können. Die Formen der geforderten Staatsinterventionen sind generell abhängig von den Bedingungen der Kapitalverwertung.

So betrifft ein Forderungsbereich in der heutigen Zeit schneller wissenschaftlich-technologischer Entwicklung die Sicherung der Konkurrenzfähigkeit durch Unterstützung bei der Finanzierung von Forschung und Entwicklung

⁸ Ebenda, S.19.

von Hochtechnologiebereichen. Der Staat wird hier als Instrument zur Durchführung kostenaufwendiger und risikoreicher Produktionen zur Absicherung und Durchsetzung von Profitinteressen genutzt. Dabei spielt für die Großkonzerne die staatliche Unterstützung bei der Finanzierung der Projektforschung auf dem Gebiet moderner Schlüsseltechnologien eine bedeutende Rolle. Gerade sie hat bei Thyssen großes Gewicht. Der Aufwand betrug dafür im Jahre 1997/98 341 Mio. DM, und der Konzern drückt auf direkte dirigistische Maßnahmen des Staates zur Unterstützung dieser kostenaufwendigen vorgelagerten Reproduktionsphase. Überwiegend wird die Projektförderung in den Großkonzernen betrieben und deren Finanzierung zu einem bedeutenden Teil durch den Staat gefördert. Im Jahre 1995 erreichte die direkte Projektförderung der Wirtschaft durch den Bund an der gesamten direkten Projektförderung 32 Prozent⁹. Zu den Nutznießern zählt auch der Thyssen-Konzern. Thyssen-Krupp ist zum Beispiel neben Siemens und Adtranz einer der großen industriellen Partner im Transrapid-Konsortium. Nach der Absage des Bundes an den Bau der ersten Magnetschnellbahn-Strecke zwischen Hamburg und Berlin fordert das Unternehmen nun in einem Brief an die Bundesregierung und die Fraktionen des Bundestages eine Milliarde Mark aus der Staatskasse, um die Technologie des Magnetschwebezuges weiterentwickeln zu können und mit dem Geld ein Technologieprogramm für den Transrapid zu finanzieren¹⁰. Im Interesse dieser Konzerne hat auch die gegenwärtige Bundesregierung mit Chinas Ministerpräsidenten Zhu Rongji den Vertrag über eine Machbarkeitsstudie zum Bau einer 42 Kilometer langen Transrapid-Strecke in Shanghai abgeschlossen und die Übernahme der Kosten in Höhe von 1,6 Mio. DM zu zwei Dritteln zugesichert. Für das Großprojekt selbst hatte Anfang dieses Jahres Finanzminister Eichel bereits Geld in Aussicht gestellt.¹¹

Ein anderer wichtiger Bereich sind für Thyssen Staatsinterventionen zu gesetzlichen Ausnahmeregelungen und „Empfehlungen“ für den Export von Rüstungsgütern, denn der Export von Rüstungsgütern in Krisengebiete außerhalb der NATO-Grenzen ist verboten. Eine Sondererlaubnis kann nur der Bundessicherheitsrat erteilen. Deshalb zahlt Thyssen aus seinen Profiten in Erwartung weiterer, höherer Profite Millionen an Schmiergeldern an Mittelsmänner und Politiker, um Rüstungsgeschäfte zu realisieren. Für den Verkauf von 36 Fuchspanzern 1991 nach Saudi-Arabien mit einem Geschäftsvolumen von 446,4 Millionen Mark sollen nach Erkenntnissen der Staatsanwaltschaft Augsburg 220 Millionen an Schmiergeldern und Provisionen geflossen sein.¹² Angesichts des im Mai diesen Jahres veröffentlichten Berichts der Wehrstrukturkommission forderte der Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI) auch im Namen des Thyssen-Konzerns mehr Freiheiten beim Rüstungsexport.

⁹ Bundesbericht Forschung 1996, v. 08.5.1996, Bundestag, Drucksache 13/4554, S. 96.

¹⁰ Tagesspiegel, Berlin, vom 8.4. 2000.

¹¹ Financial Times Deutschland, Hamburg, vom 28.6.2000.

¹² Die Woche, Hamburg, vom 17. 12. 1999.

Durch „deutsche Sonderregelungen“ dürfe die Beteiligung deutscher Unternehmen an NATO-Rüstungsprogrammen nicht verhindert werden.¹³

Andere Forderungen betreffen die Regulierung sozialer Prozesse und Konflikte für den Machterhalt im Innern. Anfang 1994 verlangte der Vorsitzende des Aufsichtsrates der Thyssen AG, Heinz Kriwet, von der nordrhein-westfälischen Landesregierung „finanzielle Mittel zum sozialverträglichen Arbeitsplatzabbau“¹⁴ bei einem zusätzlichen Personalabbau von 1250 zu den geplanten von 12000 Beschäftigten, für die keine Sozialpläne erstellt würden. Ein mit Steuermitteln gespeistes Auffangbecken in Form der Stahlstiftung Saarland sollte den Konzern durch die Übernahme der Kosten von Sozialplanverpflichtungen mit mehreren hundert Millionen Mark entlasten.

Alle genannten Anforderungen stehen im Zusammenhang mit der veränderten weltpolitischen und ökonomischen Lage und deren Wirkung auf die Konkurrenzbeziehungen zwischen den Großkonzernen und den führenden Industriestaaten. Der rigorose Konkurrenzkampf um Marktanteile und Profite hat sichtbare Konsequenzen für das Verhältnis von Staat und Monopolen. Der Staat unterliegt im Globalisierungsprozeß stärker als früher dem Druck der mächtigsten nach wie vor nationalgebundenen Monopole bei der Realisierung ihrer Expansionsstrategien. Deshalb gewinnt auch die Umverteilungsfunktion des Staates als inhärenter Bestandteil der Erweiterung monopolistischer Produktionsverhältnisse gegenüber dem Einsatz anderer Formen der staatsmonopolistischen Regulierung, wie z. B. dem Staatseigentum, an Gewicht.

Der Fall Leuna/Minol und Thyssen

Im Untersuchungsausschuß des Bundestages soll geklärt werden, inwieweit finanzielle Zuwendungen an Politiker der ehemaligen CDU-geführten Bundesregierung und sonstige Personen und Institutionen die politischen Entscheidungen zur Privatisierung bzw. zum Neubau der Erdölraffinerie in Leuna und der Veräußerung des Minol-Tankstellennetzes beeinflusst haben. 1992 war die Raffinerie Leuna in Sachsen-Anhalt an den französischen Erdölkonzern Elf Aquitaine verkauft worden, der versprach, 4,8 Milliarden Mark zu investieren. Elf erhielt dafür im Gegenzug 1,5 Milliarden Mark Subventionen sowie das lukrative Minol-Tankstellennetz in den neuen Bundesländern. Im Zusammenhang mit diesem Geschäft sollen mindestens 80 Millionen Mark Schmiergelder gezahlt worden und davon bis zu 13,5 Millionen Mark an die CDU gegangen sein.

Den Hintergrund für diesen Fall bildet die Art und Weise der Wiedervereinigung Deutschlands nach dem Zusammenbruch der DDR - als kapitalistische Restauration unter der direkten Einflußnahme und mit den traditionellen Machtinstitutionen des westdeutschen Finanzkapitals. Eine besondere Rolle

¹³ Junge Welt, Berlin, vom 24.5.2000.

¹⁴ Wirtschaftswoche, Düsseldorf, Nr. 4/21.1.1994.

spielte dabei die Treuhandanstalt als staatliche Institution, deren Führungspositionen die enge Interessenverflechtung von Staat und Großkapital widerspiegeln. Für die Nominierung aller dreier Präsidenten dieser Institution - Dr. Rainer Gohlke, Detlev Karsten Rohwedder und Birgit Breuel - waren wirtschaftspolitische Erfahrungen, enge Bindungen an Großkonzerne und zur Regierungsebene ausschlaggebende Kriterien. Die Aufsichtsratsposten der Treuhandunternehmen und der Treuhandholdings wurden bereits bei Gründung der THA mit Vertretern der westdeutschen Finanzoligarchie besetzt. Die von der Treuhandanstalt favorisierte Privatisierung der ostdeutschen Betriebe in kürzester Zeit lief deshalb als „flächendeckende Landnahme“ durch das westdeutsche Finanzkapital ab. Rund 80 Prozent der 13.815 Betriebe ging an das westdeutsche, 14 Prozent an ausländisches Kapital. Ostdeutsche Interessenten erwarben nur 6 Prozent der Betriebe.

Die Privatisierung der ostdeutschen Industrie war allerdings im Vergleich zur sofortigen Okkupation des Banksystems und der Handelsbetriebe durch westdeutsche Großkonzerne ein langwieriger Prozeß. Sie war abhängig vom Zustand, der volkswirtschaftlichen und der konkurrenzmäßigen Bedeutung dieser Unternehmen. Während sogenannte „Perlen“ der Industrie schnell einen Käufer fanden, viele Unternehmen erworben wurden, um sie als Konkurrenten auszuschalten oder Fördergelder abzukassieren und mit deren Immobilien zu spekulieren, gab es einige wenige volkswirtschaftlich und standortpolitisch wichtige Kombinate, deren Erhalt wegen der sozialen Sprengkraft für die herrschende Klasse als Kern eines industriellen und weitgehend monostrukturierter Gebiets politisch erkannt, deren Verkauf an das Großkapital aber schwierig war. Dazu zählte der Chemiekomplex Leuna mit fast 30.000 Beschäftigten. Er war in der Grundchemie angesiedelt, in der es weltweit Überkapazitäten gab. Die große Altlastenproblematik dieses Gebietes, der Wegfall der Ostmärkte und die bisherige Abhängigkeit vom Rohöllieferanten Sowjetunion erschwerten zudem die Privatisierung. Anders sah es mit dem Bereich der Mineralölwirtschaft von Leuna aus, der zwar ein integraler Bestandteil des Kombinars war, aber ein geschlossenes System von der Rohstoffversorgung bis zum gewerblichen und privaten Endverbraucher darstellte. Besonders das Tankstellennetz von Minol mit seiner Monopolstellung in der DDR weckte nach Wegfall der innerdeutschen Grenzen die Profiterwartungen der Konzerne.

Nachdem Bundeskanzler Kohl um die Jahreswende 1990/1991 bereits eine politische Bestandsgarantieerklärung für Leuna abgegeben hatte, was ein starker Rückhalt bei der Privatisierung war¹⁵, entschied sich die THA - entgegen den sonstigen Gepflogenheiten der Zerstückelung von Kombinat - für einen kombinierten Verkauf der bereits 1990 getrennten Bereiche der Chemie- und Mineralölwirtschaft, der Raffinerie Leuna mit der Minol Mineralölhandel AG. Den Zuschlag erhielt das TED-Konsortium - Thyssen Handel Berlin GmbH,

¹⁵ Abschlußbericht des 2. Untersuchungsausschusses der 13. Wahlperiode DDR-Vermögen, Zur Sache 3/98 Textband, Deutscher Bundestag, 13. Wahlperiode, Drucksache 13/10900, S. 453.

die Société Nationale Elf Aquitaine (Elf) und die Deutsche SB-Kauf-AG (DSBK). Es gab noch andere Bewerber, aber die Begünstigung von Elf durch die Treuhand stand im engen Zusammenhang mit der auf der internationalen Ebene der Politik aufgekommenen Kritik über die Bevorzugung westdeutscher Konzerne bei der Privatisierung und der dadurch beeinträchtigten Verschiebung der Wettbewerbskonstellation auf dem Weltmarkt. Die Nutzung der seit Jahrzehnten innerhalb der europäischen Integration gepflegten politischen Achse Paris - Bonn bei der gezielten Suche nach einem Investor für Leuna lag deshalb nahe und hat, wie der Wirtschaftsminister von Sachsen-Anhalt vor dem 2. Untersuchungsausschuß der 13. Wahlperiode sagte¹⁶, mit Sicherheit in den Verhandlungen zwischen dem Bundeskanzler und Mitterand eine Rolle gespielt. Hinzu kam, daß es äußerst enge kapitalmäßige Beziehungen zwischen der deutschen und französischen Industrie gibt und sich in internationalen Konnexionen erfahrene Verbindungsleute aus Politik und Wirtschaft für diese Verhandlungen anboten.

Das als „Jahrhundertvertrag“ gefeierte Privatisierungsabkommen wurde mit dem Hauptvertrag zwischen der THA, der Leuna Werke AG und der Minol AG sowie Elf Aquitaine und der Thyssen Handel GmbH am 23. Juli 1992 unterzeichnet. Es war ein Koppel-Geschäft zwischen der Politik der Bundesregierung und der Sicherung von Wirtschaftsinteressen. Auf der politischen Seite ging es um internationale Akzeptanz der Vereinigungs- und Privatisierungspolitik, auf der wirtschaftlichen um die Durchsetzung der Interessen des Thyssen-Konzerns. Dieser ist mit dem französischen Mineralölkonzern durch die gemeinsame Tochtergesellschaft Thyssen-Elf Oil GmbH, Hamburg, verflochten, die aus dem Handel mit Rohöl, Mineralölprodukten und petrochemischen Erzeugnissen einen jährlichen Umsatz von 1.682 Mio. DM (1997/98) erzielt. Thyssen hat die im Vertrag ausgehandelten Bedingungen weitgehend bestimmt. Die THA verkaufte das für den Neubau der Raffinerie notwendige Gelände, die LKW-Verladestation, verschiedene Nebenanlagen der Altraffinerie und 100 Prozent der Anteile von Minol an das TED-Konsortium. Außerdem wurden eine 52,5 Prozent-Beteiligung an der Mineralöl-Verbundleitung (MVL) an die für den Neubau der Raffinerie gegründete Mitteldeutsche Erdöl-Raffinerie GmbH (MIDER) verkauft. Das TED-Konsortium verpflichtete sich zum Bau einer neuen Raffinerie mit einer Rohölverarbeitungskapazität von ca. zehn Mio. Tonnen/Jahr, Investitionen in Höhe von 4,3 Mrd. DM und der Schaffung von 2550 Arbeitsplätzen.

Darüber hinaus legte der Thyssen-Konzern seine spezifischen Interessen am Leuna-Komplex noch in einer geheimen Konsortialvereinbarung zwischen der Thyssen Handelsunion und Elf Aquitaine fest. Von ihr sollen weder der Treuhandvorstand noch der Elf-Verwaltungsrat Kenntnis gehabt haben. Nach diesem sog. Cooperation Agreement ist Thyssen dem Konsortium nur vorübergehend beigetreten, damit seine Tochtergesellschaft Rheinstahl Technik AG den

¹⁶ Ebenda, S. 454.

Auftrag für den Bau der Raffinerie - ohne öffentliche Ausschreibung - erhält. Sie ist mit 40 Prozent an dem Milliardenprojekt beteiligt, für das zum großen Teil die Steuerzahler aufkommen. Die Thyssen Handelsunion selbst hat für ihren Ausstieg im Jahre 1994 die Bedingung vereinbart, daß sie bei Rückgabe ihres 33prozentigen Anteils an MIDER eine Entschädigung auf Basis des aktuellen „Substanzwertes“ erhält. Es soll sich dabei um eine Einmalzahlung von 126 Mio. DM sowie eine Provision von Elf, „eine Art Gewinnbeteiligung“, in Höhe von 55 Mio. DM gehandelt haben. Den Kapitalverwertungsinteressen von Thyssen wurde mit der Privatisierungspolitik der THA voll Rechnung getragen. Die Schmiergelder der Konzerne haben sich gelohnt.

Thyssen im politischen Herrschaftsmechanismus

Staatsintervention zu Gunsten der Kapitalverwertung hat zur Voraussetzung, daß die Verflechtung zwischen Großkonzernen und staatlichen Institutionen sowie politischen Gremien effektiv funktioniert. Die im Kapitalismus herrschende Finanzoligarchie hat deshalb zur Durchsetzung ihrer Interessen auf dem Gebiet der staatlichen Politik und über andere Gebiete des öffentlichen Lebens ein dichtes Netz gespannt. Über die verschiedensten Arten von Verbindungen kann der Staat in seinen Entscheidungen vom Großkapital beeinflußt werden.

Eine ausgeprägte Rolle spielt nach wie vor der Verbandslobbyismus. Zwar gibt es über die Anzahl der existierenden Interessenverbände keine genauen Daten, aber in der Wirtschaft sind es nach vor die großen Verbände der Industrie, d.h. der Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI), die Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände (BDA) und der Deutsche Industrie- und Handelstag (DIHT), welche die Interessen des Kapitals gegenüber staatlichen Machtpotentialen vertreten und durchsetzen. Das realisiert sich über persönliche Kontakte und Druck auf Minister und Staatssekretäre, vor allem über die Ministerialbürokratie. Verbandsvertreter wirken maßgebend in beratenden Ausschüssen, Beiräten und Arbeitskreisen bei den Ministerien mit. Struktur und Organisation von Interessen folgt recht genau den Besonderheiten der politischen Zuständigkeitsstruktur, wie Erwin K. Scheuch schreibt: „Auf Bundesebene steht im Vordergrund der Versuch, auf die Gesetzgebung Einfluß zu nehmen. Bei der Interessenvertretung gegenüber den Ländern geht es vorrangig um die Umsetzung solcher Gesetze und Verordnungen im Verwaltungsvollzug. Beispiel hierfür ist neben der Bildungspolitik auch der neue Bereich der Umweltpolitik.“¹⁷ Viele Forderungen der Verbände weisen deshalb bereits den Charakter von Gesetzesvorlagen auf.

In diesem Verbands-Mechanismus hat der Thyssen-Konzern seit je eine große Rolle gespielt. Hans-Günter Sohl z.B., seit 1953 Generaldirektor der August Thyssen Hütte AG., Duisburg, war von 1956 bis 1969 Vorsitzender des füh-

¹⁷ Erwin K. Scheuch, Lobbyismus und Verbandswesen in unserem politischen System; in: Wirtschaftsdienst, Hamburg 2000/III, S. 147.

renden Unternehmerverbandes der Eisen- und Stahlindustrie (Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie) und übernahm 1972 die Funktion des Präsidenten des BDI. Gegenwärtig werden im BDI durch Gerhard Cromme, ehemaliger Vorstandsvorsitzender der Friedrich Krupp AG, und im BDA von Claus Hendricks als Vertreter von Thyssen wichtige Positionen belegt.

Nach wie vor realisieren sich Verbindungen zwischen Staat und Großkonzernen über einen wechselseitigen Personalaustausch zwischen Eliten der Wirtschaft und des Staates. Zeitgemäß sind vor allem „Kanzlerrunden“ und „Clubs“, in denen maßgebende Vertreter des Großkapitals Verbindungslinien zur Staatsführung unterhalten. Diese Verknüpfung staatlicher und privater Funktionsträger, Institutionen und Aktivitäten hat Tradition im deutschen Finanzkapital. Der Thyssen-Konzern kann hier an historische Gepflogenheiten anknüpfen. Gerade für den Ausbau der Machtposition dieses Konzerns waren die jahrzehntelangen personellen Beziehungen zum Staat von Bedeutung.

Als August Thyssen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts den Stahlkonzern gründete, besaß er nicht nur die Kapitalmehrheit an der August Thyssen Hütte AG, sondern war auch Leiter des Konzerns und arrangierte die Verbindungen zu Banken, Wirtschaftsverbänden und staatlichen Institutionen selbst. Sein Sohn, Fritz Thyssen, war Mitglied im „Industrieclub“, dem exklusiven Treffpunkt der Ruhrmagnaten, vor denen Hitler am 27. Januar 1932 die Grundzüge seiner mit großem Beifall aufgenommenen Politik darlegte. Auf seinem Schloß in Landsberg wurden bereits einen Tag später zwischen den Konzernherren von Rhein und Ruhr und den Vertretern der NSDAP Abmachungen getroffen. Die finanzielle Unterstützung der deutschen Finanzkapitalisten stammte u.a. aus den politischen Fonds des Vereins für die bergbaulichen Interessen und der Nordwestlichen Gruppe des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller, dem sogenannten „Ruhrschatz“. Daran war auch Fritz Thyssen beteiligt.¹⁸

Im weiteren Verlauf haben sich durch die fortschreitende Trennung von Kapitaleigentum und Kapitalverfügung bei den Großkonzernen in der personellen Zusammensetzung der Finanzoligarchie Veränderungen ergeben. Die Thyssen-Erben, versammelt in der Thyssen-Gruppe als einer der wichtigsten Finanzgruppen zur Zeit des zweiten Weltkrieges und der Nachkriegszeit, verbleiben mehr im Hintergrund und lassen sich überwiegend vom Ausland her in diesen Aktivitäten durch Manager vertreten. Je nach ökonomischen und politischen Bedingungen werden die Konstellationen im Austausch der Eliten verändert. Festzustellen ist, daß die direkten Beziehungen des Großkapitals zur Politikern innerhalb des Mechanismen an Gewicht gewinnen. Der Austausch erfolgt jetzt auch unabhängig von der politischen Konstellation.

Der Thyssen-Konzern stellt sich auf derartig veränderte Bedingungen mit neuen, adäquaten Beziehungen zu den politischen Führungsgremien und zum

¹⁸ Monopole und Staat in Westdeutschland, in: Deutsches Wirtschaftsinstitut, Bericht 20, S.12 und 13.

Staatsapparat ein. Das erfolgt über verstärkte direkte Kontakte zum Staat, häufig über Angebote von Posten in Unternehmensinstitutionen. Der ehemalige Finanzminister von Nordrhein-Westfalen Heinz Schleußer saß seit März 1991 als „Arbeitnehmersvertreter“ im Aufsichtsrat der Thyssen AG. Wolfgang Clement, wiedergewählter SPD-Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, ist Anfang dieses Jahres mit Sitz und Stimme in das Kuratorium der Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung berufen worden. Diese Stiftung hält als größter Einzelaktionär 16,8 Prozent des Kapitals am Stahlkonzern Thyssen Krupp und bestimmt damit die Geschicke des Konzerns. Die Berufung von Clement erfolgte, obgleich ihm als Ministerpräsidenten die Rechtsaufsicht über diese Institution obliegt.¹⁹ Dieter Spethmann, von 1973 bis 1991 Vorsitzender des Aufsichtsrates der Thyssen AG und damit langjähriger Thyssen - Chef, wurde wiederum von Wolfgang Clement in seine Ehrenkommission geholt, die prüfen soll, „ob die Kabinettsmitglieder Nebentätigkeiten oder Mandate ausüben, die den Interessen des Landes abträglich sein könnten“.²⁰

Neue Verflechtungsbeziehungen zwischen Politik und Großkapital entwickeln sich im Kontext mit der gewachsenen Notwendigkeit von Problemlösungen für die Politik, bei denen das Großkapital seine Interessen wahren und stärker beachtet wissen will. Mit dem Strukturumbau des Thyssen-Konzerns zu einem internationalen Industrie- und Handelsunternehmen und seinen weiten Expansionsinteressen hat sich der Charakter des personellen Beziehungsgeflechts zu Wirtschaftsverbänden, Banken und staatlichen Institutionen verdichtet. Es werden vielfältige personelle Linien ausgenutzt, um die Teilhabe des Großkonzerns vor allem an staatstragenden Geschäften abzusichern. Unter diesem Aspekt ist auch der Einsatz von Walther Leisler Kiep - von 1971 bis 1992 Präsidiumsmitglied und Schatzmeister der CDU, zwischendurch (1976 bis 1980) auch Finanzminister in Niedersachsen - im Deal um die Auftragsvergabe des Baus der Leuna-Raffinerie an Elf-Aquitaine und damit für die Vergabe des Großauftrags für den Bau der Raffinerie an Thyssen zu sehen. Kiep hat sich in Briefen an Bundeskanzler Kohl für den Verkauf von Leuna an Elf eingesetzt. Die Millionenzahlung der Thyssen AG für die Vermittlung soll als Spende an die CDU, nicht an Kiep persönlich gegangen sein.

Die personelle Seite im Verflechtungsmechanismus

Von Bedeutung für den Einsatz dieses „unorthodoxen Vermittlers“ war ohne Zweifel der Fakt, daß Kiep einer der maßgebenden Vertreter der deutschen Hochfinanz ist, die sowohl in der Wirtschaft als auch in Politik stark engagiert sind und das staatsmonopolistische Geflecht mitgetragen und ausgebaut haben. Für seine Rolle im Zusammenwirken von Staat und Monopolen spielt die Pflege traditioneller Beziehungen in der mit dem Entstehen des deutschen Monopolkapitals herausgebildeten Finanzoligarchie eine Rolle. Dabei ist nicht

¹⁹ Wirtschaftswoche, Düsseldorf, Nr. 9 vom 24.2.2000.

²⁰ Die Woche, Hamburg, vom 25.2.2000.

von Bedeutung, daß ein Vorfahr von Walther Leisler Kiep, Jakob Leisler, von 1689 bis 1691 Gouverneur von New York war, sondern daß Walther Leisler Kiep aus dem „Rat der Götter“, dem Kern der eng versippten und verschwägerten Gründerfamilien der I.G. Farben²¹, hervorgegangen ist. Seine Mutter, Eugenie vom Rath, entstammte einer der - auch mit Otto von Bismarck befreundeten - Gründerfamilien der I.G. Farben. Seine Frau, Charlotte ter Meer, kommt ebenfalls aus diesem Kreis.²² Der Vater, Louis Leisler-Kiep, Direktor der Hapag, Hamburg, und zuletzt Direktor der Hamburger Landesbank, vertrat nach der Entflechtung der I.G. Farben die Gründerfamilie von Meister als stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender in der im Dezember 1951 neugegründeten Farbwerke Hoechst AG vorm. Meister Lucius & Brüning, Frankfurt/M., einer der drei Nachfolgegesellschaften dieses Chemiemonopols.

Auch wenn es für politisches Handeln keine Sippenhaftung gibt, so kann doch aus derartigen familiären Verknüpfungen das „Insider- oder Herrschaftswissen“ über maßgebende Beziehungen genutzt werden. Zudem waren die I.G. Farben mit dem Eisen- und Stahlbereich über die Vereinigte Stahlwerke AG, Düsseldorf, auch kapitalmäßig verflochten. Die I.G. Farben waren zu 16 Prozent am Aktienkapital der Vereinigten Stahlwerke AG, dem 1926 gebildeten riesigen Stahlmonopol, beteiligt und kontrollierten die Rheinischen Stahlwerke.²³ Diese unterstanden auch nach der „Entflechtung“ der I.G. Farben-Gruppe. Seit der Fusion mit der ATH im Jahre 1974 ist die Rheinstahl AG - heute Thyssen Industrie AG - eine der wichtigsten Säulen des Konzerns. Die Vermittlung des Auftrages für den Bau der neuen Leuna-Raffinerie durch Leisler Kiep hat dadurch eine reale Grundlage.

Den Söhnen derartiger Gründerfamilien von Großkonzernen, die sich mit Spenden auch Ehrentitel und Adelsprädikate erkaufen, standen im übrigen die Türen des Staatsapparates weit offen. Bevorzugt wurde vor allem der diplomatische Dienst - wesentliche Voraussetzung für den Aufbau eines weitverzweigten internationalen Netzes der Großkonzerne. Nach dem zweiten Weltkrieg hielten Vertreter der Finanzoligarchie stärker als je zuvor auch Einzug in den Staatsapparat. Walther Leisler Kiep ist einer von ihnen, und es verwundert

²¹ Die I.G. Farben AG war 1925 aus dem endgültigen Zusammenschluß der acht bedeutendsten deutschen Chemiegesellschaften zum mächtigsten deutschen Chemietrust hervorgegangen.

²² Bekanntlich war Fritz ter Meer, ihr Vater, als Mitglied des Zentralausschusses des Vorstandes der I.G., Leiter der Produktion der I.G. und „Wehrwirtschaftsführer“ zur Zeit des Faschismus in Deutschland, verantwortlich für den Bau des KZ der I.G. Farben bei Auschwitz und einer der Hauptangeklagten im Nürnberger Prozeß im Mai 1947 gegen die I.G. Farben. Er war von einem amerikanischen Militärtribunal zu 7 Jahren Haft verurteilt worden, vorfristig entlassen und bald danach im Aufsichtsrat der Farbenfabriken Bayer AG., Leverkusen, wiederzufinden. Vgl. Berichte des Deutschen Wirtschaftsinstituts, Berlin, Nr. 20 Oktober 1952, I.G. Farbenindustrie AG; Deutsches Wirtschaftsinstitut, Berlin, Bericht 11/12 Juni 1956, Die Repräsentanten des westdeutschen Finanzkapitals; Neue Deutsche Biographie, Berlin 1977, 16. Band S. 606f.

²³ Deutsches Wirtschaftsinstitut, Bericht 13, Zur Konzentration des Kapitals in Westdeutschland, Berlin, 1955, S. S.8.

nicht, daß er aufgrund seiner Herkunft in vielen wirtschaftlichen und staatlichen Ämtern und finanzkapitalistischen Vereinigungen maßgebliche Positionen bekleidet hat und noch innehat. Er ist persönlich haftender Gesellschafter des Versicherungsunternehmens Gradmann & Holler, Frankfurt/M., und hat beim Leuna-Geschäft für seine Firma die Versicherung des Baus der Raffinerie übernehmen können. Seine Gesellschaft soll mit dem Investor Elf Aquitaine Betriebsrisiken-Versicherungspolice in Millionenhöhe abgeschlossen haben.²⁴ Kiep sitzt im Beirat der Deutschen Bank und ist Vorsitzender des exklusiven Clubs der 1952 gegründeten Atlantik-Brücke e.V., einer Gesellschaft zur Pflege und zum Ausbau der deutsch-amerikanischen Beziehungen. In ihr sind noch andere Großindustrielle, wie Daimler-Chef Schrepp, namhafte Banker, wie Hilmar Kopper von der Deutschen Bank und die Spitzenpolitiker Volker Rühe, Rudolf Scharping, und neuerdings auch der frisch gekürte CDU-Fraktionsvorsitzende Friedrich Merz zu finden. Diese Funktion Kieps ruht zur Zeit wegen der Ermittlungsverfahren gegen ihn wegen Steuerhinterziehung. Außerdem ist Kiep Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik, Bonn, und pflegt als Mitglied des International Advisory Board of Fuji-Wolfensohn, New York, die Kontakte zur Spitze des Weltfinanzkapitals.²⁵

Daß der mächtige, überwiegend international tätige Thyssen-Konzern sich dieses auf der Ebene von Wirtschaft und Politik sowie international erfahrenen Mittelsmanns in seiner Expansionsstrategie bedient, liegt in der Entwicklung des Monopolkapitals begründet. Die Austauschbarkeit der Personen zwischen Wirtschaftsverbänden und Politik gewinnt an Dynamik und Flexibilität, weil der zunehmende gesellschaftliche Charakter des Kapitals immer stärker alle Ebenen der Politik zur Sicherung des Profitsystems ergreift.

Die Sicht auf Position und Agieren des Thyssen-Konzerns gibt Einblick in ökonomisch-politische Zusammenhänge im heutigen Kapitalismus und in die Art und Weise, wie sich der Einfluss der Wirtschaft auf die Politik zur Absicherung des gesamten Reproduktionszyklus, erweiterter Aufgabengebiete und vor allem neuer Märkte für die großen Monopole realisiert. Parteispendenaffären und das gegenwärtig beklagte fehlende Rechtsbewußtsein bei Politikern verdeutlichen, daß Rechtsstaat und politische Demokratie nicht das bestimmende Element in dieser Gesellschaft sind. Die gegenwärtige ökonomische Machtkonzentration beim Großkapital drückt dem gesamten politischen Gefüge der Gesellschaft ihren besonderen Stempel auf. Alternativvorstellungen und -strategien haben es schwer, Gehör zu finden und sich in staatlich politisches Handeln umzusetzen. Ein realistisches Gesellschaftsbild kann helfen, den Widerstand gegen die Übermacht der mächtigen Konzerne zu stärken.

²⁴ Die Macht, das Geld und der Gentleman, in: Stern, Hamburg, Heft 18/2000, S. 192.

²⁵ Vgl. Leitende Männer und Frauen der Wirtschaft, 1998, Hoppenstedt, Darmstadt 1998.

Karl Unger

„Die begrenzten Investivmittel“ der Börsenbahn

Anmerkungen zur Privatisierung der Bahn

Schon der Gründungsvertrag der EWG (1957) sah in den Artikeln 74ff eine gemeinsame Verkehrspolitik vor. Ihre Bedeutung wurde durch die Tatsache unterstrichen, daß sie in Art. 3 neben der Landwirtschaft als einziges sektorales Ziel genannt wurde. Obwohl die gemeinsame Verkehrspolitik spätestens 1972 verwirklicht sein sollte, geschah nichts. Erst nachdem der Europäische Gerichtshof 1985 auf Grund einer Untätigkeitsklage die Herstellung der „Dienstleistungsfreiheit“ im Verkehrswesen gefordert hatte, reagierten die Staats- und Regierungschefs. Nur zwei Wochen nach dem Urteil wurde beschlossen, ab 1993 einen deregulierten Güterverkehrsmarkt zu schaffen. Durch diesen Akt wurde - nach Auffassung der deutschen Politiker - die Privatisierung der Bundesbahn eine zwingende Notwendigkeit. Der Zeitpunkt war kein Zufall. In den Nachkriegsjahrzehnten, als die Verkehrsinfrastruktur wieder auf- und ausgebaut werden mußte, war eine Privatisierung weder politisch opportun noch betriebswirtschaftlich profitabel. Bis Ende der achtziger Jahre hatte der Staat die grundlegenden Investitionen getätigt, und es stellte sich die Frage, wer davon profitieren sollte. In dem seit zwei Jahrhunderten bekannten Wechselspiel zwischen Verstaatlichung und Privatisierung war eine neue Etappe erreicht, bestritt doch der Verkehrssektor schon damals rund 7% des BIP der Zehner-Gemeinschaft.¹

Eine Privatisierung mußte jedoch den Niedergang der Bahn beschleunigen.

Erstens hat dieser Verkehrsträger seine wichtige Rolle im kapitalistischen Akkumulationsprozeß längst verloren. Für die USA, das klassische Eisenbahnland, konstatieren Baran/Sweezy, „daß in den letzten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, als der Monopolisierungsprozeß tatsächlich voranging, zwischen 40 und 50% des Privatkapitals in den Eisenbahngesellschaften gebildet wurde. ... Fügen wir die indirekten Auswirkungen der Eisenbahn auf die Wirtschaftstätigkeit und damit die Kapitalinvestitionen hinzu ... , so sehen wir, daß diese Erfindung ein halbes Jahrhundert kapitalistischer Entwicklung buchstäblich beherrschte.“² Dies gilt mit zeitlicher Verschiebung auch für Westeuropa.

Zweitens hat sich nach 1945 ein autoindustrieller Komplex herausgebildet, der in seiner ökonomischen Bedeutung die historische Rolle des Eisenbahnkapitals weit in den Schatten stellt³ und im ideologischen Bereich der westlichen

¹ Winfried Wolf, Eisenbahn und Autowahn, Hamburg 1992, S. 508.

² Paul A. Baran/Paul M. Sweezy, Monopolkapital, Frankfurt 1967, S. 214.

³ In seiner Geschichte Chicagos entwirft d'Eramo in der Gegenüberstellung von „Eisenbahn-“ und „Automobilkapitalismus“ ein Bild, das die umfassende Veränderung der Lebensverhältnisse deutlich macht: „Er ist individualistischer und ‚familistischer‘, wie der Privatwagen im

Gesellschaften hegemonalen Charakter gewonnen hat. In der BRD setzte der eigentliche Prozeß der Massenmotorisierung in den sechziger Jahren ein. 1975 war bereits jeder vierte Einwohner Besitzer eines Pkw. In dieser Periode nahm das Wachstum des Straßenfahrzeugbaus unter allen Branchen die Spitzenposition ein. Das strukturelle Gewicht macht noch eine andere Zahl deutlich: 1980, als die Diskussion über die Deregulierung der Verkehrspolitik begann, waren fast drei Millionen Menschen für die Autoindustrie (einschl. Zulieferer) und im Straßenverkehr tätig, was 11% aller Erwerbstätigen entsprach.⁴

Drittens hat der Staat durch seine Investitionen in die Verkehrswege (Ausbau des Straßennetzes bei Vernachlässigung der Bundesbahn) den autoindustriellen Komplex systematisch gefördert. Nach ihrer Privatisierung blieb die Bahn auch deswegen im Besitz des Bundes, weil das Privatkapital kein Interesse an dem heruntergewirtschafteten Unternehmen hatte, das zudem über einen strukturellen Nachteil verfügt: Im Gegensatz zur Straße sind bei der Schiene private Profite bei gleichzeitiger Sozialisierung der Kosten bzw. Verluste nicht möglich. Sehr wohl aber existierten in den dafür eingerichteten Denkfabriken des Kapitals wie dem „Deutschen Verkehrsforum“ und dem „Deutsche Bank Research“ sehr genaue Vorstellungen, was mit der privaten Bahn zu geschehen habe. Sie sollte als Konkurrent weitgehend ausgeschaltet und auf „Entlastungsfunktionen“ reduziert werden. Angesichts der überlasteten Straßen und der absehbaren weiteren Zunahme des Transportaufkommens, forderte die Deutsche Bank schon 1990 in einer Studie von den europäischen Eisenbahnen, „ihr Leistungsangebot gerade auf vom Verkehrszuwachs besonders betroffenen Hauptstrecken quantitativ auszuweiten und qualitativ zu verbessern.“⁵ Dabei sorgten sich die Banker selbstverständlich weniger um die Menschen, als vielmehr um die Güter und die Auswirkungen des zähfließenden Verkehrs auf die Freiheits-Ideologie: „Die zunehmende Staugefahr wäre nicht nur verkehrspolitisch ungünstig, sondern würde auch den pünktlichen Gütertransport beeinträchtigen; ‚just-in-time‘-Anlieferungen und schnelle Taktzyklen beim Straßentransport würden erschwert.“⁶

Vergleich zum Eisenbahnwaggon. Unabhängig von einem ‚Fahrplan‘ wie bei der Bahn ist er leichter zu kontrollieren und dennoch effizienter, flexibler und rationaler zu überwachen und zu steuern, weil er weniger starre Strukturen besitzt, als Machtzentrum aber ist er nicht minder potent, weil er weniger formalisiert ist. Der ‚Automobilkapitalismus‘ dezentralisiert und dezentriert die Herrschaft, die Arbeitsorganisation, die Logistik, das tägliche Leben der Menschen und unsere Vorstellung von Kultur und Zivilisation. ... Unter dem Mantel der heiteren Anmut begrünter Vorstädte und gesellschaftlicher Diaspora in Gärten und Alleen verschärft der ‚Autokapitalismus‘ der Einfamilienhäuser die Rassen- und Klassentrennung und treibt diese Gesellschaft zur Implosion, zur inneren Auflösung.“ Marco d’Eramo, *Das Schwein und der Wolkenkratzer*, München 1996, S. 18f.

⁴ Alle Zahlen nach Wolf, op. cit., S. 191ff.

⁵ Deutsche Bank, *Verkehr 2000*, Frankfurt 1990, cit. n. Paulitz/Strowitzki/Wolf, DB AG - Deutsche Bahn Abwicklungs-Gesellschaft, PDS Bonn 1997, S. 5.

⁶ Ebd., S. 4.

Vorläufige und unvollständige Bilanz der Privatisierung

1994 wurde die Deutsche Bahn AG gegründet. Vorstand und Aufsichtsrat wurden so zusammengesetzt, daß die Einhaltung der strategischen Zielvorstellungen gesichert war. Exekutor der Bahnreform und Vorstandsvorsitzender wurde Heinz Dürr. Mehrheitlich im Besitz seiner Familie befindet sich die „Dürr Beteiligungs-AG“, der international führende Anbieter von Lackieranlagen für die Automobilindustrie. Weltweit hält die Dürr AG knapp ein Drittel des Marktes und ist damit nach eigenen Angaben „führender Systemlieferant“ in dieser Sparte. Auch im Vorstand selbst war vor allem die Konkurrenz vertreten: Günther Saßmannshausen hatte auch im Aufsichtsrat der Deutschen Shell und der Volkswagen AG Sitz und Stimme. Hermann Krämer war ein langjähriges Vorstandsmitglied der VEBA, zu der die Stinnes AG gehört, die wiederum 100 Prozent der Anteile an Schenker-Rhenus besitzt, dem größten deutschen Speditions- und Logistikunternehmen. Auch die zweitgrößte Spedition, Kühne & Nagel, war im Aufsichtsrat der Bahn vertreten durch Friedel Neuber, der zudem im Aufsichtsrat einer Lufthansa-Tochter saß. Im Februar 1997 trat der Kohl-Intimus Johannes Ludewig an die Stelle von Dürr. Unter ihm wurde die Deutsche Bahn AG ein lukratives Abstellgleis für anrühliche CDU-Politiker. Der gescheiterte Berliner Olympia-Manager Nawrocki, der in den Verdacht krimineller Machenschaften geraten war und seit den ergebnislosen Untersuchungen der Staatsanwaltschaft den Spitznamen „Reißwolf-Axel“ trägt, wurde Chef des Fernverkehrs. Den hochdotierten Posten eine Europabeauftragten erhielt der abgehalfterte Ministerpräsident von Sachsen-Anhalt, Werner Münch. Ihre Kompetenz für die Zerschlagung der Bahn hatten die drei bei der Kolonisierung der DDR erworben, wo sie auch an dem berichtigten Leuna-Deal beteiligt waren.

Ludewig erhielt trotz vorzeitiger Abberufung 1999 durch die rot-grüne Koalition eine Abfindung von rund 2,4 Millionen Mark, quasi als Erfolgsprämie. Denn das vorrangige Ziel jedes kapitalistischen Unternehmens, Kostensenkung durch Rationalisierung und Entlassungen, hatten er und sein Vorgänger erreicht: „Insgesamt wurden in der DB AG von 1994 bis Ende 1998 160 000 - und über den Zeitraum der letzten Dekade hinweg im Unternehmen Bahn gut 240 000 - Arbeitsplätze abgebaut.“⁷ Diese Massenentlassungen erfolgten, ohne daß sie von der Öffentlichkeit bewußt wahrgenommen wurden. Und ein Ende der Arbeitsplatzvernichtung ist nicht abzusehen. Bereits im Februar vergangenen Jahres hatte Ludewig weitere Massenentlassungen angekündigt: 60 000 bis zum Jahre 2003. Ein Ziel, das auch der neue Bahnchef, Hartmut Mehdorn, verfolgt, auch wenn er die Zahlen leicht variiert: 70 000 bis 2004. Der Schwerpunkt liegt dabei im „produktiven“ Bereich, d.h. im Güter-, Nah- und Fernverkehr. Hier sollen jeweils über ein Drittel der Arbeitsplätze wegfallen.⁸ In diesem beispiellosen Stellenabbau liegt der tiefere und eigentliche Grund

⁷ Frankfurter Rundschau (FR) 15.4.2000.

⁸ FR 23.2.2000.

für die gravierenden Bahn-Unfälle seit der Privatisierung.⁹ Weil das technische Personal fehlt, wurden die Wartungsintervalle der Lokomotiven und ICE-Triebköpfe gestreckt. Schäden wurden häufig nicht entdeckt und traten dann während der Fahrt auf. Mangel herrscht ebenfalls an Gleisbauern, weshalb die Störungsbeseitigung in Stellwerken, Weichenanlagen und an den Schienen verschleppt wird. Rationalisierungsdruck und Arbeitsverdichtung gehen zu Lasten der Gesundheit und der Psyche der Bahnmitarbeiter, da immer mehr von ihnen verlangt wird. Eine logische Konsequenz des permanenten Stresses, der Notwendigkeit, auf letzter psychischer Reserve zu fahren, ist das sogenannte „menschliche Versagen“. Das Ausmaß der Beanspruchung machen zwei Zahlen deutlich: Bei der Bahn fehlen knapp 1 000 Lokführer, und die im Führerstand stehenden schieben rund 245 000 Mehrarbeitstage, d.h. nicht abgefeyerte Überstunden, vor sich her.¹⁰ Wer die Arbeit macht, soll billig sein. Weil Qualifikation jedoch teuer ist, hat schon der sogenannte Bahnreformer Heinz Dürr erklärt, man benötige „Lokfahrer“ und nicht „Lokführer“. Dieser feine semantische Unterschied bedeutet konkret, daß ursprünglich die Ausbildung zum Lokführer drei Jahre dauerte, während sie seit der Privatisierung nur noch siebeneinhalb Monate beträgt. Mitte vergangenen Jahres teilte das für Personalfragen zuständige Vorstandsmitglied dem Eisenbahnbundesamt zudem mit, daß die Bahn verschiedene im Rahmen dieses Kurzlehrgangs vorgeschriebene Ausbildungskriterien auch nicht mehr erfüllen könne. Darunter befand sich auch das Fahren auf dem Gegengleis bei Gleiswechsel - exakt die Situation, bei der sich im Februar der Unfall in Brühl ereignete, der neun Menschen das Leben kostete. Nur ein Jahr vor Brühl waren im Bahnhof Immenstadt zwei Menschen getötet und 34 verletzt worden. Unfallursache war, wie schon wenige Wochen vorher bei Hannover, wo ein ICE aus den Schienen gesprungen war, eine Weiche. Im März 1999 entgleiste auf der ICE-Trasse bei Göttingen ein Güterzug und geriet in einem Tunnel in Brand. Die Löscharbeiten dauerten 12 Stunden. Der zuständige Kreisbrandmeister war froh, daß kein Personenzug gebrannt hatte, denn beim Bau der ICE-Strecke waren - wie er feststellen mußte - die Hilfseinrichtungen „glatt vergessen“ worden.¹¹ Ein Monat später entgleiste bei Koblenz der Nachtzug Dortmund-Wien. Die Ursache war ein defektes Gleis, von dem die Bahn seit Monaten wußte, aber es nicht ausgetauscht hatte.¹² Zu Eschede, wo im Juni 1998 über

⁹ Unglücksfälle sind bei Privatbahnen Alltag und Normalität, wie aus der Geschichte - vor allem der USA - bekannt ist: „Im Zeitraum zwischen 1898-1900 verursachten Eisenbahnunfälle 21 847 Tote, und allein im Jahr 1903 starben 11 006 Menschen bei Zugunglücken. ... Diese Zahlen wurden von Sombart schon 1906 zusammengestellt, um zu verdeutlichen, daß 'im Dienste dieses Gewinnstrebens ein ökonomischer Rationalismus von solcher Reinheit (steht), wie ihn ebenfalls kein europäisches Gemeinwesen kennt. Und rücksichtslos setzt sich das kapitalistische Interesse durch: auch wenn sein Weg über Leichen geht.'" d'Eramo, op. cit., S. 24.

¹⁰ Kritisches Tagebuch, WDR 3, 29.2.2000.

¹¹ FR 5.3.1999.

¹² FR 24.4.1999. Bei der Katastrophenfahrt von Brühl konnte der Lokführer nicht über Funk an-

100 Menschen ums Leben kamen, hat die Bahn bis heute keine abschließende Unfallanalyse vorgelegt. Doch das international renommierte Fraunhofer-Institut hat in seinem Gutachten über den Radreifen, der die Unglücksursache von Eschede war, nicht nur festgestellt, daß er vor seiner Einführung zu wenig getestet worden ist, sondern auch, daß er nur bis zu einem Raddurchmesser von 880 Millimetern hätte abgefahren werden dürfen. Erlaubt war jedoch eine untere Betriebsgrenze von 854 Millimeter. Dieser Anforderung entsprach das Unfallrad mit seinen 862 Millimetern.¹³

Ebensowenig wie die Massenentlassungen wurde anfangs der zweite Bereich der Sanierungsmaßnahmen - die Schließung von Bahnhöfen - von der Öffentlichkeit wahrgenommen, weil sie vor allem den Güterverkehr betrafen. „Zwischen Anfang 1994 bis Anfang 1996 wurde im Ladungsverkehr die regelmäßige Bedienung von 744 Güterverkehrsstellen eingestellt. ... Zum 1.1. 1997 gab die DB AG die ersatzlose Streichung von weiteren 80 Güterbahnhöfen bekannt, für weitere 61 kam das Ende zum 1.6. 1997. ... Die Anzahl der Güterzüge an einem Stichtag ging allein in den ersten beiden Jahren seit Gründung der Bahn AG um gut 2 000 bzw. 23% zurück.“¹⁴ Im Stückgüterverkehr folgte das Management der Empfehlung der Deutschen Bank, diesen verstärkt über Speditionen abwickeln zu lassen. Von den einstmalen über 1 000 Stückgutbahnhöfen blieben 41 schienenorientierte Frachtzentren, deren Zubringer- und Verteilerdienste komplett mit PKW abgewickelt werden. Zu diesem Zweck hat die DB AG bereits ein halbes Jahr nach ihrer Gründung gemeinsam mit der Thyssen-Haniel-Logistik die „Bahntrans“ gegründet. Deren unternehmerische Führung liegt bei Thyssen und damit ist ein Teil des Schienengüterverkehrs an ein Unternehmen abgegeben, das im Straßengüter-Speditions-geschäft eine oligopolmäßige Stellung einnimmt und mit Töchtern wie trans-o-flex und Deutscher Paketdienst (DPD) Interessen verfolgt, die denen des Schienenverkehrs entgegengesetzt sind.

Auf dem Weg zur Börse

Die konkrete Form, in der sich die Privatisierung vollzieht, wird nicht nur durch die Intervention der an der Beute interessierten Kapitalgruppen bestimmt, sondern auch durch die politischen Möglichkeiten und die herrschende Ideologie. Die DB AG ist seit ihrer Gründung auf Börsenkurs, weil die Zulassung an der Börse heute als Ausdruck effektiven und erfolgreiche Unternehmertums gilt. Die dafür notwendige „Reife“ soll bis 2003 erlangt sein. Als Indikator dafür wird eine Umsatzrendite von ca. 10% angesehen¹⁵, was einem - nicht nur derzeit - völlig illusorischen Gewinn von etwa 3 Mrd. DM entspr-

gesprochen werden, da der Zugfunk in der Zone der Betriebszentrale Duisburg seit über 3 Monaten defekt war. FR 28.6.2000.

¹³ Süddeutsche Zeitung (SZ) 21.5.1999.

¹⁴ Paulitz/Strowitzki/Wolf, op. cit., S. 50.

¹⁵ So Mehdorn vor dem Hauptvorstand der GdED. GdED inform 1/2000, S. 19.

che. Zur Erreichung dieses Ziels sah das Privatisierungsgesetz die Aufteilung der Bundesbahn in vier eigenverantwortliche Unternehmenssparten vor. „Das Bahnmanagement ging über dies Vorgabe hinaus und realisierte für die neugegründete Deutsche Bahn AG als 'Startstruktur' eine divisionale Unternehmensstruktur aus zunächst neun, dann zehn Geschäftsbereichen sowie vier Zentralbereichen. Die Geschäftsbereiche operieren weitgehend eigenständig am Markt und tragen volle Verantwortung für ihr Ergebnis und ihre Geschäftsentwicklung.“¹⁶

Mit der zweiten Stufe der Bahnreform Mitte 1999 setzte sich die Desintegration auf institutionalisierter Stufe fort: Die drei Transportbereiche (Nah, Fern, Güter), das Netz und die Personenbahnhöfe wurden unter dem Dach einer Holding als Aktiengesellschaften verselbstständigt. Die Holding, also die Deutsche Bahn AG, beschränkt sich auf steuernde und koordinierende Grundsatzaufgaben. Doch nach wie vor ist das Eisenbahngeschäft eine hochkomplexe Verbundproduktion, die sich aus zahlreichen sehr unterschiedlichen Aufgaben zusammensetzt und eine enge Zusammenarbeit erfordert. Das gilt in allererster Linie für das Streckennetz. Bei der Bundesbahn waren Gleisbauarbeiten integraler Bestandteil der Betriebspolitik. Deshalb gab es eine ressortübergreifende Fachkompetenz und damit die Garantie für optimale Sicherheitsmaßnahmen. In den letzten zehn Jahren wurde dieser Bereich systematisch zerschlagen, ausgegliedert und privatisiert. Heute erfolgt die Bauplanung durch ein privates Ingenieurbüro und die Ausführung durch private Bauunternehmen. Die Sicherungsmaßnahmen übernimmt ein privates Sicherungsunternehmen und die Bauüberwachung ein privates Ingenieurbüro. Zur Koordination der einzelnen Abläufe ist eine Projektsteuerung notwendig, die natürlich auch in den Händen eines privaten Ingenieurbüros liegt. Es versteht sich von selbst, daß jedes einzelne dieser Unternehmen der eigenen betriebswirtschaftlichen Rationalität unterliegt und daher das Gesamtinteresse - also die Sicherheitsstandards der Bahn - erst an zweiter Stelle kommen. Nicht nur, daß es vielen dieser Unternehmen, weil sie nichts mit dem Eisenbahngeschäft zu tun hatten, an den notwendigen Vorkenntnissen mangelt, sondern es macht sich hier auch eine kriminelle Szene von Sub- und Sub-Sub-Unternehmen breit. Bei der ICE-Neubaustrecke durch den Westerwald sind Arbeitsamtsfahnder bereits mehrfach auf Lohndumping und illegale Beschäftigung gestoßen.¹⁷

Da nach dem Aktiengesetz jede AG verpflichtet ist, ihre eigene Rentabilität zur Richtschnur des Handelns zu machen, fördert die Zerschlagung der Bahn in Einzelteile ihren endgültigen Untergang. Weil die Kapitalrendite von derzeit einem auf 10% erhöht werden soll, will die DB Station & Service AG mehr als 1 000 Personenbahnhöfe (das ist ein Drittel des Bestandes) abstoßen. Große Bahnhöfe sollen, wie in Köln und Leipzig schon geschehen, in „Erlebnis- und Einkaufszentren“ umgewandelt, und unrentable geschlossen bzw.

¹⁶ FR 15.4.2000.

¹⁷ FR 28.8.1999; junge welt 26.5.2000.

verkauft werden. Die dahinterstehende Logik lautet: „Auf 30% der Bahnhöfe machen wir 80% des Geschäfts.“¹⁸ Doch Bahnhöfe sind ihrer Funktion nach keine Shopping Malls, sondern Zugangstellen zum Netz. Je weniger es von ihnen gibt, desto weniger Menschen können mit der Bahn fahren.

Aber das ist kaum noch von Bedeutung, denn mit dem Mehdorn-Plan ist das Ende der Bahn als Massenverkehrsmittel ohnehin in greifbare Nähe gerückt. Das neue Konzept sorgt dafür, daß die von seinem Vorgänger Ludwig geplante Wende nicht stattfindet. In der einzigen Sternstunde seiner Amtszeit hatte der Kohl-Intimus erkannt, daß die Zukunft seines Unternehmens einzig in seiner Stärke, der Fläche, liegt. Dieser für Verkehrsexperten ziemlich triviale Tatbestand stellte für die Riege der sogenannten Bahnsanierer eine revolutionäre Erkenntnis dar. Ludewigs „Netz 21“ genannter Plan sah vor, in den nächsten Jahren 50 Milliarden Mark nicht in den Neubau von Schnellstrecken zu investieren, sondern in die Modernisierung der bestehenden. Damit ist es nun vorbei. Strecken auf denen kein ICE fährt, haben die neuen Bahnmanager offenbar schon abgeschrieben, was angesichts ihres Erfahrungshorizonts nicht verwundert: Hartmut Mehdorn war dreißig Jahre lang im Flugzeuggeschäft tätig und Hans Koch, der neue Marketingchef, kommt von der Lufthansa. Doch den Fernverkehr zum Schwerpunkt zu machen, ist selbst betriebswirtschaftlich völlig unsinnig, da 90% aller Bahnfahrten im Bereich von unter 50km stattfinden. Und im Fernverkehr liegt die durchschnittliche Reiseweite bei 230km. Die Hochgeschwindigkeitszüge, auf die der Bahnchef setzt, rechnen sich jedoch erst bei über 300km. Heute machen sie gerade einmal 3% des gesamten Bahnverkehrs¹⁹ aus und entsprechen den Bedürfnissen der kleinen radikalen Minderheit von eiligen Geschäftsleuten und Berufspolitikern. Beim Fernverkehr, der für die große Mehrheit der Bevölkerung wichtig ist, also Besuchs- und Urlaubsfahrten, zählen Minutengewinne viel weniger als akzeptable Fahrpreise, Reisekomfort und ein nahegelegener Bahnhof. Im Güterverkehr ist die Situation ähnlich: Wenn 80% der LKW-Fahrten im Bereich von 100km stattfinden, welchen Sinn macht dann die Orientierung der Bahn auf große Entfernungen? Selbstverständlich keinen, wie die Tatsache zeigt, daß sich in den letzten zehn Jahren die Transportleistung auf der Straße verdoppelt und bei der DB fast halbiert hat.²⁰ Die Hochgeschwindigkeitsstrecken

¹⁸ FR 8.6.2000.

¹⁹ Alle Angaben nach: PDS-reinblick 3/2000.

²⁰ WSW - Wirtschaft, Soziales, Widerstand, 2/2000. Zwar wird der Bahn als Systemeigenschaft der Langstreckentransport zugeschrieben, doch noch 1990 wurden - und das nach jahrzehntelanger einseitiger Förderung des Straßenverkehrs - mehr als ein Drittel der Güter über eine Distanz von maximal 50 km und fast die Hälfte der gesamten Gütermenge höchstens 100 km weit transportiert. Durch Streckenstilllegungen, Bahnhofschießungen und die Aufkündigung von Privatgleisanschlüssen (davon gab es 1992 noch 13.600) hat die Bahn, die im Gegensatz zum stauanfälligen Lkw zwischen allen Punkten, die einen Gleisanschluß haben, ungebrochen verkehren kann, ohne Bedeutung in der Fläche verloren. „Alles übrige ist die Frage einer intelligenten Logistik: Hier kann noch viel verbessert werden durch automatische Kupplungen, die Bündelung der Fracht durch Ringzugkonzepte oder Güter-S-Bahnen, den Einsatz geeig-

für die Yuppies erweisen sich außerdem als Kostenfalle: Der Neubau Köln-Frankfurt ist jetzt schon um 1,7 Milliarden Mark teurer als geplant. Den Besitzer der Bahn, die Bundesregierung, ficht das nicht an, im Gegenteil. Hat sie doch beschlossen, daß von den 14 Milliarden ihres Investitionsprogramms die Hälfte in zwei Großprojekte gehen soll: den Knoten Berlin und den Flughafenzubringer Köln-Frankfurt.

Was fehlt, ist das Geld für den Nahverkehr, weshalb jeder zehnte Regionalzug durch einen Bus ersetzt werden soll. Was dann fehlen wird, sind die Fahrgäste, denn eine solche Umstellung führt erfahrungsgemäß zu einer Verlagerung auf den privaten Pkw. Sinn würde das Umgekehrte machen: Schienenverkehr statt Busse bringt, wie eine Studie des Dortmunder Institutes für Landes- und Stadtentwicklungsforschung belegt, dem öffentlichen Nahverkehr einen Fahrgastzuwachs von gut 80%. Getreu dem Mantra des Neoliberalismus, daß jedes börsenfähige Unternehmen aus unzähligen kleinen und möglichst ausgelagerten Profit-Center bestehen muß, will die Deutsche Bahn AG, die heute schon 185 Konzerntöchter hat, rund ein Drittel ihres Netzes, insgesamt 262 Strecken, in 37 Regionalbahnen zusammenfassen und ausgliedern. Öffentlich hat Mehndorn kundgetan, daß auf diese Weise die Nebenstrecken für den Personenverkehr erhalten werden sollen. In einem internen Papier freilich liest es sich anders. Dort wird das Vorhaben als wichtiger „Bestandteil zur Herstellung der Börsenfähigkeit“ bezeichnet.²¹ Doch ein Schelm wer deshalb Böses denkt, wo doch der Bahnchef diesen Plan auch noch als „Mittelstandsinitiative“ begreift. Sein Ziel ist nämlich „alle unternehmerischen Potentiale vor Ort“ konsequent zu nutzen, um „einen wirtschaftlichen Betrieb von Bahnstrecken“ zu sichern. „Hier werden wir“, so Mehndorn, „fallweise Eisenbahnern helfen, sich selbständig zu machen und in solchen Marktnischen Schienenverkehr auf Kurz- und Zubringerstrecke zu betreiben.“²² Die sich in diesem Zusammenhang aufdrängende Frage, ob Bahnmanager und Verkehrspolitiker ideologisch so verblendet sind, daß sie das Leben der „happy few“ bzw. die Fernsehwerbung für die gesellschaftliche Realität halten, oder ob es sich um einen bewußten Akt handelt, der jene Gruppen, die auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen sind, auch noch ins Auto zwingen soll, kann und muß nicht beantwortet werden. Denn das Ergebnis der Bahnreform, wie es sich in den Bilanzen dokumentiert, ist eindeutig: 1999 betrug der Verlust 170 Mio. und im 1. Quartal 2000 bereits wiederum 68 Mio. DM.²³ Und die zur Bahnreform erstellte Prognose der Deutschen Bank, daß das Privatunternehmen bis zum Jahr 2000 einen Schul-

netter Transportbehälter bei fraktionierten Frachten ... Abgesehen davon ist bei fraktionierten Frachten, die im Zielgebiet weit gestreut werden müssen, nicht nur die Bahn, sondern auch der Staßengüterfernverkehr im allgemeinen auf einen separaten Gütermahverkehr angewiesen. Schließlich ist es nicht sinnvoll, und auch gar nicht immer möglich, mit 40-Tonnen-Lkw durch Ortschaften zu fahren.“ Paulitz/Strowitzki/Wolf, a.a.O., S. 49.

²¹ SZ 11.3.2000.

²² FR 22.3.2000.

²³ SZ 6.5.2000, FR 11.5.2000.

denberg von 14 Mrd. DM aufhäufen werde, war das Papier nicht wert, auf dem sie gedruckt wurde. Schon 1998 war der Schuldenstand mit 27 Mrd. DM fast doppelt so hoch.²⁴

Der Staat, die Bahn und der Bürger

Börsenfähigkeit ist nur zu erlangen, wenn die betriebswirtschaftliche Logik der Externalisierung von Kosten zur zentralen Handlungsmaxime wird. Das so schlanker werdende Unternehmen wälzt die sozialen Kosten der Verschlingung auf die Gesellschaft ab und erhöht damit deren Armut. Daß der Staat, weil dies zu einem Massenphänomen des Kapitals geworden ist, dem der Gesetzgeber keinen Einhalt gebietet, an einem bestimmten Punkt nicht mehr in der Lage ist, diese Kosten zu tragen, scheint nicht das Entscheidende. Denn sein fehlender Gestaltungswille²⁵ ist kein Gegensatz zu den früheren Aktivitäten (Subventionen, Konjunkturprogrammen und Verstaatlichungen), sondern nur eine andere und der historischen Entwicklung adäquate Form der Begünstigung der Kapitalverwertung. Daß die Bahn systematisch in den Ruin getrieben wird ist auch kein Beleg für die These, daß sich der Kapitalismus seine eigene Infrastruktur nicht mehr leisten kann. Die Schiene ist im Gegensatz zur Straße, die er sich allemal leisten kann, ein historisch überholter Verkehrsträger. Ihn zu erhalten und wieder in staatliche Regie zu überführen ist jedoch aus ökologischen, sozialen und gesellschaftspolitischen Gründen sinnvoll. Die Privatisierung der Bundesbahn hat für den Rückzug des Staates durchaus Modellcharakter und Effekte, die über den Verkehrssektor hinausgehen. Auf der ökonomischen Ebene hat sie eine Dumpingspirale in Kraft gesetzt. Die Massenentlassungen verschärften den Druck auf den Arbeitsmarkt und die Verschlechterung der Arbeitsbedingungen sowie der arbeitsrechtlichen Stellung für die (ehemaligen) Staatsangestellten hat negative Folgen für die Erwerbstätigen der Privatwirtschaft. Nicht weniger gravierend sind die Auswirkungen im gesellschaftlichen Bereich: Der Begriff des Bürgers wurde ausgehöhlt. Wir sind keine Benutzer öffentlicher Dienste mehr, sondern Kunden und das einzige Recht, das uns zusteht, ist der vom Geldbeutel abhängige Zugang zum Markt. Hand in Hand damit ist ein Demokratieverlust gegangen, da die Bahn durch die Privatisierung der öffentlichen Kontrolle entzogen wurde. Daß die zu Zeiten der Bundesbahn nie sehr effektiv war, spricht nicht gegen die Kontrolle, sondern gegen die Kontrolleure.

²⁴ Der Spiegel, H.19/1999, S. 77.

²⁵ Im Verkehrsbereich haben die Grünen schon sehr früh und von der Öffentlichkeit kaum bemerkt, ihren neoliberalen Offenbarungseid geleistet. Als „der grüne Verkehrspolitiker und ausdauernde Kritiker der Bahnpolitik“, Albert Schmidt, in den Aufsichtsrat der DB AG gewählt wurde, erklärte er gegenüber der „taz“: „Die Arbeit im Aufsichtsrat ist keine politische Tätigkeit, ich kann und werde dort keine Verkehrspolitik machen. Aber ich werde darauf achten, daß die begrenzten Investivmittel der Bahn wirtschaftlich eingesetzt werden.“ Tageszeitung 2.12.1998.

Fritz Fiehler

Geldwirtschaft ohne Geldtheorie

Über die Neuformulierung der Geldtheorie durch Milton Friedman

Die geldpolitische Situation ist bezeichnend. Die amerikanische Zentralbank erhöht ihre Zinsen, um das Wachstum zu bremsen. Die Konjunktur geht weiter. Die japanische Zentralbank hält ihre Zinsen bei Null, um der Stagnation zu entkommen. Dennoch kommt Japan nicht von der Stelle. Dem Lehrbuch nach müsste sich eine durch die Zentralbank beeinflusste Verteuerung oder Verbilligung von Krediten auf die Investitionstätigkeit auswirken, die wiederum für einkommens-, preis- und beschäftigungspolitische Konsequenzen sorgen würde. Von einem derartigen Mechanismus kann weder in Washington noch in Tokio die Rede sein. Dabei komplettiert der Euro noch das Rätsel. Die Europäische Zentralbank hebt die Zinsen an, um das Preisniveau unter Kontrolle zu halten. Dabei halten sich die Euro-Preise eigentlich in Grenzen, sieht man von den Ölpreisen ab. Tatsächlich bereitet der fallende Wechselkurs des Euro den Bankern mehr Kopfzerbrechen. Dem Lehrbuch nach müsste ein fallender Wechselkurs Importeure zu Preiserhöhungen veranlassen, die sich wiederum auf das Preisniveau auswirken könnten. Jedoch haben die Statistischen Ämter in Wiesbaden, Rom oder Paris nichts Spektakuläres zu vermelden. Die Preise lassen sich durch den Wechselkurs nicht aus der Ruhe bringen. Selbst eine durchaus lebhaft zunehmende Geldmenge scheint ohne preispolitische Konsequenzen zu bleiben. Und gemäß den etwas preiswerteren Lehrbüchern müsste eine in Frankfurt am Main entschiedene Zinserhöhung Geld über die Grenzen locken, das den Eurokurs dann eigentlich stützen sollte. Auch das ist nicht der Fall.

Dennoch sind die Politiker und Theoretiker des Geldes nicht um eine Antwort verlegen. Im großen und ganzen sei an den Gesetzen der Geldwirtschaft nicht zu zweifeln. Da es sich jedoch um einen hochkomplizierten und übersensiblen Organismus handele, so wird uns gesagt, dürfe man sich nicht der Illusion aufgeklärter Handhabung hingeben. Das muss jedem einleuchten, für den Wechselkurse, Geldmenge und Zinsen ein Buch mit sieben Siegeln ist. Entsprechend werden uns die Geldexperten zu erklären wissen, dass eigentlich nur zwei Haltungen in Frage kämen. Entweder entscheide man situativ, was zu tun sei. Allerdings könnten diese Entscheidungen ganz erheblich zur Verkomplizierung der Situation beitragen. Oder man verfolge einen Kurs, der keine Rücksicht auf die Situation nehme. Selbst wenn es sich dabei um eine Fehlentscheidung handeln sollte, so wird versichert, hätten die Märkte immer noch eine Konstante, mit der gerechnet werden könnte. Demnach müsse die zweite Haltung als die einzig angemessene betrachtet werden. Daher verbieten sich Zentralbanken Konjunkturpolitik. Vielmehr schwebt ihnen eine automatische Geldpolitik vor, deren Maßnahmen nichts Überraschendes und Irritieren-

des an sich haben. Insbesondere hat sich Milton Friedman für eine geregelte Geldversorgung stark gemacht, deren Prozentsatz verfassungspolitisch festzulegen sei. Über das Geld wissen wir einfach zu wenig, erklärt Friedman, um verantwortlich in den Prozess eingreifen zu können. Daher will Friedman die Währungsbehörde in einen Quasi-Automaten umwandeln. Stellen wir uns die Situation eines Beifahrers vor, der mit dem Stadtplan auf dem Schoß seinen Kollegen durch den Verkehr einer fremden Großstadt lenken soll. Der Verkehr ist hektisch, die Beschilderung nicht gerade das Gelbe vom Ei und der Kollege unsicher. Bei einer irrtümlichen Empfehlung wird der Beifahrer gut daran tun, so können wir uns in die Situation hineinversetzen, seine stillschweigende Korrektur als den einzig möglichen Weg auszugeben. Allerdings geht unser Beispiel von einem Verkehr aus, der die Konstanz von Straßennetz und Verkehrsregeln unterstellt. Davon kann auf den Devisen-, Geld- und Kapitalmärkten nicht die Rede sein. Gerade auf Finanzmärkten drehen sich die Beziehungen von Angebot und Nachfrage um Gravitationszentren, die im Einflussbereich anderer Kräfteverhältnisse liegen. Fürs erste mag das erklären, warum sich die Bank of Japan, das Federal Reserve System oder die Europäische Zentralbank auf geldpolitische Linien berufen, an die sie sich dann doch nicht halten können.

In der Geschichte des Zentralbankwesens herrschen konservative und pragmatische Haltungen vor. Nur ausnahmsweise haben sich Währungsbeamte an bestimmten Geldlehren orientiert. Das ist beim Peelschen Bankgesetz (1844) der Fall gewesen, bei dem sich die Currency-Schule gegen ihre Widersacher durchgesetzt hatte. Diese Belehrung hat die Bank of England in den Krisen von 1847, 1857 und 1866 bitter zu bereuen gehabt. Immer wenn die Geldpolitik praktisch gefordert war, musste ihre Geschäftsordnung außer Kraft gesetzt werden. Das ist 1964 der Fall gewesen, als eine Steuersenkung Keynesianern Konjunkturpolitik zu versprechen schien. Diese Illusion soll, wie es im geldpolitischen Agitprop heißt, mit zweistelligen Inflationsraten bezahlt worden sein, wie sie in den siebziger Jahren aufgetreten sind. Und es ist bei der geldpolitischen Kehrtwende 1979 in Washington der Fall gewesen, als sich das Federal Reserve System an der Geldmenge orientieren wollte. Auch diese Erleuchtung ist der amerikanischen Währungsbürokratie zu einem Alptraum geworden. Das ‚monetaristische Experiment‘ musste 1982 abgebrochen werden, da die gestiegenen Zinsen die Schuldner Mexiko und Argentinien zahlungsunfähig und die amerikanischen Banken illiquide gemacht hatten. Chicagos Geldweisheiten hatten die Welt des Dollars an den Rand eines Kollapses gebracht. Wenn der Pragmatismus der Währungshüter dennoch nicht als evident hinzunehmen ist, dann sind vor allem drei Gründe anzuführen. Das praktische Motiv hat mit dem Weltgeld zu tun, das mit der Stellung des Dollars, den freien Wechselkursen und dem verallgemeinerten Papiergeld einen unvergleichlichen Zustand beschreibt. Es sei eine Währungsordnung entstanden, schreibt Milton Friedman, die geschichtlich als beispelslos betrachtet werden müsse. Alle wichtigen Währungen würden direkt oder indirekt mit einem nichteinlösbaren Papiergeldstandard operieren. „Die Endergebnisse die-

ser Entwicklung liegen im ungewissen.“ (Friedman 1992, S. 253) Die beiden theoretischen Gründe haben mit den Versuchen zu tun, diese monetäre Entwicklungsstufe zu erklären. Für die bürgerliche Ökonomie sind sie mit den Namen John Maynard Keynes und Milton Friedman verbunden. Beide Vorstöße sind steckengeblieben. Während die Keynesische Hypothese einer unter Umständen instabilen Liquiditätspräferenz in den siebziger Jahren ihr Waterloo bei steigenden Inflationsraten und zunehmender Arbeitslosigkeit erlebte, haben die achtziger Jahre Friedmans Glaubwürdigkeit ruiniert. Bei rückläufiger Inflation aber dennoch zunehmender Unterbeschäftigung verlor die Hypothese von der stabilen Geldnachfrage ihre Anhänger. In diesem Beitrag möchte ich mich auf die monetaristische Hypothese konzentrieren, weil sie ungeachtet ihrer Niederlagen der pragmatischen Geldpolitik eine verschwiegene Grundlage bietet. „Praktiker, die sich ganz frei von intellektuellen Einflüssen glauben“, warnt Keynes, „sind gewöhnlich die Sklaven irgendeines verblichenen Ökonomen“ (Keynes 1974, S. 323).

Was König Midas auch berührt...¹

1956 gibt Milton Friedman eine Reihe von wirtschaftsgeschichtlichen Untersuchungen über inflationäre Entwicklungen heraus, die unter dem Titel „Studies in the Quantity Theory of Money“ erscheinen (vgl. Friedman 1956 resp. 1976). Der Hintergrund ist ein Forschungsprojekt über die Rolle des Geldes in der Konjunktur. Das Projekt tragen die University of Chicago und das für seine Konjunkturforschung namhaft gewordene National Bureau of Economic Research in New York. Der Sammlung stellt Friedman eine knapp gehaltene Reformulierung der Geldtheorie voraus: „The Quantity Theory of Money - A Restatement“ (ebenda). Zu diesem Zeitpunkt zählt weder die Konjunkturforschung noch die Geldtheorie zu den weltbewegenden Themen, vor allem aber nicht die Quantitätstheorie des Geldes. Entsprechend wird der Neuerscheinung auch keine Beachtung geschenkt. Erst durch den Streit zwischen Keynesianern und Monetaristen, der in den späten sechziger Jahren entbrennt, kommt man auf das ‚Restatement‘ zurück. Selbst diese geld- und fiskalpolitische Debatte, die später zur Legitimierung eines gesellschaftspolitischen Paradigmenwechsels herzuhalten hat, verbleibt im Kreise von Eingeweihten.

¹ Midas war bekanntlich ein vergnüglicher König, der im makedonischen Bromion regierte. Talentiert hatte er sich einen wunderbaren Rosengarten angelegt. Jedenfalls war der alte Silenos, der eigentlich zur wilden Truppe von Dionysos gehörte, betrunken in seinem Garten völlig versackt. Midas kümmerte sich um Silenos und lernte ihn als unterhaltsamen Geschichtenerzähler kennen. Dionysos, über den zurück begleiteten Silenos beglückt, gab Midas einen Wunsch frei. Darauf dieser: Möge sich alles, was ich berühre, in Gold verwandeln. Der Wunsch, nicht ganz durchdacht, wurde Midas gewährt. Daraufhin verwandelten sich unter seiner Hand nicht nur Steine, Blumen und Hausrat in Gold, sondern eben auch Speisen und Getränke. Hunger und Durst vor Augen, erlebte Midas Rücknahme. Das ließ sich auch machen. Dem Tipp des amüsierten Dionysos folgend, nahm Midas ein Bad in den Quellen des Paktolos. Dieser Fluss soll, was etwaigen Reiseplänen nicht gleichgültig sein könnte, immer noch Gold führen.

Beim Aufsatz „Die Quantitätstheorie des Geldes: eine Neuformulierung“ (Friedman 1976) handelt es sich um die Geburtsurkunde des Monetarismus. Diese dogmengeschichtliche Bedeutung springt nicht unbedingt ins Auge. Denn erstens ist die Geldtheorie überhaupt ein trockenes Brot. Und zweitens geht es Friedman um die Entwicklung einer Funktion, die Kassenhaltung und Vermögensdispositionen einen ordnenden Rahmen geben soll. Demnach handelt es sich um eine spezielle Abhandlung. Andererseits nimmt die ‚Neuformulierung‘ für sich in Anspruch, sowohl mit der Schwäche der bisherigen Geldtheorie als auch der Herausforderung der ‚keynesianischen Revolution‘ fertig zu werden. Mit der Entwicklung einer Geldnachfragefunktion schwingt sich Friedman zu einer makroökonomischen ‚Performance‘ auf, er macht seinen Keynes-kritischen Freunden das Terrain der Makroökonomie zugänglich. Gegenüber der Debatte zwischen Irving Fisher, Friedrich August von Hayek und John Maynard Keynes sowie gegenüber der ‚Allgemeinen Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes‘ erklärt sich die ‚Neuformulierung‘ zur Negation der Negation. Schließlich fassen Friedman und seine Schüler eine durchkapitalisierte Gesellschaft ins Auge, indem sie sich die Keynesische Wendung vom Geld als einer Form des Vermögens zu eigen machen. Sie erklären Lohnarbeiter, Unternehmer und Grundeigentümer zu Vermögensbesitzern.

In „Die Quantitätstheorie des Geldes: eine Neuformulierung“ geht Friedman von den ‚ultimate wealth-owning units‘ aus. Diese letzten Vermögensbesitzer versuchen nun, die Zusammensetzung ihrer Portefeuilles zu optimieren. Daraus leitet Friedman dann eine bestimmte Nachfrage nach Geld ab. Schließlich kommt er mit dieser Geldnachfragefunktion auf die traditionelle Formel der Quantitätstheorie des Geldes zurück. An die Stelle einer direkten Beziehung zwischen der umlaufenden Geldmenge und dem Preisniveau setzt Friedman eine indirekte, die nämlich durch die beständige Umschichtung des Vermögens affiziert wird. Mit dieser ‚Neuformulierung‘ pariert Friedman den Keynesischen Angriff auf die Geldtheorie. Mit Hinweis auf die wechselnde Liquidität hatte Keynes nämlich direkte Beziehungen zwischen Geldmenge und Preisniveau bestritten. Diese Kritik akzeptiert Friedman, aber er besteht auf einer vermittelten Beziehung.

Soweit der Überblick. Beginnen wir mit dem ebenso nichtssagenden wie spektakulären Ausgangspunkt: Vermögensbesitzer halten Vermögen in verschiedener Form. Dabei orientieren sie sich an Erträgen, Kursen und Präferenzen. Das Vermögen sieht Friedman schlechthin durch Quelle, Strom und ihre Verhältnismäßigkeit bestimmt. Zweifellos ist dieser Kapitalbegriff nichtssagend. Gleichwohl führt er zu weitreichenden Konsequenzen. Unter diesem Blickwinkel ergeben sich Geld, Obligationen, Anteilswerte, Sachkapital und Humankapital als die fünf Grundformen des Vermögens. Mit ihnen sind der Geldmarkt, die beiden Finanzmärkte (Anleihen, Aktien), alle Warenmärkte und der Arbeitsmarkt als Vermögensmärkte definiert. Was Friedman auch anfasst, alles wird unter seinen Händen zu einer Form des zinstragenden Kapitals. Ob wir über die Nützlichkeit eines Kühlschranks, die Renta-

bilität einer Investition oder die Bedeutung einer Freundschaft - immer scheint die Figur von der Quelle, dem Strom und ihrer Ergiebigkeit angebracht zu sein. „Es wird ganz so Eigenschaft des Geldes, Wert zu schaffen, Zins abzuwerfen“, kritisiert Marx, „wie die eines Birnbaums, Birnen zu tragen“ (Marx 1968, S. 405).

Mit dieser Reduktion auf den Vermögensbesitzer wendet sich Friedman gegen die Struktur, wie sie mit der Masse der Lohnabhängigen einerseits und den Investoren und Rentiers andererseits noch bei Keynes in der ‚General Theory‘ anzutreffen ist. Friedman hebt die Spannung zwischen Unternehmungsgeist und Spekulation auf. Allerdings wechselt er auch die Ebene gegenüber der traditionellen Quantitätstheorie des Geldes. Statt Käufer und Verkäufer, Gläubiger und Schuldner sowie Sparer und Investoren sind eben alle Menschen Besitzer von Vermögen. Vom Kaufmann eines James Steuart, über die drei Klassen bei Adam Smith oder David Ricardo sind wir nach einer protestantischen Durststrecke mit den sparsamen Hausvätern beim Rentier angelangt.

Dieser Rentier tritt uns zunächst als Besitzer von Geldvermögen gegenüber. Wie auch immer zu seinem Geld gekommen, für den beabsichtigten oder erwogenen Erwerb von Vermögen in unterschiedlich Form gibt es keinen anderen Ausgangspunkt. Wenn den Käufen von Investitions- und Konsumtionsmitteln entsprechende Kassenhaltung vorausgehen muss, hebt Friedman als Ergebnis seiner empirischen Studien hervor, dann spreche dieser Sachverhalt für das Geld als die gesellschaftlich alles bewegende Kraft. „Es bildet die Form“, schreibt Marx, „worin jedes individuelle Kapital auf die Bühne tritt, seinen Prozeß als Kapital eröffnet. Es erscheint daher als primus motor, anstoßgebend dem ganzen Prozeß“ (Marx 1969 b, S. 354).

Damit sind wir bei einer weiteren Rolle unseres Rentiers angelangt, nämlich Besitzer von Vermögen in unterschiedlicher Form zu sein. Als solcher disponiert er über Geld wie über andere Formen von Vermögen. Von seinem Geld verspricht er sich Erträge, seine Kassenhaltung verursacht Kosten und mit seiner Liquidität verbindet er diverse Gefühle. Geld läuft also nicht nur auf dem Markt um, es liegt immer auch in wechselnder Größe in Kassen vor. Diese Kassenhaltung mag mit bestimmten Präferenzen verbunden sein, dem Prinzip nach muss sie nicht weniger kapitalistischem Kalkül folgen. Für Dispositionen muss sie ihrer Liquidität wegen reichlich genug sein, jedoch möglichst knapp im Hinblick auf ertragreichere Alternativen. An dieser Stelle sieht Friedman unterschiedliche Zinsen am Werk, deren virtuose Kombination den Wohlstand unseres Vermögensbesitzers fördert. Mit einer zugrunde gelegten ‚Realkasse‘, die in der nominellen Welt eine mehr oder weniger angemessene Übersetzung findet, geht Friedman über die Frage nach funktionellen Zusammenhängen hinweg. Inwieweit die Wertschöpfung eine bestimmte Zusammensetzung des Kapitals erforderlich macht, inwieweit die Kontinuität der Kapitalverwertung ein Nebeneinander von Kapital in Produktion und Zirkulation verlangt und inwieweit dies der Ausgangspunkt für eine besondere Teilung der Arbeit (Handel, Kredit) ist, das überlassen die Geld- und Portfolio-

theoretiker der realwirtschaftlichen Welt. „Indem dieses übersehen wird“, bemerkt Marx, „wird überhaupt die Bedeutung und Rolle des Geldkapitals übersehen“ (Marx 1969 b, S. 269).

Was Friedman und seine Schule in erster Linie beim Rentier bewegt, ist sein Besitz von Geldvermögen in einer bestimmten Währung. In all ihren Versionen verbinde die Quantitätstheorie des Geldes, doziert Friedman, die Unterscheidung zwischen der Nominal- und der Realkasse. Diese Zwei-Welten-Anschauung ist das Alpha und Omega der Chicago-Schule. Einerseits macht uns Friedman mit einer Geldnachfrage bekannt, die durch Vermögensdispositionen, Ertragsersparungen und Preisänderungen bestimmt ist. Andererseits muss eine Zentralbank dieser Geldnachfrage Rechnung tragen, ohne sie ermitteln zu können. Allein Preisänderungen sagen Notenbankern, inwieweit sich ihr Geldangebot als angemessen erwiesen hat.

Von seinen Vermögensbesitzern kann Friedman sagen, dass ihre ‚Principles‘ in Unternehmen, Haushalten und Staat anzutreffen sind. Es sind dies ‚Bestimmungen‘, so könnte der Ökonom sagen, die jeder wirtschaftlichen Existenz zukommen. Selbst Haushalte werden es wenigstens mit zwei oder drei Vermögenskategorien zu tun haben. Dabei gibt Friedman zu: Je abhängiger der Haushalt vom Arbeitsvermögen ist, desto einseitiger wird auch sein Portefeuille aussehen. Diesen Umstand erklärt sich Friedman mit der eingeschränkten Beleiherbarkeit des Arbeitsvermögens. Bei eingestelltem Schuldendienst lässt sie sich nicht pfänden, da Sklaverei untersagt sei. Den entscheidenden Punkt glaubt Friedman im Geldvermögen als innerem Gemeinwesen zu erkennen. Damit schließt sich für Marx ein Kreis: „Das Ding (Geld, Ware, Wert) ist nun als bloßes Ding schon Kapital, und das Kapital erscheint als bloßes Ding; das Resultat des gesamten Reproduktionsprozesses erscheint als eine, einem Ding von selbst zukommende Eigenschaft; es hängt von dem Besitzer des Geldes ab, d. h. der Ware in ihrer stets austauschbaren Form, ob er es als Geld verausgaben oder als Kapital vermieten will.“ (Marx 1968, S. 405) Diese geldwirtschaftliche Sicht ist einem Entwicklungsstand geschuldet, der in der Verzinsung des Kapitals einen selbstverständlichen Anspruch sieht. Der Zins erscheint als die eigentliche Frucht des Kapitals, der Gewinn als eine von Launen des Marktes abhängige Draufgabe. Mit dieser vorrangigen Verteilung prüfen nicht nur Manager die Tauglichkeit ihnen unterstellter Betriebsfaktoren, sondern im Schadensfall macht auch jeder Privatmann ‚entgangene Zinsansprüche‘ geltend. Dabei stehen wir erst an der Schwelle dieser schon von Marx beobachteten ‚Zinsgier‘. Mit der Kapitalisierung von Altersversorgung, Gesundheit und Bildung muss jeder sein Arbeitsvermögen vermarkten und zum aktiven Dispositur über Lebensversicherungen, Bausparverträge, Investmentanteile, Festgelder und Wertpapiere werden. Bei der Flexibilisierung des Arbeitstages bietet sich die Führung von Arbeitskonten an, mit denen die Besitzer von Arbeitsvermögen oder ‚Selbstunternehmer‘ auch Zinsansprüche geltend machen können. „Die Verrücktheit der kapitalistischen Vorstellungsweise erreicht hier ihre Spitze“, kommentiert Marx, „indem statt die Verwertung des Kapitals aus der Exploitation der Arbeitskraft zu erklären,

umgekehrt die Produktivität der Arbeitskraft daraus erklärt wird, daß Arbeitskraft selbst dieß mystische Ding, zinstragendes Kapital ist.“ (Marx 1968, S. 483) Das ist einerseits die Grundlage für das Aufblühen aller Formen des zinstragenden Kapitals. Andererseits ist diese Vollendung des Kapitalfetisch auf Verrechtlichung und institutionelle Gestaltung angewiesen. Dadurch sieht sich Friedman wiederum zu einer Akzentuierung der Dichotomie von Markt und Staat veranlasst. Das sekundiert die Systemtheorie, wenn sie die beiden für die Gesellschaft entscheidenden Medien ‚Geld‘ und ‚Macht‘ hervorhebt. Und es regt Friedman und seine Schule in Chicago und Virginia auch zum ‚economic approach‘ für alle nicht-wirtschaftlichen Bereiche an. In der Gestalt des inkonvertiblen Repräsentativgeldes erfährt die Verdinglichung ihre Zuspitzung, obgleich sie auf Vertrauen in den gesellschaftlichen Reproduktionsprozess beruht.

... alles ist zu einer Form des Vermögens geworden!

„Es ist vielleicht der Mühe wert“, spitzt Friedman seine ‚Neuformulierung‘ zu, „explizit anzumerken, daß das Modell nicht die Unterscheidung zwischen ‚aktiver Kasse‘ und ‚toter Kasse‘ oder die damit eng verbundene Unterscheidung zwischen ‚Transaktionskasse‘ und ‚Spekulationskasse‘, die in der Literatur so breite Verwendung findet, benutzt.“ (Friedman 1976, S. 90) Die Rede ist von einer Unterscheidung in der Kassenhaltung der Unternehmen. Damit hatte Keynes den engen Rahmen nachklassischer Zinstheorie durchbrochen. Er hatte Ersparnisse, Kassenhaltung und Geldpolitik zu möglichen Quellen des Geldangebots erklärt. Sein Motiv waren die Irregularitäten des Zinses gewesen, die Keynes für die wechselnden Liquiditätspräferenzen hatte verantwortlich machen wollen. „(Das Spekulationsmotiv; d. Verf.) erfordert eine ausführlichere Untersuchung als die anderen“, schreibt Keynes, „sowohl wegen seines schwierigen Verständnisses als auch wegen seiner besonderen Wichtigkeit in der Übermittlung der Wirkung einer Änderung in der Geldmenge.“ (Keynes 1974, S. 165) Mit der ‚Spekulationskasse‘ bezieht sich Keynes auf das, was Marx das ‚additionelle Kapital‘ nennt. Die Konkurrenz funktioniert mittels überschüssigem Kapital, das durch das Kreditssystem verfügbar gemacht worden ist. In angemessener Größe belebt es die Konkurrenz, in unangemessener zerstört es sie. Auf diese kreditvermittelte Konkurrenz beziehen sich Keynes, Hicks, Friedman, Minsky u.a.. Ihre Phänomene lassen sich nicht mit der politischen Ökonomie des Mangels in Einklang bringen. Dabei bleibt das keynesianische ‚Gleichgewicht bei Unterbeschäftigung‘ ein Fremdkörper für die Gleichgewichtstheorie. Dennoch sind unausgelastete Kapazitäten, Überfluss an Arbeit und Geld sowie Gratiskräfte (Natur, Wissen, Gesellschaftlichkeit) Akkumulationsbedingungen.

Allein das zinstragende Kapital geht darüber hinweg. Ob es sich um eine ‚Transaktionskasse‘ oder eine ‚Spekulationskasse‘ handelt, in jedem Falle will es durch Zinsen bedient sein. Es begräbt ebenso die Arbeit als Quelle von Reichtum wie die Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit. Einem Dollar sei nicht anzusehen, polemisiert Friedman, ob er investiv oder

spekulativ verwendet wird. Mit den Geld-, Anleihen- und Aktienmärkten löst er die ‚Spekulationskasse‘ auf. Das Knappheitsgebot kann nur noch die Politik der Zentralbank verletzen, die sich einem die Geldnachfrage überschießendem Geldangebot schuldig macht. Da die Wege der geldnachfragenden Vermögensbesitzer unergründlich bleiben, befindet Friedman, ist eine geregelte Geldversorgung die beste Lösung. Selbst wenn dabei eine Fehlentscheidung getroffen würde, könnten sich die Vermögensbesitzer darauf einstellen. Dagegen würde eine diskrete Geldpolitik die Gefahr von Irritationen beschwören. So tauchen Krisen als durch Störungen ausgelöste Ausgleichsbewegungen auf. Sie gleichen den sich auf einer Oberfläche ausbreitenden Wellen, die nach einem ins Wasser geworfenen Stein zu beobachten sind. Kurz und gut: Friedman macht die Keynesische Kritik des Rentiers gegenstandslos, indem er alle zu Rentiers erklärt.

Friedman: Über das Geld wissen wir einfach zu wenig

Was bringt der Rückgriff auf einen Aufsatz, der 1956 erschienen ist, der allein in den sechziger Jahren eine gewisse Rolle in der Debatte zwischen Monetaristen und Keynesianern gespielt hat und der von der bürgerlichen Ökonomie längst zu den Akten gelegt worden ist? Zunächst kann dem Aufsatz „Die Quantitätstheorie des Geldes: eine Neuformulierung“ eine eindrucksvolle Aktualität nicht abgesprochen werden. Die wirkliche Entwicklung hat Friedmans konstruierten Vermögensbesitzer, der mit der optimalen Zusammensetzung seines Portefeuilles beschäftigt ist, längst eingeholt. Der Einstieg in die Kapitalisierung der Altersversorgung unterstreicht diese finanzkapitalistische Verwicklung.

Des weiteren macht die ‚Neuformulierung‘ mit einer Debatte in der bürgerlichen Ökonomie bekannt, die weder theoretisch noch praktisch zu unterschätzen ist. Diese Debatte hat immer noch mit der Keyneschen Wendung zu tun. Mit den Investitionen von heute, heißt es in seiner ‚General Theory‘, schaffen wir uns die Probleme von morgen. Dabei haben wir es mit einem zyklischen Investitionsverlauf zu tun, heißt es weiter bei Keynes, sowie Änderungen in der Liquiditätspräferenz. Und da Banken nicht nur Liquidität verwalten, wird schließlich in der ‚General Theory‘ überlegt, sondern mit dieser ihre Kreditpolitik betreiben, kommt der kapitalistischen Liquiditätspolitik die Rolle einer Achillessehne zu. Damit hat Keynes ein Problem aufgeworfen, das sich mit John Hicks, Milton Friedman oder Hyman Minsky wie ein roter Faden durch die jüngste Geschichte der theoretischen Ökonomie zieht.

In dieser Debatte geht es praktisch um die Zentralbank, mit deren Wirken die Bewertung des umlaufenden Geldes, die engeren oder weiteren Grenzen der Kreditpolitik und das Management der Staatsverschuldung verbunden sind. Während die keynesianische Schule das Zentralbankgeld kreditpolitisch interpretierte, hoben es ihre Kritiker als Staatspapiergeld hervor. Mit seiner ‚Neuformulierung‘ hat sich Milton Friedman an einer Synthese versucht. Gegenüber der traditionellen Auffassung vom Papiergeld geht Friedman vom

Geld als einer Vermögensform aus. Der Sache nach stellt Friedman das Geld mit Keynes in den Zusammenhang der kapitalistischen Zirkulation. Gegen Keynes hält er dabei allerdings an der finanzkapitalistischen Form fest. Und gegenüber der keynesianischen Schule will Friedman quantitativtheoretisch deutlich machen, dass Kreditgeld nicht der Bewertungsfrage entzogen ist. Insofern kommt Friedman auf eine Formel zurück, bei der wir auf der einen Seite die Geldmenge haben und auf der anderen das durch Vermögensdispositionen vermittelte Preisniveau.

Die geldpolitischen Schlussfolgerungen sind erheblich. Einerseits sieht sich Friedman im Zusammenhang zwischen Geldmenge und Preisniveau bestätigt. Diese Überzeugung befestigt er durch die Vorlage langer Reihen, in denen sich Geldmenge und Preise miteinander ausgleichen. Andererseits stößt Friedman auf einen komplizierten Vermittlungsmechanismus, in dem Reichlichkeit oder Knappheit von Zentralbankgeld durch Vermögensumschichtungen zu einem Preisniveau verarbeitet wird. Dieser Vermittlungsmechanismus braucht Zeit. Daraus schlussfolgert Friedman: Wenn sich eine Zentralbank aus konjunkturpolitischen Gründen für eine bestimmte Geldpolitik entscheidet, dann fallen Diagnose, Entscheidung, Vermittlung und preispolitische Wirkung zeitlich auseinander. Insofern kann die beabsichtigte Wirkung nur in einer dann wieder veränderten Konjunkturlage erwartet werden. Was aber wissen wir von der zeitlichen Differenz, fragt Friedman? Was wissen wir von der Rolle des Geldes in der Konjunktur? Wie treffsicher sind unsere Konjunkturprognosen?

Mit großer Wahrscheinlichkeit kann eine Zentralbank nur Fehler machen, predigt Friedman. Dafür spricht die Geschichte des Zentralbankwesens. Keine Entscheidungen zu treffen, ist weniger risikvoll, da liquiditätspolitische Wendungen selten sind. Mit diesen Überlegungen, deren rationeller Kern in einer Zeit beanspruchenden Zirkulation besteht, bringt Friedman die konservativ-pragmatische oder die sozialliberal-engagierte Geldpolitik in den siebziger Jahren zu Fall, die auf konjunkturelle Situationen spezifisch reagieren will.

Schließlich bringt die ‚Neuformulierung‘ ein aktuelles Dilemma zum Ausdruck. Einerseits wird die Gesellschaft zu einer Reifeprüfung in der Gestalt einer Geldreform aufgefordert. Andererseits muß ihr die vorgeschlagene Automatik in der Geldpolitik zuwider sein, da die Finanzmärkte Instabilität täglich vor Augen führen.

Literatur:

- Friedman, Milton (1976): Die Quantitätstheorie des Geldes: eine Neuformulierung. In: ders.: Die optimale Geldmenge. Wissenswertes über Geld. Frankfurt am Main
- Friedman, Milton (1992): Geld regiert die Welt. Düsseldorf
- Keynes, John Maynard (1974): Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes. Berlin
- Marx, Karl (1968): Das Kapital III. Marx Engels Werke Band 25. Berlin
- Marx, Karl (1969 b): Das Kapital II. Marx Engels Werke Band 24. Berlin

Wolfgang Förster

Aspekte des Naturbegriffs des jungen Marx

Der Naturbegriff stand seit jeher im Mittelpunkt philosophischer Erörterungen. Antike, Renaissance und klassische deutsche Philosophie bildeten Knotenpunkte im sich vertiefenden Verständnis der Natur. In der klassischen deutschen Philosophie war F. W. J. Schelling der eigentliche Theoretiker der Dialektik der Natur. Eine hohe Würdigung erfuhr der junge Schelling bereits durch H. Heine: „... der ehemalige Schelling repräsentiert ... eine der großen Phasen unserer philosophischen Revolution“.¹ Die Auseinandersetzung mit Schellings restaurativer Offenbarungsphilosophie zu Beginn der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts schloss den Blick auf die großartige philosophische Leistung Schellings vor und um 1800 ein. Mit der Erschließung der geschichtsbestimmenden Rolle der materiellen Arbeit durch K. Marx erlangte die Reflexion des Verhältnisses von Mensch und Natur eine qualitativ neue Dimension. Im Vormärz und in der Genesis der Marxschen Weltanschauung spielten Hegel, Linkshegelianismus und Feuerbach, was die philosophischen Anknüpfungspunkte betrifft, die dominierende Rolle. Es soll im folgenden gezeigt werden, dass die Herausbildung der philosophischen Lehre von Karl Marx, wie sie sich in den „Ökonomisch-philosophischen Manuskripten“ manifestiert, ohne die Aufnahme von zum Teil unterschwelligem bzw. vermitteltem Impulsen der Naturphilosophie Schellings nicht völlig verständlich ist. Die Konformität von Impulsen des Denkens des jungen Marx mit der Schellingschen Philosophie vor 1800 ergibt sich nicht zuletzt aus den aufklärerischen Prämissen Marx', in denen die Einheit von Mensch und Natur als selbstverständlich vorausgesetzt war.

Anregungen durch Schellings Naturphilosophie

An der Berliner Universität lehrte seit 1832 Henrich Steffens, einer der bedeutendsten Schüler Schellings, der in seinen Jugendjahren einen eigenständigen Beitrag zur Herausbildung des naturphilosophischen Denkens in Deutschland geleistet hat. Im Wintersemester 1836/37 belegte Marx bei Steffens die Vorlesung über „Anthropologie“. Steffens' Verdienst in seinen Jugendjahren war es, die Prinzipien der Schellingschen Naturphilosophie auf die Geologie angewandt zu haben. Seine frühen Schriften enthielten bemerkenswerte rationale Gedankenkeime und befestigten das antidualistische Denken und das historische Verständnis in der Geologie gegenüber der bisher in ihr herrschenden deskriptiven Denkweise. Die Einsichten des jungen Steffens erlangten jedoch in seiner späten „Anthropologie“ (1822) eine mystisch-

¹ H. Heine, Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland, Stuttgart 1997. Das Hineinwirken des frühen Schellingianismus in den Vormärz wird im allgemeinen übersehen. Noch 1843 erschien in Zürich die 3., bearbeitete, Auflage des „Lehrbuchs der Naturphilosophie“ von L. Oken, das sich an Schelling anlehnte.

theosophische Interpretation. Eine gewisse Erinnerung an sein früheres pantheistisches Naturverständnis und der positive Bezug auf den jungen Schelling waren aber in der akademischen Lehre Steffens' in Berlin ungeachtet seiner mystisch-religiösen Wendung noch vorhanden. Davon zeugen die in den vierziger Jahren veröffentlichten Lebenserinnerungen Steffens'.²

Inspirationen des jungen Schelling spielten im Entwicklungsgang Marx' während seines Studiums in Berlin eine wesentliche Rolle. Sie fanden ihren Niederschlag in dem abhanden gekommenen Dialog „Kleanthes, oder vom Ausgangspunkt und notwendigen Fortgang der Philosophie“. Im Brief an seinen Vater vom 10. November 1837 notierte Marx, dass er, ursprünglich vom Idealismus kantischer und fichtescher Prägung ausgehend, dazu kam, „im Wirklichen selbst die Idee zu suchen“. In der Abneigung gegen die „groteske Felsenmelodie“ der Hegelschen Philosophie gelangte er zu einer pantheistischen Weltansicht. „Hatten die Götter früher über der Erde gewohnt, so waren sie jetzt das Centrum derselben geworden.“ Der Gegenstand des Dialogs sei eine „philosophisch-dialektische Entwicklung der Gottheit“, wie sie „als Begriff an sich, als Religion, als Natur, als Geschichte sich manifestiert“. Für diese Arbeit, die eigentlich eine „neue Logik“ sein sollte, habe er sich mit Naturwissenschaft, Schelling, Geschichte³ einigermaßen bekannt gemacht. Der Bezug auf Schelling bezeichnet nach M. A. Lifschitz bei Marx den „Übergang vom abstrakten Heroismus des Willens zur objektiven, ihr elementares, innerlich inhaltsreiches Leben besitzenden Natur“⁴. Der Dialog „Kleanthes“ dürfte eine romantisierende Wiedergabe Schellingscher Ideen gewesen sein, möglicherweise verbunden mit Einflüssen F. und A. W. Schlegels. Marx hat sich zweifellos an Schellings „System des transzendentalen Idealismus“ orientiert, in dem die Vereinigung von Kunst und Wissenschaft zentrales Thema war, aber auch die pantheistische Sicht der „Weltseele“ dürfte Marx berührt haben. In ihr war die genetisch begründete Einheit von Mensch und Natur übergreifender Gesichtspunkt. Orientiert hat sich Marx sicherlich an der 1809 erschienenen Ausgabe der Schriften Schellings, aus der er später zitierte. Die Begegnung mit Schellings Jugendphilosophie hinterließ bei Marx bleibende Spuren, wie verschiedene spätere Bezugnahmen verdeutlichen. Die weitere Entwicklung seines Denkens führte Marx jedoch bald nach der Niederschrift des Dialogs „Kleanthes“ zur Preisgabe der bisherigen romantischen Überhöhungen und durch die Begegnung mit Mitgliedern des Berliner Dokorturklubs zur Hegelschen Philosophie, der „jetzigen Weltphilosophie“, und zum Linkshegelianismus.

Die Berufung Schellings an die Berliner Universität im Herbst 1841 ließ die Kontroverse über seine philosophischen Positionen nach der Jahrhundertwende wieder ins Zentrum der Aufmerksamkeit der deutschen und internationalen

² H. Steffens, *Aus meinem Leben*, Bd. 1-10, Breslau 1840-1845.

³ MEGA 2, Berlin 1975ff., Bd. III/1, S. 15f.

⁴ M. A. Lifschitz, *Die dreißiger Jahre. Ausgewählte Schriften*, Dresden 1988, S. 273.

Öffentlichkeit gelangen. Bei der Vorbereitung einer Publikation seiner Doktordissertation verfasste Marx in den Anmerkungen zum Anhang „Kritik der Plutarchischen Polemik gegen Epikurs Theologie“ eine lange Bezugnahme auf Schelling, für die sich jedoch im erhalten gebliebenen Text keine Entsprechung findet. Marx macht die religionskritischen Inspirationen des jungen Schelling als Beleg für die Kritik der Gottesbeweise Kants geltend und veranschaulicht ihren Kontrast zum Irrationalismus des späteren Schelling.⁵ Die religionskritischen Impulse des jungen Schelling sind für Marx Elemente einer linkshegelianischen atheistischen Argumentation. Es kann davon ausgegangen werden, dass sich Marx in seinen philosophischen Studienjahren und zu Beginn der vierziger Jahre mit den Auffassungen des jungen Schelling hinreichend vertraut gemacht hat.⁶

Der zu Beginn der vierziger Jahre in Frankreich gestiegene Einfluss der Schellingschen „Philosophie der Mythologie und Offenbarung“, insbesondere die Verwirrung, die Pierre Leroux durch die Verbindung sozialistischer Ideen mit der Lehre des späten Schelling erzeugt hatte, veranlasste K. Marx in einem Brief vom 3. Oktober 1843 aus Paris, Ludwig Feuerbach aufzufordern, für die „Deutsch-Französischen Jahrbücher“ eine Schellingkritik zu liefern. Marx bemerkt, das unlängst veröffentlichte Werk von Christian Kapp⁷ sei zu umständlich und trenne das Urteil von den Tatsachen. Angesichts seiner saint-simonistischen Positionen verfügte Leroux in Frankreich über großen Einfluß. Seine sozialistischen Ansichten hielt Marx für genial. Doch seine Schellinginterpretation erwies sich für die Orientierung der französischen Öffentlichkeit als verhängnisvoll. Leroux und seinen Anhängern gelte Schelling noch immer als der Mann, der „an die Stelle des transcendenten Idealismus den vernünftigen Realismus, der an die Stelle des abstrakten Gedanken den Gedanken mit Fleisch und Blut, der an die Stelle der Fachphilosophie die Weltphilosophie gesetzt hat“. Damit macht Marx die scharfe Distanz zwischen der frühen Naturphilosophie Schellings und seiner späten Offenbarungsphilosophie geltend. Für Marx ist Feuerbach der „umgekehrte Schelling“, dessen „aufrichtiger Jugendgedanke“ ein „phantastischer Jugendtraum“ geblieben sei. Schelling sei das „anticipierte Zerrbild“ Feuerbachs. Dieser sei darum der „durch Ihre Majestäten, die Natur und die Geschichte, berufene Gegner Schellings“. „Ihr Kampf mit ihm ist der Kampf der Imagination von der Philosophie mit der Philosophie selbst.“⁸ In dem an Marx abgesandten Brief begründete Feuerbach seine Ablehnung der Bitte Marx' mit der Feststellung, dass die Schellingkritik keine wissenschaftliche, sondern nur noch eine politische Notwendigkeit sei. Feuerbach selbst würdigte wiederholt Leistung und

⁵ Vgl. MEGA 2, Bd. I/1, S. 89ff.

⁶ In Marx' Exzerpten aus Karl Rosenkranz' „Geschichten der Kant'schen Philosophie“ (1840) werden von Schellings Schriften u.a. die „Weltseele“ und das „System des transzendentalen Idealismus“ genannt. Vgl. MEGA 2, Bd. IV/1, S. 288.

⁷ [Anonym] F. W. J. Schelling, Leipzig 1843.

⁸ MEGA 2, Bd. III/1, S. 59f.

Stellenwert der Naturphilosophie des jungen Schelling. Ausführlich behandelte er sie in seiner Schrift „Zur Kritik der Hegelschen Philosophie“. Schelling betonte die Selbständigkeit der Natur. „Wenn auch nicht an sich, so war doch *wenigstens* für die Naturphilosophie die Natur nicht ein Abgeleitetes, Gesetztes, sondern ein Erstes, Selbständiges.“⁹ Schelling verkörperte, wie Feuerbach in den „Vorläufigen Thesen zur Reform der Philosophie“ ausführt, das „materialistische Prinzip“, während Hegel das „idealische Prinzip“¹⁰ manifestierte.

Der Naturenthusiasmus des jungen Schelling war Ausdruck der Kritik der feudal-klerikalen Geringschätzung der Natur und Manifestation bürgerlichen Selbstbewusstseins. Kants Agnostizismus und Fichtes Hypertrophierung des Ich ablehnend, suchte Schelling in seinen frühen Schriften den naturwissenschaftlichen Erkenntnisstand seiner Zeit theoretisch zu verallgemeinern und die Dialektik der Naturprozesse spekulativ zu begründen. Das schloss geniale Antizipationen von naturdialektischen Einsichten ein, die erst wesentlich später, z. T. erst im 20. Jahrhundert, gewonnen wurden. Schellings frühe Naturphilosophie schuf, ohne die Problematik direkt zu akzentuieren, gedankliche Vorleistungen für das Begreifen der ökologischen Problematik, die mit dem Industriekapitalismus in Erscheinung trat. Wie Schelling in seiner Einleitung zu den „Ideen zu einer Philosophie der Natur“ (1797) ausführt, ist für ihn im Unterschied zur bloßen Reflexionsphilosophie und zu den Positionen einer Überhebung des Geistes, die eine bloße „Geisteskrankheit des Menschen“ sei und die Abgrenzung des Menschen von der Welt perfekt mache, die Allianz, die Übereinstimmung des Menschen mit der Natur das philosophische Grundproblem. „... der Mensch ist nicht gebohren, um im steten Kampf gegen das Hirngespinnst einer eingebildeten Welt seine Geisteskraft zu verschwenden; sondern einer Welt gegenüber, die auf ihn Einfluß hat, ihre Nacht ihn empfinden läßt und auf die er zurückwirken kann, alle seine Kräfte zu üben: Zwischen ihm und der Welt also muß keine Kluft befestigt, zwischen beyden muß Berührung und Wechselwirkung möglich seyn; denn nur so wird der Mensch zum Menschen. Ursprünglich ist im Menschen ein absolutes Gleichgewicht der Kräfte und des Bewußtseyns. Aber er kann dieses Gleichgewicht durch Freyheit aufheben, um es durch Freyheit wieder herzustellen. Aber nur im Gleichgewicht der Kräfte ist Gesundheit.“¹¹

Für Schelling besteht die Natur durch sich selbst, sie ist fortwährende Prozessualität und Produktivität. Das Ich entfaltet sich von der vorbewussten Naturanschauung zu immer bewussteren Formen und schließlich zum Selbstbewusstsein, in dem die gesamte Produktionsgeschichte von der Natur bis zur Intelligenz akkumuliert ist. Im Organismus tritt die Naturproduktivität als *natura naturans* in einem Stoffwechselprozess mit der anorganischen Natur in

⁹ L. Feuerbach, Gesammelte Schriften, Bd. 9, hg. von W. Schuffenhauer, Berlin 1970, S. 48.

¹⁰ Ebd., S. 256.

¹¹ Historisch-Kritische-Schelling-Ausgabe, Stuttgart-Bad Cannstatt 1976ff., Werke 5, S. 71.

Erscheinung. „Der Mensch ist nicht nur Idealist in den Augen des Philosophen, sondern in den Augen der Natur selbst - und die Natur hat von Ferne schon die Anlage gemacht zu dieser Höhe, welche sie durch die Vernunft erreicht hat.“¹² Die Intelligenz, in ihren höchsten Formen der Selbstproduktion mit Freiheit ausgestattet, ist nichts dem Naturprozess Äußerliches, sondern ihr Kulminationspunkt. Die „Idee der Natur“, d. h. die Begründung des Natur und Mensch verbindenden inneren Zusammenhangs, des Gesamtzusammenhangs alles Wirklichen, ist für Schelling letztes Ziel seiner Forschungen. In seinen frühen naturphilosophischen Schriften sucht er den Gesamtzusammenhang des Wirklichen von der Natur her zu begründen; im „System des transzendentalen Idealismus“ (1800) wird dieser Zusammenhang vom Geist, von der Intelligenz her, unter dem Gesichtspunkt des Anschauens, konstituiert. Hier gelangt Schelling zur folgenreichen Bestimmung der Natur (Materie) als des organischen Leibs des Menschen. „Ich kann mich daher nicht anschauen als unmittelbar wirkend auf das Objekt, sondern nur als wirkend durch Vermittlung von Materie ... Die Materie als unmittelbares Organ der freien, nach außen gerichteten Tätigkeit ist organischer Leib, welcher daher als freier und scheinbar willkürlicher Bewegungen fähig erscheinen muss.“¹³

In der Sicht Hegels ist Natur zum einen bloßes Anderssein des Geistes, Form seiner Entfremdung und Entäußerung, andererseits bloßes Objekt menschlicher Aneignung, Gegenstand seiner produktiven und konsumtiven Tätigkeit. Die Gesetze der Natur ordnete Hegel lediglich der „beobachtenden Vernunft“ zu. Für Hegel ist die Negation der Naturbestimmtheit kennzeichnend. „Was in der Sphäre des Geistes ist, ist seine eigne absolute Tätigkeit; und unser Erkennen, daß er sich aus der Natur erhebt, die in ihr bestehenden Gegensätze ideell, aufgehoben sind, muß als ein Erkennen des Geistes selbst erkannt werden. Oder sein Werden, d. h. seine bloß negative Beziehung auf die Natur.“¹⁴ Die Welt des Geistes konstituiert sich in tätiger Negierung der Natur aus sich selbst. „Als Geist ist der Mensch ein freies Wesen, das die Stellung hat, sich nicht durch Naturimpulse bestimmen zu lassen.“¹⁵

Feuerbach rehabilitierte die Sinnlichkeit, betonte in Kritik des Hegelschen Idealismus die Priorität der außermenschlichen Natur und betrachtete Geist und Bewusstsein als abgeleitete, sekundäre Komponenten. Die Natur sei der Grund des Menschen. Im Unterschied zum früheren Materialismus fasst Feuerbach den Menschen nicht als bloßes Naturwesen, sondern als ein mit spezifischen Qualitäten ausgestattetes Gattungswesen. Der Mensch verfügt nach Feuerbach über eine universelle Sinnlichkeit. Er betont in allgemeiner Form, aber mit Bestimmtheit die innere Notwendigkeit einer Verbindung von Philo-

¹² F. W. J. Schelling, Sämtliche Werke, Stuttgart/Augsburg 1856 ff., Bd. I/4, S. 76f.

¹³ F. W. J. Schelling, SW, Bd. I/3, S. 571f.

¹⁴ G. W. E. Hegel, Jenaer Systementwürfe I, Hamburg 1986, S. 190.

¹⁵ G. W. F. Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, hg. von H. Klenner, Berlin 1981, S. 56.

sophie und Naturwissenschaft. Das Verhältnis zwischen Mensch und Welt und das Band der Sensualität zwischen beiden betrachtete er indes abstrakt und unhistorisch. Die Natur wurde von Feuerbach als von der menschlichen Tätigkeit weithin unberührte gefasst, menschliches Wirken nur als intellektuelle Tätigkeit eines abstrakten Gattungswesens, die zur Aufhebung der religiösen Entfremdung führt bzw. als anschauendes Verhältnis zur sinnlich-gegenständlichen Umwelt. Für die Klärung des wirklichen inneren Zusammenhangs zwischen Mensch und Natur waren weder die Positionen Hegels noch die Feuerbachs hinreichende Voraussetzungen, so bedeutsam sie auch waren.

Entfremdete Arbeit und Natur

Die kritische Auseinandersetzung mit der Hegelschen Rechtsphilosophie und der Einfluß Feuerbachs führten Marx 1842/43 auf Positionen des philosophischen Materialismus. Priorität der äußeren Natur, ihre Unabhängigkeit vom Menschen, bleibt für Marx stets unabdingbare Prämisse. Begreifen des sozialen Antagonismus der bürgerlichen Gesellschaft und Studium sozialistischer und kommunistischer Literatur ließen ihn von revolutionär-demokratischen zu kommunistischen Überzeugungen vordringen. Nach seiner Übersiedlung nach Paris im Oktober 1843 stand er in engem Kontakt mit französischen Sozialisten und Kommunisten und mit den Führern der deutschen Arbeiterorganisationen. Die hierbei gewonnenen Erfahrungen führten Marx zu der Einsicht, dass nicht die Veränderung von Rechtsverhältnissen und Staatsformen, sondern die Umwälzung der ökonomischen Lebenssphäre Schlüssel der Gesellschaftsveränderung ist. Das veranlasste ihn, sich nunmehr dem Studium des ökonomischen Bewegungszusammenhangs der bürgerlichen Gesellschaft, der kritischen Analyse der Positionen der klassischen bürgerlichen Ökonomie zuzuwenden, was in den im Sommer 1844 entstandenen fragmentarischen „Ökonomisch-philosophischen Manuskripten“ geschah, in deren Zentrum die Analyse des Gegensatzes von Lohnarbeit und Kapital, der entfremdeten Arbeit, steht. Mit der Untersuchung des materiellen Arbeitsprozesses gerieten aber die Wechselbeziehung des Menschen mit der ihn umgebenden Natur und die Bestimmung des Naturbegriffs selbst ins philosophische Blickfeld. Marx erbrachte den Nachweis, dass durch die produktive Arbeit der Mensch sich selbst, seine eigene gesellschaftliche Natur, produziert, wodurch er zugleich die äußere Natur verändert.

Wichtige Vorleistungen für die Einsichten Marx' hinsichtlich des Verhältnisses von menschlicher Tätigkeit und Natur gingen von den sozialistischen und kommunistischen Theoretikern der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts aus. Wie J. Höppner vermerkt, gehen Marx' Feststellungen in den „Ökonomisch-philosophischen Manuskripten“ über die „Geschichte der *Industrie*“ als „*das aufgeschlagene Buch der menschlichen Wesenskräfte*“, über die Industrie als das wirkliche geschichtliche Verhältnis der Natur und der Naturwissenschaft zum Menschen und das Postulat der Vereinigung von Naturwissenschaft und Wissenschaft vom Menschen auf Samt-Simon zurück; auf Fourier u. a. seine

Einsichten über den antagonistischen Charakter der produktiven Arbeit.¹⁶

In methodischer Hinsicht greift Marx im besonderen auf die in der „Phänomenologie des Geistes“ von Hegel entwickelte Dialektik von Vergegenständlichung und Entfremdung zurück. Legte Hegel diese der Analyse geistiger Prozesse zugrunde, so macht sie Marx, ihre idealistischen Voraussetzungen überwindend, bei der theoretischen Durchdringung des materiellen Arbeitsprozesses unter den Verhältnissen des kapitalistischen Privateigentums geltend. Unter diesen Verhältnissen entfremdet sich der Arbeiter innerhalb seiner produzierenden Tätigkeit, die eine gegen ihn selbst gewendete, von ihm unabhängige, ihm nicht gehörige Tätigkeit wird und in seinem Verhältnis zum Produkt der Arbeit als fremden und über ihn mächtigen Gegenstand, womit auch das Verhältnis zur Natur entfremdet wird. „Dieß Verhältnis ist zugleich das Verhältnis zur sinnlichen Aussenwelt, zu den Naturgegenständen als einer ihm fremden ihm feindlich gegenüberstehenden Welt.“¹⁷ Die kritische Verarbeitung der Einsichten bürgerlicher Ökonomen und kommunistischer Theoretiker vorausgesetzt, bedient sich Marx zum einen zur Charakterisierung des Wesens der entfremdeten Arbeit der Begrifflichkeit Hegels, andererseits ist offensichtlich die in der Naturphilosophie des jungen Schelling und Okens apostrophierte dialektische Einheit von Mensch und Natur eine gedankliche Folie zur Bestimmung der Wesenselemente des menschlichen Arbeitsprozesses. Feuerbachs anthropologischer Ansatz wird gewissermaßen durch Inspirationen der Schellingschen Naturphilosophie angereichert. Die Universalität des Menschen erscheine, so führt Marx aus, „praktisch eben in der Universalität, die die ganze Natur zu seinem *unorganischen* Körper macht“. „Die Natur ist der *unorganische* Leib d[es] Menschen ... Der Mensch *lebt* von der Natur, heißt: die Natur ist sein *Leib*, mit dem er in beständigem Prozeß bleiben muß, um nicht zu sterben. Dass das physische und geistige Leben d[es] Menschen mit der Natur zusammenhängt, hat keinen andren Sinn, als daß die Natur mit sich selbst zusammenhängt, denn der Mensch ist ein Theil der Natur.“¹⁸ Die entfremdete Arbeit entreißt dem Menschen seine Gattungsgegenständlichkeit, entziehe ihm seinen unorganischen Leib, die Natur. Der Begriff des „(un)organischen Leibs“ wurde, wie oben vermerkt, bei Schelling benutzt, um den „Übergang vom Subjektiven ins Objektive“ zu bezeichnen. Bei L. Oken, dessen frühe Naturphilosophie allerdings ins Phantastische abgeleitet, heißt es: „Die Welt steht dem Menschen nicht gegenüber, sie ist nur sein Leib; sie ist nicht in Geist und Materie geschieden, die sich in das Eigentum teilen.“¹⁹ M. E. liefert die Naturphilosophie Schellings und Okens, die sich beide mit Physiologie befassten, Marx zunächst wesentlich das begriffliche Instrumentari-

¹⁶ Vgl. J. Höppner, Marx' Begegnung mit dem Sozialismus und Kommunismus im Zeichen von Hegels historischer Logik, in: Philosophie, Literatur und Politik vor der Revolution von 1848, hg. von L. Lambrecht, Frankfurt a. M. 1996, S. 231ff.

¹⁷ MEGA 2, Bd. I/2, S. 239.

¹⁸ Ebd., S. 240.

¹⁹ L. Oken, Gesammelte Schriften, Berlin 1939, S. 143.

um für das Erfassen der Wechselbeziehung des tätigen Menschen mit der äußeren Natur. Im Marxschen Notizbuch 1844-1847 befindet sich in der Liste der zu beschaffenden Bücher das sechsbändige Werk des bedeutenden Schellingschülers C. F. Burdach „Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft“ (1826-1846).²⁰ Das Werk Burdachs beschreibt detailliert den zeitgenössischen Erkenntnisstand der Lebenserscheinungen, wobei Gesichtspunkte der Dialektik Schellings zugrunde gelegt werden. Bereits Burdach verwendet den Begriff des Stoffwechsels zwischen Organismus und äußerer Natur, dessen sich Marx später bei der Analyse ökonomischer Prozesse bedient.

Marx benutzt bei der Bezeichnung des Zusammenhangs von Mensch und äußerer Natur den auf Schelling zurückgehenden Begriff des Bandes. „Das menschliche Wesen der Natur ist erst da für den gesellschaftlichen Menschen; denn erst hier ist es für ihn da als *Band* mit dem Menschen.“²¹ Marx nutzt den Schellingschen Begriff des „Bandes“ auch in erweiterter Form für die Bezeichnung der Zusammengehörigkeit innergesellschaftlicher Gegensätze und überhaupt sozialer Vermittlungszusammenhänge. Mit dem Begriff des Bandes sucht Schelling den inneren Zusammenhang von Natur und Intellekt wie von Unendlichem und Endlichem zu erfassen. Die Notwendigkeit, die beides miteinander verknüpft, nennt Schelling „das absolute Band, oder die Kopula“.²² Mit diesem Begriff expliziert Schelling im spinozistischen Sinne den durchgängigen inneren Naturzusammenhang, die Einheit der Natur, die Identität in der Totalität.

Die kritische Analyse älterer kommunistischer Gedankengänge lässt Marx zu der Feststellung gelangen, dass der Kommunismus als „positive Aufhebung des *Privateigentums* als *menschlicher Selbstentfremdung* und darum als wirkliche *Aneignung* des *menschlichen Wesens* durch und für d[en] Menschen; darum als vollständige, bewußt und innerhalb des ganzen Reichthums der bisherigen Entwicklung gewordne Rückkehr des Menschen für sich als eines *gesellschaftlichen*, d. h. menschlichen Menschen“ zu fassen sei. „Also die *Gesellschaft* ist die vollendete Wesenseinheit des Menschen mit der Natur, die wahre Resurrektion der Natur, der durchgeführte Naturalismus d[es] Menschen und der durchgeführte Humanismus der Natur.“²³ Marx' Verständnis von „Naturalismus“ und „Humanismus“ lehnt sich an Feuerbachs Materialismus und seine Anthropologie an. Die produktiven gedanklichen Ansätze Feuerbachs aufgreifend, geht Marx weit über dessen gedanklichen Horizont hinaus. Er erweitert die Feuerbachsche Begrifflichkeit bis zu einer kommunistischen Konsequenz. Dem Begriff „Naturalismus“ korrespondiert die volle An-

²⁰ Vgl. MEGA 2, Bd. IV/3, S. 12.

²¹ MEGA 2, Bd. I/2, S. 264. – Auf Anregung Marx' durch Schellings Naturphilosophie verweist A. Schmidt in seiner Arbeit „Der Begriff der Natur in der Lehre von Marx“, Frankfurt a. M. 1962, S. 13 u. 73f.

²² F. W. Schelling, SW, Bd. I/2, S. 456.

²³ MEGA 2, Bd. I/2, S. 263ff.

eignung der positiven Resultate der Menschheitsentwicklung, die unter den Bedingungen des Privateigentums und der entfremdeten Arbeit gewonnen worden sind in Einklang mit den Bedürfnissen des Menschen, „Humanismus“ die volle Emanzipation aller menschlichen Sinne und Eigenschaften. Die humanisierte Natur ist jene, die sich die assoziierten Individuen produktiv und konsumtiv zu ihrem Wohl angeeignet haben. „Wesenseinheit des Menschen mit der Natur“ greift philosophiehistorisch auch weiter zurück, so auf den im Vorfeld der bürgerlichen Revolution entstandenen aufklärerischen Topos von der Entwicklung der Gesellschaft von einem harmonischen Naturzustand über die durch wachsende Arbeitsteilung verursachte vereinseitigte Entwicklung der Individuen zu einem Zustand höchster menschlicher Organisation bei unendlich vielfältigten Kräften und Bedürfnissen unter Ausnutzung von Naturkräften und bewußter Beherrschung der sozialen Prozesse und eben auch auf Schellings spinozistisch geprägte Überzeugung von der Integration des Menschen in den Naturzusammenhang als Bedingung wachsender Freiheit. W. Schmied-Kowarzik bemerkt zutreffend: „Aber im Gegensatz zu Hegel und darin sicher viel stärker Schelling verbunden, erkennt Marx, daß die produktive Tätigkeit, die gesellschaftliche Praxis, nicht nur, indem sie das Menschliche hervorbringt, tätige Negation der Natur ist, sondern dass sie darin auch ein Teil der Produktivität der Natur selbst bleibt, dass die Geschichte der Gestaltung der Welt noch immer Teil der sie übergreifenden Naturgeschichte ist.“²⁴

In auffallend scharfer Diktion kritisiert Marx die in Positionen bürgerlicher Ökonomen enthaltene romantische Naturverklärung und Idyllisierung vorindustrieller Gesellschaftszustände. Die entfremdete Natur sei hier das Resultat der Trennung des Menschen von den natürlichen Produktionsbedingungen durch das feudale Grundeigentum. In ihm sei „die ganze Herrschaft der todtgeschlagenen Materie über d[en] Menschen ausgesprochen“. Marx dechiffriert auf materialistische Weise den religiös-mystischen Topos der entfremdeten Natur, wie er der spätfeudalen Restaurationsphilosophie eigen war (vgl. die Konstruktionen in Schellings Philosophie der „Weltalter“). Erst die Aufhebung des Bodenmonopols stelle die „vernünftige und nicht mehr durch Leibeigenschaft und eine alberne Eigentumsmystik vermittelte gemüthliche Beziehung des Menschen zur Erde her, indem die Erde aufhört, ein Gegenstand des Schachers zu sein“.²⁵

Die von Marx beschriebene Entfremdung von Mensch und Natur bedeutet nicht gleichzeitig eine Entfremdung der Natur bzw. der vom Menschen geschaffenen Technik in sich. Wie E. Bloch in dem Abschnitt „Wille und Natur,

²⁴ W. Schmied-Kowarzik, Das dialektische Verhältnis des Menschen zur Natur. Philosophiegeschichtliche Studien zur Naturproblematik bei Karl Marx, Freiburg/München 1984, S. 69. Es ist ein Verdienst des Autors, in mehreren Arbeiten auf den Zusammenhang von Schellings Naturphilosophie und Marxscher Naturauffassung hingewiesen zu haben. Vgl. auch seine Arbeiten „Von der wirklichen, der seyenden Natur“, Stuttgart-Bad Cannstatt 1996 und (gemeinsam mit H. Immler), Marx und die Naturfrage, Hamburg 1984.

²⁵ MEGA 2, Bd. I/2, S. 231f.

die technischen Utopien“ seines philosophischen Hauptwerks bemerkt, habe sich seit dem Ende der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals in der Naturbetrachtung ein „nicht-organischer, ein entqualifizierender Sinn“ ausgebreitet.²⁶ Die bürgerliche Technik stehe zu den Naturkräften, mit denen sie von außen operiert, in einem reinen Waren-Bezug. Das Natursubjekt, das arbeitende Substrat der Natur, bleibe außer Betracht. „Versöhnung von Mensch und Natur“ soll für Bloch durch Herstellen des Einklangs des menschlichen Willens mit dem Herd der Naturprozesse erfolgen. An die Stelle der äußerlichen solle eine mystische Allianztechnik treten, in der sich der Wille des Menschen mit der Mitproduktivität der Natur vermittele. Für Bloch hat sich die Natur wie die Geschichte noch nicht endgültig manifestiert. Er projiziert die aus den bürgerlichen Produktionsverhältnissen entspringende Naturentfremdung mit der Annahme eines Natursubjekts und einer Willentechnik ins Kosmische, womit die gesamte Realität mystifiziert wird. Seine Kritik der bürgerlichen Naturbeziehung birgt „human-utopische Phantasie“²⁷, doch bleibt sie in einem romantischen Antikapitalismus befangen.

Einheit vom Natur und Geschichte

Nachdrücklich plädiert Marx in den Manuskripten für die Vereinigung von Naturwissenschaft und Philosophie bzw. Geschichtsschreibung. Trotz enormer Fortschritte seien Naturwissenschaft und Philosophie bisher einander fremd geblieben. Die momentane Vereinigung war nur eine „phantastische Illusion“. Marx bezieht sich auf die Versuche Schellings und Okens, die Einheit der Welt mittels einer spekulativen Naturphilosophie zu begründen, die zur Naturerklärung nur eine einzige Ursache, nämlich absolute Produktivität, benötigt. Die Geschichtsschreibung, die sich auf politische Geschichte im engeren Sinne beschränkte, habe auf die Naturwissenschaft nur beiläufig Rücksicht genommen, als Moment der Aufklärung, zur Illustration und unter utilitaristischem Gesichtspunkt. Auf der anderen Seite habe die Naturwissenschaft in den letzten Jahrzehnten durch die Industrie Enormes zur Umgestaltung des menschlichen Lebens geleistet, doch weise sie unter den Bedingungen des Privateigentums eine „entfremdete Gestalt“ auf. Die der bürgerlichen Gesellschaft eigene Trennung von Leben und Wissenschaft sei „von vornherein eine Lüge“. Marx verbindet die anthropologischen Postulate Feuerbachs von der Sinnlichkeit als Basis aller Wissenschaft und kommunistischer Theoretiker vom Primat der menschlichen Bedürfnisse mit Anlehnungen an Schellings Idee einer einheitlichen Wissenschaft als Reflex einer einheitlichen Natur. „Die Geschichte selbst ist ein wirklicher Theil der *Naturgeschichte*, des Werdens der Natur zum Menschen. Die Naturwissenschaft wird später eben so wohl die Wissenschaft von d[em] Menschen, wie die Wissenschaft von d[em] Menschen die Naturwissenschaft unter sich subsumieren: es wird *eine* Wissen-

²⁶ Vgl. E. Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*, Bd. 2, Berlin 1955, S. 194ff.

²⁷ Ebd., S. 264.

schaft sein.“²⁸ Marx wendet sich mit diesen Feststellungen gegen die bürgerlich-positivistische Trennung von Natur und Geschichte, gegen die Unterschätzung entweder von naturwissenschaftlichen oder aber von gesellschaftswissenschaftlichen Erkenntnissen, die das Wissen von der Existenz von „Naturgesetzen“ in der Geschichte, im besonderen der Ökonomie, einschließen. Er betont die soziale Funktion der Wissenschaft. Zweifellos weisen Marx' Bemerkungen gewisse anthropologisch-spekulative und teleologische Züge auf. Im Hintergrund der Feststellungen Marx' stehen auch Auffassungen kommunistischer Theoretiker wie Dézamy, wonach die Wissenschaft von den natürlichen Gesetzen“ mit der „Wissenschaft vom Menschen“, der sozialen Wissenschaft, die von der Kenntnis der menschlichen Fähigkeiten, Leidenschaften und Bedürfnisse ausgeht, verbunden werden müsse.²⁹

Folgerungen aus Marx' Kritik des bürgerlichen Naturverhältnisses

Die produktive menschliche Tätigkeit ist nach Marx in spezifischer Weise in den Naturzusammenhang eingeschlossen. Der Mensch ist „ebenfalls als Naturproduct vorausgesetzt“.³⁰ Im Arbeitsprozess, worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur vermittelt, regelt und kontrolliert, tritt er dem „Naturstoff selbst als eine Naturmacht gegenüber“. Das Natürliche ist „Organ“ menschlicher Tätigkeit, womit der Mensch seine natürliche Gestalt verlängert, „trotz der Bibel“.³¹ Der Mensch könne nur verfahren wie die Natur selbst, nämlich die „Formen der Stoffe“ ändern. Das Verhältnis von Mensch und Natur ordnet Marx in das Problemfeld der materiellen Einheit der Welt, der universellen Naturdialektik, ein.

Natur ist für Marx integrales Moment des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, geschichtlichen Werdens überhaupt. Die kapitalistische Produktion häuft, wie Marx bemerkt, einerseits die geschichtliche Bewegungskraft der Gesellschaft, andererseits stört sie durch planlose Ausplünderung der Natur ohne Rücksicht auf sich ergebende Folgen den Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur, wobei sie zugleich zur „Verwüstung und Versiechung der Arbeitskraft selbst“.³² führt. Weitsichtig erblickt Marx die Gefahr der Naturzerstörung durch die kapitalistische Produktionsweise. Das Verhältnis des Menschen zur Natur müsse antizipatorisch gestaltet werden. „*Anticipation* der Zukunft - wirkliche *Anticipation*, findet überhaupt in der Production des Reichthums nur statt mit Bezug auf den Arbeiter und die Erde. Bei beiden kann durch vorzeitige Ueberanstrengung und Erschöpfung, durch Störung des

²⁸ MEGA 2, Bd. I/2, S. 271f.

²⁹ Vgl. die Anmerkungen von J. Höppner zu: K. Marx, *Ökonomisch-philosophische Manuskripte*, Leipzig 1988, Bes. S. 290.

³⁰ MEGA 2, Bd. II/3.1, S. 548.

³¹ MEGA 2, Bd. II/6, S. 192ff.

³² Ebd., S. 477.

Gleichgewichts zwischen Ausgabe und Einnahme, die Zukunft *realiter* antizipiert und verwüstet werden. Bei beiden geschieht es in der kapitalistischen Produktion.³³ Die Auffassung, dass Marx als Theoretiker des 19. Jahrhunderts ein Vertreter des ungebremsten und unkontrollierten technischen Fortschritts sei, der sich auf die Ausbeutung der Natur gründe, ist ein Irrtum. Vielmehr ist die ökologische Problematik im Fundament der Marxschen Gesellschaftslehre verankert. Sie ist für Marx nicht bloßes Korrektiv temporärer Fehlentwicklungen. Im Abschnitt „Verwandlung von Surplusprofit in Grundrente“ des 3. Bandes des „Kapital“ macht Marx bezüglich der agrarischen Produktion auf die Grenzen der Ausplünderung der Natur aufmerksam. Die Fruchtbarkeit der Natur bilde hier „eine Grenze, oder Basis (Ausgangspunkt)“.³⁴ Die Produktivität der Arbeit ist auch an Naturbedingungen gebunden, die trotz Steigerung der ersten zu geringerer Ergiebigkeit führen, was Fortschritt auf der einen Seite, Rückschritt auf der anderen bewirken kann. Die Abstraktion von den Naturbedingungen der Arbeit, die Annahme, die Arbeit sei einzige Quelle des Reichtums, ist ein Theorem bürgerlich beschränkter Denkers.³⁵

Wie das romantisch-feudale, so lehnt Marx das bürgerlich-utilitaristische Verhältnis des Menschen zur Natur ab. In der kapitalistischen Produktionsweise höre die Natur auf, „als Macht für sich“ anerkannt zu werden, die Naturerkenntnis werde zur „List“, um sie menschlichen Zwecken und Bedürfnissen zu unterwerfen. Die auf das Kapital gegründete Produktion schaffe „ein System der allgemeinen Nützlichkeit ...“, während nichts als *An-sich-Höheres*, *Für-sich-selbst-Berechtigtes* ... erscheint.³⁶ Die kapitalistischen Produktionsverhältnisse erzeugen den Schein, als ob Natur nur Moment unserer eigenen Gesellschaftsgeschichte sei, sie unserer subjektiven Willkür unterworfen werden könne und bloßer Rohstoff industriemäßiger Aneignung sei. Nicht zufällig korrespondieren dem bürgerlichen Weltverhältnis Naturauffassungen hegelianischer oder kantianischer Prägung. In seiner Arbeit „Der Begriff der Natur in der Lehre von Marx“ unterliegt A. Schmidt der Gefahr einer transzendentalphilosophischen Interpretation des Naturbegriffs. Zunächst hebt er richtig die genetische Priorität der äußeren Natur gegenüber Mensch und Bewusstsein hervor. Andererseits gäbe es bei Marx eine „geheime Naturspekulation“: „So sehr alle Natur gesellschaftlich vermittelt ist, so sehr ist freilich umgekehrt die Gesellschaft als Bestandteil der Gesamtwirklichkeit naturhaft vermittelt“.³⁷ Der Naturbegriff erlangt bei A. Schmidt eine arbeitstheoretisch geprägte subjektivistische Fassung: „Die organisierte gesellschaftliche Arbeit ... erweist sich dem Materialismus als die Wahrheit des idealistischen Begriffs

³³ MEGA 2, Bd. II/3.4, S. 1445.

³⁴ MEGA 2, Bd. II/4.2, S. 686.

³⁵ MEGA 2, Bd. I/25, S. 9.

³⁶ MEGA 2, Bd. II/1.2, S. 322.

³⁷ A. Schmidt, *Der Begriff der Natur in der Lehre von Marx*, a.a.O., S. 67.

von Subjektivität“. Bei Marx gehe das „am seitherigen Materialismus ... wahre Moment, daß nämlich Sein und Dingstruktur auf Denken nicht sich reduzieren lasse, verloren“.³⁸ Wie H. H. Holz bemerkt, kommt Bewußtseinsunabhängigkeit, wenn Arbeit als Subjektivität die Weltform und deren Erfahrung konstituiert, nicht über das Kantische Sein des Dings an sich hinaus.³⁹

Angesichts der Begrenztheit der Naturressourcen betont Marx die Pflicht zur Vorsorge für die kommenden Generationen. Vom Standpunkt einer höheren ökonomischen Gesellschaftsformation erscheine das Privateigentum einzelner Individuen am Erdball als „abgeschmackt“. Selbst alle Gesellschaften zusammengenommen seien nicht Eigentümer der Erde. „Sie sind nur ihre *Besitzer*, ihre *usefruitiers* und haben sie als *boni patres familias* den nachfolgenden Generationen verbessert zu hinterlassen.“⁴⁰ Die berühmte Passage aus dem 3. Band des „Kapital“ präzisiert das frühere Marxsche Programm einer „Humanisierung der Natur“. Mit dem zivilisatorischen Fortschritt erweitern sich die Bedürfnisse, damit auch das „Reich der Nothwendigkeit“, mithin auch die Produktivkräfte. Der Stoffwechsel mit der Natur müsse „rationell“ geregelt, die Natur unter die „gemeinschaftliche Kontrolle“ der Menschen gebracht, „mit dem geringsten Kraftaufwand und unter den ihrer menschlichen Natur würdigsten und adaequatesten Bedingungen“ vollzogen werden. „Rationalität“ ist bei Marx inhaltlich verbunden mit Humanität, kollektivem und planvollen Zusammenwirken der Menschen, Bewahrung der Natur auf der Grundlage wissenschaftlicher Durchdringung der Naturprozesse, nicht jedoch mit formaler und profitorientierter Effizienz. Auf der Grundlage, aber jenseits des „Reichs der Nothwendigkeit“, das immer durch „Noth und äussere Zweckmäßigkeit“ bestimmt ist, beginne die menschliche Kraftentwicklung als „Selbstzweck“, das „wahre Reich der Freiheit“.⁴¹

Angesichts der akuten Bedrohung der Natur und des ökologischen Gleichgewichts durch die kapitalistische Profitgesellschaft der Gegenwart erfordert das Überleben der Menschheit gesellschaftliche Existenzformen, die über eine kollektive Vernunft die bewußte Allianz, die Harmonie des Menschen mit der ihn umgebenden Natur gewährleisten. Das schließt einen Paradigmenwechsel in der Entwicklung der Produktivkräfte, eine veränderte Lebensweise, grundlegend veränderte gesellschaftliche Reproduktionsbedingungen ein, erfordert Verhältnisse, in denen „der Zwang einerseits und die Monopolisierung der gesellschaftlichen Entwicklung mit ihren materiellen und intellektuellen Vortheilen für einen Theil der Gesellschaft auf Kosten des andren wegfällt“.⁴²

³⁸ Ebd., S. 96

³⁹ Vgl. H. H. Holz, *Wissenschaftlich-technische Revolution und neues Naturverhältnis*, in: *Geschichtsphilosophie und Ethik*, hg. von D. Losurdo, Frankfurt a. M. 1998, S. 145.

⁴⁰ MEGA 2, Bd. II/4.2, S. 718.

⁴¹ Ebd., S. 838.

⁴² Ebd., S. 837.

Der Entwicklungsgang des Werts

Marx' historisch-kritische Darstellung und Varianten ihrer Interpretation¹

Die Marxsche Theorie, wie sie in den Bänden des „Kapital“ dargestellt ist, ist seit ihrer Veröffentlichung, die Marx nur für den Band I selbst durchgeführt hat, stetig periodenweise neu interpretiert worden und hat zur Konfrontation unterschiedlicher Auffassungen geführt. Einige Varianten der Diskussion der letzten Jahre versuchen, Marx neu zu entdecken und setzen sich das Ziel, gängige Auffassungen, die dieses Jahrhundert prägten, zu überwinden. Diese gängigen Auffassungen finden unterschiedliche Bezeichnungen: „Marxismus“, „traditioneller Marxismus“, „Arbeiterbewegungsmarxismus“ etc.

Ich möchte zunächst darstellen, dass man die Marxsche Theorie selbst in ihrem Entstehungsprozess begreifen muss, damit der von ihm gewählte logische Aufbau des „Kapital“ einsichtig wird, der einen der Anlässe für die Verschiedenheit der Interpretationen darstellt. Danach möchte ich untersuchen, inwieweit die von Marx gewählte Darstellung als Zugriff zur kapitalistischen Wirklichkeit angemessen ist und wo ihre Grenzen liegen. Aus dieser Sicht heraus sollen dann die gemeinsamen Merkmale der unterschiedlichen, sich zum Teil heftig bekämpfenden Varianten der Interpretation der Theorie beleuchtet werden.

1. Marx' Theorie in ihrer Entwicklung

Marx war zwar der erste, der die Bedeutung der ökonomischen Verhältnisse für die gesellschaftliche Entwicklung in voller Schärfe formulierte, trotzdem war ihm die Darstellung einer wissenschaftlichen Theorie zum Zeitpunkt der Veröffentlichung des „Manifest der Kommunistischen Partei“ noch nicht möglich. Die Sichtweise der gesellschaftlichen Verhältnisse wurde philosophisch aus der Kritik an Materialismus und Idealismus heraus begründet und fand ihren deutlichsten Ausdruck in den „Thesen über Feuerbach“. Eine Erfassung der der kapitalistischen Gesellschaft immanenten ökonomischen Triebkräfte war nicht möglich, da gerade die hierfür nötige ökonomische Theorie nicht vorlag.

Die begriffliche Beschränktheit der klassischen Politischen Ökonomie von Smith und Ricardo bestand in der Annahme der überhistorischen Gültigkeit der Gesetze der kapitalistischen Produktion. Sie wurde von Marx und auch von Engels zunächst abgelehnt. In einer 1844 veröffentlichten Kritik an Ricardos Hauptwerk „Über die Grundsätze der Politischen Ökonomie und der Besteue-

¹ Der vorliegende Artikel stellt einen weiteren Beitrag zu einer Diskussion in Z dar, die 1992 mit Beiträgen von Jörg Hahn und Michael Heinrich begonnen wurde. Sie wurde in regelmäßigen Zeitabständen fortgesetzt u.a. mit Beiträgen von Katzenstein, Schimmel/Hügel, Kern, Stamatis, Schaupter, Fülberth, Tesch. Ich betrachte sie durch den vorliegenden Artikel nicht als abgeschlossen.

rung“ hatte Marx die Arbeitswertlehre noch verworfen.² Auch im „Manifest“ wird zwar die Rolle des Proletariats betont, die Rolle von Arbeiterkämpfen jedoch unterschätzt: „Durchschnittspreis der Lohnarbeit ist das Minimum des Arbeitslohns.“³ Hier scheint noch die Auffassung der Physiokraten durch, nach der der Arbeitslohn das Existenzminimum nicht überschreiten kann. Auf der anderen Seite musste die Bedeutung der ökonomischen Krisen damit überschätzt werden. Das „Manifest“ spricht von „Handelskrisen, die die Existenz der ganzen bürgerlichen Gesellschaft in Frage stellen.“⁴ Noch 1857 schrieb Marx angesichts der von ihm bereits 1855 prognostizierten Wirtschaftskrise: „Die Revolution marschiert heran.“⁵ Die Krise setzte erwartungsgemäß ein, aber sie führte nicht zu der erwarteten revolutionären Situation. Insgesamt wird deutlich, dass die kapitalistische Entwicklung noch nicht in ihrer Gesamtheit erfasst werden konnte. Hier deutet sich bereits die Schwierigkeit einer Interpretation an, die meint, den realen gesellschaftlichen Prozess der Entwicklung des Kapitalismus als linearen Prozess, getrieben durch den Widerspruch zwischen Bourgeoisie und Proletariat, zu erfassen. Dieser Widerspruch entsteht mit Beginn des Kapitalismus und verschwindet mit ihm. Aber ein anderer Widerspruch bildet sich erst langsam im Laufe der fortschreitenden Entwicklung heraus: der Widerspruch zwischen den kapitalistischen Produktionsverhältnissen und den sich fortschreitend entwickelnden Produktivkräften. Erst der Reifegrad des letzteren Widerspruchs bringt die Möglichkeit (nicht die Notwendigkeit) grundlegender gesellschaftlicher Veränderungen. Das Erfassen dieses Zusammenhangs war mit den Begriffen des „Manifest“ noch nicht möglich. Es war eine wertheoretische Grundlegung nötig, wie sie später in den Bänden des „Kapital“ angegangen wurde.

2. Die Kritik der Politischen Ökonomie

Die Notwendigkeit, sich mit der Politischen Ökonomie, wie sie damals in der entwickeltsten Form bei Smith und Ricardo vorlag, kritisch auseinanderzusetzen, begründete Marx später in einem Brief an Kugelmann damit, „... daß die Auffassung des Wertverhältnisses stets *dieselbe* war, klarer oder unklarer, mit Illusionen verbrämter oder wissenschaftlich bestimmter. Da der Denkprozeß selbst aus den Verhältnissen herauswächst, selbst ein *Naturprozeß* ist, so kann das wirklich begreifende Denken immer nur dasselbe sein, und nur graduell, nach der Reife der Entwicklung, also auch des Organs, womit gedacht wird, sich unterscheiden.“⁶ Die Menschen stellen also den Spiegel (den Zerrspiegel) dar, der die wirklichen Verhältnisse als gedachte Verhältnisse zurückspiegelt. Die statische Auffassung eines überhistorisch gültigen Wertbegriffs der Klas-

² Vgl. MEGA, Bd. 3, S. 494.

³ MEW, Bd. 4, S. 476.

⁴ Ebd., S. 467/68.

⁵ MEW, Bd. 29, S. 153.

⁶ MEW, Bd. 32, S. 553.

siker entspricht ihrer Auffassung von der Naturgegebenheit der bestehenden Gesellschaft. Umgekehrt musste Marx entsprechend seiner kritischen (im „Manifest“ deutlich formulierten) Auffassung vom Übergangscharakter der kapitalistischen Gesellschaftsordnung entsprechend eine „Kritik der Politischen Ökonomie“ entwickeln, die den Wert in einem Entwicklungsgang begreift, der in seinem eigenen Wesen begründet ist, und die am Wertbegriff der Klassiker ansetzt, nach dem die Arbeitszeit die Substanz des Werts ist.

Der erste Schritt zur Lösung dieser Aufgabe bestand in der Darstellung des Doppelcharakters der Arbeit und damit verbunden in der Aufdeckung der Quelle des Mehrwerts: der Ware Arbeitskraft. Aber damit stellte sich noch einmal eine Schwierigkeit von so grundlegendem Charakter, dass sie uns bis heute beschäftigt: Der Wert erscheint im Kapitalismus in den Formen Ware, Kapital und Produktionspreis. Der Mehrwert tritt als Unternehmerprofit, Kapitalzins und Grundrente in Erscheinung. Da z.B. im Kapitalzins keine Arbeit „steckt“, widerspricht dies der Auffassung von der Arbeit als „Substanz des Wertes“. Marx stellte sich diesem Phänomen in den Manuskripten zu Band III des „Kapital“ mit der Einführung des Begriffs des Produktionspreises und des Durchschnittsprofits (welches Wert- und keine Marktpreiskategorien sind), Untersuchungen, die er zu einem gewissen Abschluss bringen musste, bevor er sich an die Formulierung von Band I machte. Das Ergebnis von Marx' Untersuchungen möchte ich im Kern folgendermaßen zusammenfassen: Wert und Mehrwert existieren im Kapitalismus als jeweils gesellschaftlich Ganzes und verteilen sich anteilig. Im Alltagsbewusstsein erscheint der Zusammenhang verkehrt. Hier ist der Gesamtwert die Summe der Einzelwerte, was im „Kapital“ folgendermaßen ausgedrückt wird: „Der Reichtum der Gesellschaften, in denen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine ungeheure Warensammlung.“⁷ Als „traditionelle Sichtweise“ möchte ich jene Auffassungen bezeichnen, die diese Erscheinung in Form einer „Werttheorie“ (Wert als Eigenschaft der Waren), auf die wissenschaftliche Ebene übertragen, was sich in der Auffassung äußert, der Warenwert sei der Ausgangs- und der Endpunkt des kapitalistischen Produktionsprozesses.

3. Wert und Produktionspreis - die Antinomien des Gleichgewichtspostulats

Als Beispiele möchte ich nun einige alternative traditionelle Preiskalkulationsverfahren vorstellen. Ich greife hier zunächst die Darstellung von Fritz Helmedag auf.⁸ Als Ausgangstableau dient eine Unterteilung der Produktion in drei Produktionssphären, die Ladislaus v. Bortkiewicz vorgenommen hat:

- Sektor I: Produktion von Produktionsmitteln
- Sektor II: Produktion von Konsumtionsmitteln
- Sektor III: Produktion von Luxusgütern (z.B. Gold)

⁷ MEW, Bd. 23, S. 49.

⁸ Fritz Helmedag, Warenproduktion mittels Arbeit, Marburg 1992.

Die in den Sektoren I und II erzielten Profite gehen dabei in Sektor III ein. Es bedeutet:

- c: konstantes Kapital (Rohstoffe, Maschinen, Gebäude etc.)
- v: variables Kapital (Bezahlung der Arbeitskraft)
- m: Mehrwert
- w: Wert der Produkte

V. Bortkiewicz stellt ein Zahlenbeispiel vor und setzt in allen Sektoren die gleiche Mehrwertrate von $m/v = 2/3$ an, also $m = 2/3 \cdot v$.

	c	v	m	w
I	225	90	60	375
II	100	120	80	300
III	50	90	60	200
	375	300	200	875

Wir sehen, dass das Beispiel so gewählt ist, dass in diesem Schema die Summen der Zeilen mit den Summen der Spalten übereinstimmen, d.h. alles, was produziert wird, wird auch wieder von den entsprechenden Sektoren konsumiert. Diese Annahme nenne ich das Gleichgewichtspostulat. Helmedag stellt nun vier alternative Verfahren der Preiskalkulation vor.

1. Sogenannte Marx-Preise

Marx sah sich mit der Tatsache konfrontiert, dass die verschiedenen Sektoren trotz unterschiedlicher organischer Zusammensetzung des Kapitals c/v ähnliche Profitraten realisieren. Dem trug er bei der Kalkulation dadurch Rechnung, dass er den gesamten im Zyklus produzierten Mehrwert zusammenfasste und anteilig wieder auf die Sektoren verteilte, je nach eingesetztem Gesamtkapital $c + v$. Man erhält so den Profit: $p = p'(c + v)$ mit $p' = 200/(375 + 300) = 0,296$. Die Profitrate beträgt also 29,6%. Damit findet die folgende Veränderung statt:

	c	v	m	w	>	c	v	p	=Produktionspreis
I	225	90	60	375		I	225	90	93,3 408,3
II	100	120	80	300		II	100	120	65,2 285,2
III	50	90	60	200		III	50	90	41,5 181,5
	375	300	200	875			375	300	200 875

Marx selbst erkannte, dass mit dieser Transformation nur eine Hälfte der Formverwandlung geleistet wurde, da in die Berechnung des Produktionspreises die „Kostpreise“ als Werte eingehen, obwohl auch diese bereits unter den Bedingungen der Existenz einer Durchschnittsprofitrate produziert wurden, d.h. auch sie müssten bereits in Form von Produktionspreisen eingehen, so

dass bei der von Marx vorgenommenen Gleichsetzung von Wert und Kostpreis „stets ein Irrtum möglich ist“⁹

Marx ist dieser Frage nicht weiter nachgegangen, da sich der einzelne Kapitalist mit der Gesamtheit der auf dem Markt angebotenen Waren konfrontiert sieht, mit der Gesamtmasse des Wertes und dem „mit diesem Wert identische(n) Produktionspreis“.¹⁰ Von Marx' Kritikern wird aber noch ein weiterer Punkt bemängelt, die Tatsache, dass das Gleichgewichtspostulat nicht mehr erfüllt ist, was man daran erkennt, dass die Zeilensummen nicht mehr mit den Spaltensummen übereinstimmen. Man sagt dazu auch: „Das Schema ist nicht mehr reproduktiv.“ V. Bortkiewicz nahm daher eine Umgewichtung der Ausgangsverteilung innerhalb der Kostpreise (c + v) vor. Man erhält damit:

2. Bortkiewicz-Preise

	c	+ v	+ m	= w	>	Kostpreis + Profit = Produktionspreis
..I	225	90	60	375	I	288 96 96 480
II	100	120	80	300	II	128 128 64 320
III	50	90	60	200	III	64 96 40 200
	375	300	200	875		480 320 200 1000

Das Gleichgewicht wurde also wieder hergestellt. Außerdem blieb die Gesamtsumme des Profits (200) bestehen. Allerdings hat sich die Gesamtsumme der Produktionspreise auf 1000 erhöht. Damit hat sich durch eine reine Zahlenmanipulation die Profitrate auf 25 % erniedrigt, ohne dass eine einzige Sekunde mehr oder weniger gearbeitet wurde oder ein einziges Gramm stofflicher Substanz anders produziert worden wäre. Helmedag geht in seiner Kritik noch weiter und stellt fest, dass unter bestimmten Bedingungen ein Ausgleich der Profitraten gar nicht möglich ist. Dies wurde von v. Bortkiewicz selbst eingeräumt: „Die Sache liegt vielmehr so, daß, wenn der Anteil des konstanten Kapitals in diesen Abteilungen ... eine bestimmte Grenze überschritten hat, die Ausgleichung der Profitraten unmöglich wird.“¹¹

Die aufgetretene Problematik resultiert aus dem Anspruch, die Profitraten auszugleichen. Helmedag stellt nun zwei alternative Berechnungsverfahren einander gegenüber: Sraffa - Preisbildung auf der einen Seite und m' - Preisbildung auf der anderen Seite.

3. Sraffa-Preise oder r-Preise

Das Vorgehen von Piero Sraffa besteht nach Helmedag darin, bei der Berechnung der Profite letztlich nur das konstante Kapital zu berücksichtigen,

⁹ MEW, Bd. 25, S. 174.

¹⁰ Ebd., S. 175.

¹¹ Fritz Helmedag, Warenproduktion mittels Arbeit, S. 202.

indem das variable Kapital in die zu seiner Reproduktion notwendigen Konsumtionsmittel aufgelöst wird. Berücksichtigt man also für die Berechnung der Profite nur das konstante Kapital, berechnet also p als das r-fache von c für eine positive Zahl r und stellt anschließend den Gleichgewichtszustand durch entsprechende Gewichtung der Bestandteile der Kostpreise wieder her, erhält man:

	c	+ v	+ m	= w	>	c + v + r·c = Produktionspreis
I	225	90	60	375	I	330 100 120 550
II	100	120	80	300	II	146,7 133,3 53,3 333,3
III	50	90	60	200	III	73,3 100 26,6 200
	375	300	200	875		550 333,3 200 1083,3

Wiederum hat sich die Gesamtsumme der Produktionspreise und damit die Profitrate verändert. Wie bei der Berechnung von v. Bortkiewicz stellt Helmedag auch hier fest, dass diese Preisberechnung für bestimmte Fälle (z.B. für c von II = 0) „unfähig (ist), ein Konkurrenzpreissystem zu erzeugen.“¹²

4. m'-Preise

Damit verbleibt, so Helmedag, nur die Möglichkeit, den Profit auf Basis ausschließlich des variablen Kapitals zu berechnen, also Mehrwerte und Profite gleichzusetzen. Die Mehrwertrate m' legt die Profite fest. Das zu Beginn aufgestellte Reproduktionsschema bleibt damit gänzlich unverändert. Die Werte werden lediglich durch (zahlenmäßig gleiche) Preise ersetzt. „Da das vorgelegte Schema die einfache Reproduktion sichert, wird die Konsistenzbedingung eingehalten.“¹³

Untersuchen wir die Alternative Sraffa - Preise vs. m' - Preise unter ausschließlich mathematischen Aspekten, und vergessen wir für einen Moment, wie die Zeilen und Spalten der Reproduktionsschemata interpretiert werden müssen. Die Reihenfolge der Spalten 1 und 2 und damit der Zeilen 1 und 2 ist für die mathematische Struktur des Schemas gleichgültig. Es handelt sich um eine willkürliche Reihenfolge, die anders herum auch hätte vorgenommen werden können. Wenn man dies jedoch tut, geht die Berechnung der Sraffa - Preise in die der m' - Preise über und umgekehrt. Das bedeutet, dass diese mathematisch isomorph sind.

Helmedags Nachweis der Paradoxien, auf die die Sraffa - Preisbildung führt, beruht auf der Wahl des Ausgangstableaus, das die Mehrwerte durch das variable Kapital festlegt und hierfür ein Gleichgewicht der Zeilen und Spalten fordert. Würde man die Mehrwerte durch das konstante Kapital festlegen und hierfür von einem Gleichgewichtszustand ausgehen, würde sich die Situation

¹² Ebd., S. 203.

¹³ Ebd., S. 199.

genau umgekehrt stellen. Aus der einen Sichtweise heraus muss die andere als falsch erscheinen und umgekehrt. Tautologisch sind beide. Die „Funktions-tüchtigkeit der $m^?$ - Preisbildung bei Verhältnissen, in denen die anderen Verfahren Schiffbruch erleiden“, ist daher der Wahl gerade dieser Ausgangsbedingung verschuldet und deutet nicht etwa „auf ihre generelle Überlegenheit hin“, wie Helmedag behauptet.¹⁴

Die Mathematik, die nur Formbestimmungen kennt, kann nur dann inhaltliche Bezüge richtig illustrieren, wenn diese als zusätzliche Informationen in die Umformungen mit einfließen. So wenig, wie sich das Fallgesetz aus den Peano-Axiomen herleiten lässt, kann man den Wahrheitsgehalt der Arbeitswertlehre mathematisch „beweisen“. Vielmehr müssen inhaltliche Bezüge vorgegeben werden. In den beschriebenen Beispielen war das die Wahl des Ausgangstableaus. Legt man sich darüber keine Rechenschaft ab, ist die Wahl der Ausgangsvoraussetzungen ein reiner Willkürakt. Man kann mathematisch alles Mögliche illustrieren, das ist eben die „Unschuld der Mathematik“.

Georg Fülberth behauptet bezüglich der Berechnungen von Marx: „Bekanntlich hat Marx hier einen Bock geschossen“¹⁵, und die *Forschungsgruppe politische Ökonomie* am Institut für Politikwissenschaft der Philipps-Universität Marburg meint, dass der Vorschlag von v. Bortkiewicz „als grundlegende Berichtigung anerkannt“ sei.¹⁶ Die Flucht in die vagen Formulierungen „bekanntlich“ und „anerkannt“ erweckt Misstrauen. Überprüfen wir also die logische Konsistenz der „Berichtigung“ von L. v. Bortkiewicz.

Georgios Stamatis bezeichnet die Marxsche Lösung als „den ersten Schritt einer iterativen Bestimmung“ und charakterisiert sie als richtig, „denn der Fehler, den sie enthält, betrifft nicht ihr allgemeines Prinzip, sondern ausschließlich nur die Genauigkeit ihrer quantitativen Ergebnisse“.¹⁷ Stamatis verweist auf den logisch-begrifflichen Fehler in v. Bortkiewicz' Argumentation: „Wie man also sieht, setzt der Schluss, dass die Marxsche nicht die richtige Profitrate ist, ihre Verschiedenheit von der Bortkiewicz'schen voraus. Dieser letzte Schluss setzt aber die Richtigkeit der in Rede stehenden ursprünglichen Marxschen Aussagen voraus, denn wären sie nicht richtig, könnte er wohl nicht gezogen werden. So setzt also auch der Schluss, die Marxsche Profitrate sei nicht die richtige, die Richtigkeit der ursprünglichen Marxschen Aussagen voraus und beweist keineswegs, dass sie, wie v. Bortkiewicz bewiesen zu haben meint, falsch sind.“¹⁸

Den gleichen logischen Fehler begeht übrigens auch Jörg Hahn in Z - Nr. 8. Er geht von Marxschen Annahmen aus, kommt nach einigen Operationen zu

¹⁴ Ebd., S. 203.

¹⁵ Junge Welt, 24./25. 4. 1999.

¹⁶ Nach der Wertdiskussion, Marburg 1999, Deckblatt.

¹⁷ Z, Nr. 21 (März 1995), S. 179.

¹⁸ Wolf/Reiner/Eicker-Wolf (Hrsg.), Auf der Suche nach dem Kompaß, S. 32.

dem Schluss, dass sich die Produktionspreise nicht aus den Werten bestimmen lassen und schließt daraus, dass die Marxsche Wertlehre falsch sei. Er als Mathematiker sollte eigentlich wissen, dass man aus Falschem Beliebigen schlussfolgern kann.

Nach so viel Verwirrung muss der Gehalt der auftretenden Antinomien klar dargestellt werden. Er besteht - ohne dass dies von den jeweiligen Autoren immer klar formuliert wird - in der Aufstellung des folgenden Anforderungskatalogs für eine Bestimmung der Produktionspreise:

1. Die Summe der Werte muss der Summe der Produktionspreise entsprechen.
2. Die Summe der Mehrwerte muss der Summe der Profite entsprechen.
3. Das Schema muss in Werten reproduktiv sein.
4. Das Schema muss in Produktionspreisen reproduktiv sein.
5. Es muss eine in allen Branchen einheitliche Profitrate vorliegen.

Diese fünf Anforderungen sind nicht alle gleichzeitig erfüllbar. Stamatis stellt dazu richtig fest: Sollen alle Anforderungen gelten, „dann ist das Gleichungssystem, wenn es sonst richtig formuliert ist, in der Regel überbestimmt und hat keine Lösung.“¹⁹ Zu dem gleichen Schluss gelangt auch Michael Heinrich in Z - Nr. 8.

Wenn man die Antinomien dieses Modells vermeiden will, muss man eine der fünf Anforderungen aufgeben. Welche, ist dabei aus mathematischer Sicht gesehen gleichgültig, und ich betone hier, dass man die Antwort auf die Frage, von welcher der Forderungen denn sinnvoll abzurücken wäre, nicht aus der Mathematik erhalten kann. Betrachten wir nun die möglichen Varianten:

- Bei der ersten der oben angeführten Umformungen ist Forderung 4 nicht erfüllt.

- L. v. Bortkiewicz gibt die Forderung 1 auf, wie aus dem oben angeführten Schema ersichtlich ist. Man könnte auch Forderung 2 aufgeben. Damit würde man das gleiche Schema erhalten, nur durch einen Proportionalitätsfaktor verschieden.

- Helmedag lässt die Forderung 5 fallen.

- Jörg Hahn erklärt die ganze Theorie für falsch. Damit stellt sich das Problem natürlich nicht. Interessanterweise ist die von Michael Heinrich im selben Heft gezogene, angeblich gegenteilige Schlussfolgerung von Hahns Vorgehen gar nicht so verschieden: „Die Beziehungen zwischen Werten und Produktionspreisen sind also wesentlich lockerer als bei der Marxschen (fehlerhaften) Transformation.“²⁰

- Georg Stamatis verwirft indirekt die Forderungen 1 und 2, indem er feststellt: „Die Feststellung, dass die Bortkiewicz'sche und nicht die Marxsche Profitrate die richtige ist, kann man unmittelbar treffen, wenn man weiß, wo-

¹⁹ Ebd., S. 30.

²⁰ Z, Nr. 8 (Dezember 1991), S. 201.

rin der Unterschied zwischen diesen beiden besteht, nämlich dass die Bortkiewicz'sche zu Produktionspreisen und die Marx'sche zu Werten berechnet wird.²¹ Er kommt damit zu einem ähnlichen Schluss wie Michael Heinrich: „the production prices cannot be deduced from the labour values“.²²

– In Z - Nr. 21 stellt Reinhard Schaupteter eine Umrechnung vor, die konsistent ist und 1, 2 und 5 erfüllt. Die Forderungen 3 und 4 werden dabei nicht aufgestellt.

Stellen wir diese Vorgehensweisen den Marx'schen Ausführungen gegenüber. Nirgends hat Marx Gleichgewichtsbedingungen gestellt. Seine in Band III zur Illustration aufgestellten Schemata betrachten nur Produktion und nicht Reproduktion. Das Gleichgewichtspostulat wurde nachträglich aufgestellt, während Marx gerade die Forderungen 1 und 2 betont, und schließlich muss klargestellt werden, dass die oben vorgestellte Umrechnung (sog. Marx-Preise) von Helmedag bzw. von v. Bortkiewicz und nicht von Marx stammt. Die im Zuge der Berechnungen auftretenden Antinomien wurden nachträglich Marx aufgehalst.

Damit kommt das Vorgehen von Schaupteter dem Marx'schen Vorgehen noch am nächsten. Wir werden gleich sehen, worin die Vorteile der Marx'schen Darstellung liegen. Zunächst aber noch eine Bemerkung zu den Unterschieden der Herangehensweisen der anderen Ausführungen. Die Kritiken von Stamatis und von Helmedag sind immanent. Sie beziehen sich auf das mathematische Modell. Hahn und Heinrich hingegen brechen aus dem Modell aus und weisen auf die Realität.

Kommen wir zu den Vorzügen, die die Marx'sche Darstellung trotz der von ihm selbst eingeräumten Irrtümer im Einzelfall besitzt. In seinen Schemata sind Zahlenwerte für die Abweichungen der Produktionspreise von den Wertgrößen angegeben, die für den Einzelfall falsch sind. Sie geben aber eine Tendenz richtig wieder: Die Tendenz des Werttransfers von den Branchen mit geringer organischer Zusammensetzung hin zu den Branchen mit hoher organischer Zusammensetzung des Kapitals. Ich gebe hier ein Schema von Marx wieder. Er betrachtet drei verschiedene Branchen, die eine unterschiedliche organische Zusammensetzung des Kapitals aufweisen. (Die Einteilung hat nichts mit derjenigen von v. Bortkiewicz zu tun.)²³

	Kostpreis(c+v)	Mehrwert	Profit	Profiträte	Produktionspreis	Wert	Abweichung
I	80 + 20	20	20	20%	120	120	0
II	90 + 10	10	20	20%	120	110	+10
III	70 + 30	30	20	20%	120	130	-10

²¹ Auf der Suche nach dem Kompaß, S. 33.

²² Nach der Wertdiskussion, S. 109.

²³ MEW, Bd. 23, S. 174.

Das Beispiel ist so gewählt, dass Sektor I die durchschnittliche organische Zusammensetzung aufweist, Sektor II eine höhere und Sektor III eine niedrigere. Die dargestellte Abweichung Wert-Produktionspreis ist also von der Tendenz her an die Unterschiede in der organischen Zusammensetzung gekoppelt.

Bei der „Berichtigung“ von v. Bortkiewicz ist dies nicht mehr in dieser klaren Form erkennbar. Lässt man sich umgekehrt auf die Schlussfolgerung von Helmedag ein, so muss es unerklärlich bleiben, warum in der zeitlichen Entwicklung der kapitalistischen Produktion eine Tendenz zur immer weiteren Erhöhung der organischen Zusammensetzung des Kapitals vorliegt. Setzt man nämlich Mehrwerte und Profite gleich, ist man mit jedem Akt einer Erhöhung der Produktivität mit zwei gegenläufigen Tendenzen konfrontiert: Zum einen erhöht sich mit einer Ersetzung der Arbeitskraft durch verbesserte Technik die Mehrwertrate. Zum anderen ist diese Neuerung mit einer Erhöhung der organischen Zusammensetzung des Kapitals verbunden, was einer Erhöhung der Profiträte wieder entgegen wirkt.

Anders sieht die Sache beim Vorliegen einer allgemeinen Profiträte aus. Hier mündet eine Erhöhung der Produktivität durch die Absenkung des Kostpreises in die Realisierung einer individuellen Profiträte, die - zumindest für einen gewissen Zeitraum - über dem Durchschnitt liegt, und hierin liegt der entscheidende Antrieb für eine Erhöhung der Produktivität.

Fassen wir zusammen: Marx geht von der Totalität des Wertes in der hochvergesellschafteten industriellen kapitalistischen Produktion aus, was sich mathematisch in der Betonung der oben aufgelisteten Forderungen 1 und 2 äußert. Seine Schemata illustrieren die Aufteilung auf verschiedene Zweige und sind nicht etwa Berechnungen von Preisen aus (gegebenen) Werten. V. Bortkiewicz und seine Nachfolger gehen diesen Paradigmenwechsel gegenüber der klassischen Politischen Ökonomie nicht mit und versuchen wie diese, vom Wert des Einzelproduktes auszugehen. Die diesem Vorgehen zugrundeliegende Auffassung vom Wert habe ich daher als „traditionelle Sichtweise“ gekennzeichnet. Sie ist der Marx'schen diametral entgegengesetzt, und in der Behauptung, das Modell von v. Bortkiewicz sei eine Berichtigung der Schemata von Marx besteht der eigentliche „Bock“, der hier geschossen wurde.

In der „traditionellen Sichtweise“ erschöpft sich die Funktion des Wertes im allgemeinen darin, das Austauschverhältnis der Waren zu regulieren. Marx wird die „Entdeckung“ der Quelle des Mehrwertes zugeschrieben. Eine nicht minder wichtige „Entdeckung“ wird jedoch häufig übersehen: die von ihm beanspruchte Lösung des „Geldrätsels“. Marx: „Der Wert der Ware als Grundlage bleibt wichtig, weil das Geld nur aus diesem Fundament heraus zu entwickeln und der Preis seinem allgemeinen Begriff nach zunächst nur der Wert in Geldform ist.“²⁴

²⁴ MEW, Bd. 25, S. 203.

W. S. Wygodski weist darauf hin, dass in der Enthüllung dieses Zusammenhangs „eine der wesentlichsten Aufgaben der Werttheorie“ besteht. „Marx faßte das Verständnis der Kategorie ‘Geld’ als Kriterium dafür auf, ob das Wesen des Werts tatsächlich begriffen ist.“²⁵ Gehen wir also diesem „Wesen des Werts“ weiter nach.

4. Die Kritik der traditionellen Sichtweise und der Pessimismus der Kritischen Theorie

Die Positionen der Frankfurter Schule (Horkheimer, Adorno, Marcuse, Pollock, Löwenthal u.a.), die sich um die Zeitschrift für Sozialforschung gruppierte, müssen zunächst als Versuch interpretiert werden, den gesellschaftlichen Entwicklungen der 30er Jahre dieses Jahrhunderts Rechnung zu tragen, die in den entwickelten kapitalistischen Staaten durch einen verstärkten Eingriff des Staates in das ökonomische System und in der Sowjetunion durch Lenkung der ökonomischen Sphäre der Gesellschaft durch einen bürokratischen Apparat gekennzeichnet waren. Ausgangspunkt war Anfang der 30er Jahre eine Kapitalismuskritik, die Ende der 30er und in den 40er Jahren immer stärker in eine Ideologiekritik überging, die einhergehend mit einer zunehmend pessimistischen Sichtweise der gesellschaftlichen Realität entgegengesetzt wurde. Diese Sichtweise wurde von Marcuse mit der Formulierung „Eindimensionalität“ der Gesellschaft zusammengefasst. Ich möchte nachweisen, dass dieser Sichtweise ein Wertbegriff zugrunde liegt, der die Schwächen der „traditionellen Sichtweise“ zwar wahrnimmt, diese letztendlich aber nicht überwindet und ihr verhaftet bleibt.

Friedrich Pollock beginnt mit einer traditionellen Interpretation der Weltwirtschaftskrise. Da die Selbstregulierung nicht mehr funktionierte, sei das System des freien Marktes nicht mehr aufrecht zu halten gewesen, an seine Stelle sei jedoch nicht der Sozialismus getreten, sondern ein durch staatliche Intervention „geplanter“ Kapitalismus, in dem Markt und Privatbesitz an Bedeutung verloren haben. Mit dem so entstandenen „Staatskapitalismus“ seien die ökonomischen Gesetze außer Kraft gesetzt.

Zukunftsperspektiven sind damit nicht mehr ökonomisch ableitbar. Max Horkheimer schlussfolgert: „Die bei Marx auftretenden Begriffe wie Ware, Wert und Geld können als Gattungsbegriffe fungieren ... Aber die (kritische – H.-J.S.) Theorie selbst erschöpft sich nicht darin, die Begriffe über Hypothese auf die Realität zu beziehen. ... Der Begriff der Notwendigkeit ist in der kritischen Theorie selbst ein kritischer; er setzt den der Freiheit voraus, wenn auch nicht als einer existierenden.“²⁶ Bei aller Kritik der „traditionellen Sichtweise“ bleibt die „kritische Theorie“ jedoch gerade bei den von Horkheimer bemühten Begriffen „Ware, Wert und Geld“ genau dieser traditionellen Sichtweise verhaftet. Dies tritt auch bei Herbert Marcuse hervor: „Der technologi-

²⁵ W.S. Wygodski, Die Geschichte einer großen Entdeckung, Berlin 1967, S. 54.

²⁶ Max Horkheimer, Traditionelle und kritische Theorie, Frankfurt/M. 1992, S. 242 und 247.

sche Wandel scheint ... die Theorie der Mehrwertbildung ungültig zu machen. ... Die Maschine ist die Verkörperung menschlicher Arbeitskraft. ... Nun scheint die Automation das Verhältnis von toter und lebendiger Arbeit qualitativ zu ändern; sie strebt dem Punkt zu, wo die Produktivität durch die ‘Maschine’ bestimmt wird und nicht durch die individuelle Arbeitsleistung. Überdies wird gerade deren Messung unmöglich.“ Er beruft sich hierbei auf Serge Mallet: „Automation im weitesten Sinne bedeutet im Effekt das Ende der Messung der Arbeit.“²⁷ Mit der Charakterisierung der Gesellschaft als „Eindimensionale Gesellschaft“ wird eine der Gesellschaft inhärente Widersprüchlichkeit, die der Motor für die Entwicklung ist, geleugnet. Der „Wert“ findet in der Darstellung der Kritischen Theorie keine Erwähnung mehr, weil ihm keine Bedeutung mehr in einer statisch gewordenen Gesellschaft zukommt. Damit ist die Kritische Theorie aber gerade mit dem Wert nicht fertig geworden und identifiziert ihn mit dem Wertbegriff der traditionellen Sichtweise. Die Kritische Theorie ist eine Kritik des traditionellen Wertbegriffs vom Standpunkt des traditionellen Wertbegriffs aus. Sie sitzt weiterhin dem Fetischcharakter der Ware auf, der Auffassung, der Wert sei eine Eigenschaft der Ware.

In den letzten Jahren ist zunehmend eine Position in die Diskussionen gerückt, die von der Gruppe um die Zeitschrift „Krisis“ (Hauptexponent: Robert Kurz) vorgestellt wird. Auch hier wird die Auffassung vertreten, dass mit der neueren technischen Entwicklung der Wert nicht mehr das entscheidende Moment der Entwicklung darstellt, „obsolet“ geworden ist. Dies führt dazu, dass das Kapital zunehmend gezwungen ist, sich in spekulativen Bereichen anzusiedeln („Kasinokapitalismus“) – ein Vorgang, der über kurz oder lang zum Kollaps führen muss. Es ist nicht mehr von Kapitalismus die Rede, sondern von „Moderne“. Das theoretische Szenario mag den z.Zt. tatsächlich zu beobachtenden Krisenerscheinungen der Finanzmärkte entsprechen, aber auch hier wird dem Wert als „Fetischismus“ abgetan, was zeigt, dass man gerade mit dem Wert nicht fertig geworden ist. Man geht von dem traditionellen Wertbegriff aus, zeigt, dass die neueren Entwicklungen, die – nebenbei bemerkt – so neu gar nicht sind, sich mit dieser traditionellen Sichtweise nicht mehr adäquat erfassen lassen und kommt dann zu dem Schluss, dass der Wert perspektivisch gar nicht mehr existiert. Die Einfachheit und Radikalität zugleich, die die Positionen der Krisis-Gruppe aufweist, gekoppelt mit einem gehörigen Maß an Überheblichkeit in der sprachlichen Darstellung, mag der Grund dafür sein, dass diese Auffassungen besonders bei jungen Intellektuellen auf Resonanz stoßen, aber die ständig wiederholte Kritik des „Fetischismus“ leistet gerade die wissenschaftliche Fassung dessen, was Fetisch ist, nicht. Es ist eine Kritik des Fetischismus von Standpunkt des Fetichs aus.

²⁷ Herbert Marcuse, Der eindimensionale Mensch, Neuwied und Berlin 1967, S. 48.

5. Fetisch und Entfremdung

Marx spricht im Laufe seiner Darstellung in Bd. I des „Kapital“ mehrere Aspekte des „Fetischismus“²⁸ an, die er für den Leser nicht klar und systematisch trennt. Die Darstellung enthält zwar schon alle Aspekte, ist in ihrer Begrifflichkeit aber noch nicht fertig. Das beginnt schon am Anfang. Marx spricht von der Ware als einem „sinnlich übersinnlichen Ding“ und vom „mystischen Charakter“ der Ware. Dieser besteht darin, dass den Produzenten das gesellschaftliche Verhältnis zur Gesamtarbeit als ein „außer ihnen existierendes gesellschaftliches Verhältnis von Gegenständen“ erscheint.²⁹ „Es ist nur das bestimmte gesellschaftliche Verhältnis der Menschen selbst, welches hier für sie die phantasmagorische Form eines Verhältnisses von *Dingen* annimmt.“

In der weiteren Darstellung schildert er die Konsequenz und verändert seine Wortwahl: „Den letzteren (den Produzenten) erscheinen daher die gesellschaftlichen Beziehungen ihrer Privatarbeiten als das, was sie sind, d.h. nicht als unmittelbar gesellschaftliche Verhältnisse der Personen in ihren Arbeiten selbst, sondern vielmehr als sachliche Verhältnisse der Personen und gesellschaftliche Verhältnisse der *Sachen*.“³⁰ Das Begriffspaar Verdinglichung/Versachlichung, wird von Tomonaga Tairako aufgegriffen und bildet den Kern seiner Entfremdungstheorie. „Bei der Versachlichung handelt es sich um die Verkehrung der Verhältnisse zwischen Menschen in solche zwischen Sachen, während es sich bei der Verdinglichung um das Verschwinden der Dimension der gesellschaftlichen Verhältnisse in die der dinglichen Eigenschaften handelt.“³¹

Dieser hier angesprochene Aspekt der „Verdinglichung“ wird auch von Marx am Ende seiner Ausführungen angesprochen: „Könnten die Waren sprechen, so würden sie sagen, unser Gebrauchswert mag die Menschen interessieren. Er kommt uns nicht als Dingen zu. Was uns aber dinglich zukommt, ist unser Wert.“³² Marx führt seine Analyse hier aber nicht weiter und untersucht den Vorgang nicht in seiner Notwendigkeit. Er stellt lediglich fest: „Bisher hat noch kein Chemiker Tauschwert in Perle oder Diamant entdeckt.“³³ Damit endet das Fetischkapitel ähnlich abrupt wie es begonnen hat.

Die Art der Darstellung suggeriert, das Phänomen des Fetischs sei damit erledigt. Das kann dazu verleiten zu übersehen, dass die Agenten der Produktion gezwungen sind, den Wert dem Gegenstände zuzuordnen, sonst könnten sie gar nicht rational tauschen. Marx selbst verweist indirekt darauf, dass die ein-

²⁸ MEW, Bd. 23, S. 87.

²⁹ Ebd., S. 86.

³⁰ Ebd., S. 87, Hervorhebung von mir.

³¹ Tomonaga Tairako, Materialismus und Dialektik bei Marx, in: Quaas (Hrsg.), Elemente zur Kritik der Werttheorie, Frankfurt/M. 1997, S. 45.

³² MEW, Bd. 23, S. 97.

³³ Ebd., S. 98.

fache Darstellung des Sachverhaltes nicht ausreicht. „Um daher eine Analogie zu finden, müssen wir in die Nebelregionen der religiösen Welt flüchten.“³⁴ Tairako fasst seine Begriffsbildung als Bestandteil einer Entfremdungstheorie auf. Auffällig ist, dass der Begriff Entfremdung im Fetischkapitel von Marx nicht vorkommt, hingegen Tairako nicht mehr von Fetischisierung spricht. Ich möchte Tairako widersprechen. Er spricht vom „Verschwinden der Dimension der gesellschaftlichen Verhältnisse in dingliche Eigenschaften.“ Diese Eigenschaften haben aber nie real existiert.

Angesichts der heute zur Verfügung stehenden Begrifflichkeit fordere ich, dass man „die Nebelregionen“ des Warenfetischs besser erkundet. Marx stellte zunächst fest, dass der Preis „zunächst nur der Wert in Geldform“ ist. Daher die folgende, vorläufige Charakterisierung des Werts: Wert ist das, was der Mensch in Geldform ausdrückt.

Diese Sichtweise hat Konsequenzen. Wie kann der Wert relativ und trotzdem objektiv sein? Für das Alltagsbewusstsein liegt die Sache einfach. Die Waren sind die Vermittler zwischen den Tätigkeiten der einzelnen Menschen, und in diesem Sinne ist auch das Geld „nur“ eine Ware. Aber die Sonderrolle des Geldes bewältigt das Alltagsbewusstsein damit, dass es dem Geld die Rolle des Vermittlers schlechthin zuschreibt. Demgegenüber erscheinen umgekehrt die anderen Waren jeglichen gesellschaftlichen Charakters beraubt. Sie sind einfach nur Dinge. Dinge, die Gebrauchswerte *sind* und die Tauschwert *haben*.

Somit muss klar sein, dass der Wert nicht existieren kann, ohne Fetisch zu sein. So wie eine entwickelte Warenproduktion die objektive Voraussetzung für den Wert ist, ist der Fetisch die subjektive Voraussetzung (Subjekt hier in seiner wörtlichen Bedeutung: das Unterworfenen). Es ist also nicht nur kein Widerspruch, dass der Wert sowohl objektiv als auch relativ sein kann. Die Sache liegt vielmehr so, dass er überhaupt nur in dieser Weise existieren kann. Damit muss die traditionelle Sichtweise als eine Sichtweise charakterisiert werden, die den objektiven Aspekt des Werts verabsolutiert. Theoretiker, die die Unzulänglichkeit einer derartigen Sichtweise erahnen, aber begrifflich nicht damit fertig geworden sind (wie die Frankfurter Schule oder auch Robert Kurz), stoßen an den Punkt, dass sie die Existenz des Werts selbst in Frage stellen müssen.

6. Der Wert im Entwicklungsgang

Um zu verstehen, was „Wert“ ist, muss man verstehen, dass er in unserem Bewusstsein auf dem Kopfe steht. Die Gesamtheit des gesellschaftlich produzierten Wertes erscheint uns als Summe der Werte der einzelnen Waren. Der Wert erscheint, indem er sich verbirgt. Alternativen zu diesem Ausgangspunkt müssen den Wert der einzelnen Waren zum Ausgangspunkt nehmen. Sie erliegen damit dem Fetisch und sind als „traditionell“ einzustufen.

³⁴ Ebd., S. 86.

Der Entwicklungsgang des Werts im Kapitalismus hatte seinen Anfangspunkt in der Einführung der Manufaktur. Diese bestand aber nur darin, durch eine Effektivierung der Arbeitsteilung die Spezialisierung auf eine bestimmte Tätigkeit auf die Spitze zu treiben und dadurch die Fähigkeiten des einzelnen Arbeiters besser auszunutzen. Es liegt hier noch keine innere Dynamik der Verwertung vor. Die Manufaktur liefert lediglich das Ausgangskapital für die Einführung der modernen Maschinerie. Das spezifisch neue der Maschinerie besteht in der Ersetzung lebendiger Arbeit. Erst von hier ab stehen die Verhältnisse vollständig auf dem Kopf: Nicht mehr der Mensch, die Technik scheint den Entwicklungsgang der Dinge zu bestimmen. Der Mensch wird zum Anhängsel der Maschine, und man spricht von „intelligenten Technologien“. Die tote Arbeit scheint die lebendige zu bestimmen.³⁵

An diesem Punkt kommt die Dynamik des Werts zur Entfaltung. Der Antrieb zur Erhöhung der Produktivität erfolgt - wie oben gezeigt - vor dem Hintergrund einer sich immer wieder neu herausbildenden allgemeinen Profitrate. Hat aber ein Produzent eine produktivere Technik eingesetzt, so ist sein Vorsprung nur von kurzer Dauer. Die anderen Produzenten sind gezwungen nachzuziehen, wenn sie nicht im Konkurrenzkampf unterliegen wollen, und dies führt wieder zu einem Ausgleich der Profitraten auf höherem Niveau. Die reale „Transformation“ muss also folgendermaßen gefasst werden: Der Entwicklungsgang des ökonomischen Systems besteht in einem Prozess der ständigen Verletzung und Wiederherstellung eines Gleichgewichtszustandes. Die Naturhaftigkeit dieses Prozesses führt Hermann Jacobs zu seiner Charakterisierung des Wertgesetzes: „Das Wertgesetz besagt, dass ein für die Herstellung eines bestimmten und in der Produktion nun wiederholten Produkts einmal erreichter Arbeitsaufwand mindestens mitwiederholt wenn nicht gar gesenkt werden muss.“³⁶ Man muss sich darüber in Klaren sein, dass auf jeder neu erreichten Stufe der Produktivität zwar der Reichtum an produzierten Waren, nicht aber die Gesamtmasse an neu geschaffenen Wert gestiegen ist. Die Dynamik des Kapitalismus besteht also nicht in der fortlaufenden Vermehrung des neu geschaffenen Werts, wie man gemäß der traditionellen Sichtweise annehmen sollte, sondern in dem dem Willen der einzelnen Akteure entzogenen Zwang, die Produktivkräfte fortlaufend zu revolutionieren und damit die organische Zusammensetzung des Kapitals zu erhöhen. Bei aller Unzulänglichkeit der Marxschen Darstellung lässt sich diese Dynamik anhand seiner Modelle richtig illustrieren, bei den anschließenden „Berichtigungen“ nicht mehr. Kapital ist sich selbst verwertender Wert, der sich im Entwick-

³⁵ Marx sagte in einer Rede auf der Jahresfeier der Zeitung "The People's Paper" am 14. April 1856 in London: "In our day, everything seems pregnant with its contrary. Machinery gifted with the wonderful power of shortening and fructifying human labour, we behold starving and overworking it. The new-fangled sources of wealth, by some weird spell, are turned into sources of want ... All our invention and progress seem to result in endowing material forces with intellectual life, and in stultifying human life into a material force." Zitat nach Moishe Postone, *Time, labor and social domination*, Cambridge 1996, S. 348.

³⁶ Hermann Jacobs, *Genosse Ware?*, Berlin 1996, S. 20.

lungsgang in Richtung auf einen paradoxen „Traum“ bewegt, den er nie erreichen kann, einen Zustand des Produzierens ganz ohne Arbeiter.

7. Schlussfolgerungen

Die hier dargestellte innere Dynamik des Kapitalismus ist qualitativ neu gegenüber den vorangegangenen Klassengesellschaften: Weder der Feudalismus noch die Sklavenhaltergesellschaften besaßen diese innere Dynamik und unterstanden dem Wert in seiner Totalität. Alternativen konnten sich daher bereits innerhalb dieser Gesellschaften herausbilden. Der Kapitalismus scheint dies nicht zuzulassen, aber er ist keineswegs eindimensional, wie er denjenigen erscheinen muss, die meinen, für die Entwicklung seien keine ökonomischen Gesetze mehr verantwortlich und die Eigentumsverhältnisse spielten keine Rolle mehr. Letztere sind vielmehr die Voraussetzung für den Entwicklungsgang des „sich selbst verwertenden Werts“. Aber damit muss auch jeglicher Zusammenbruchstheorie eine Absage erteilt werden.

Im Kapitalismus wird „Reichtum“ mit Wert gleichgesetzt. Wert kann man nicht „abschaffen“. Aber mit dem Reifegrad seiner Entwicklung eröffnet der Kapitalismus die Möglichkeit (nicht die Notwendigkeit) eines Gesellschaftszustandes, in dem „Reichtum“ als „materieller Reichtum“ angesehen wird. Damit wäre der Wert zwar nicht „abgeschafft“, aber er wäre nicht mehr Totalität.

Die Welt wandelt sich.

Gentechnik, Elektrosmog, Tierversuche,



Bioethik - so aktuelle Stichworte. Bei uns



finden Sie die dazugehörigen Informationen.



Nur wer informiert ist, kann sich auseinandersetzen.

Katalog abfordern, jetzt!

Postfach 15 02 34

40079 Düsseldorf

Fax 0211 - 26 11 220

Mail oe Konzept@mail.isis.de

BÜCHER/VIDEOS/CD-ROM
MENSCH+UMWELT
SPEZIALVERSAND

Die Allianz GM-Fiat und der Widerstand der Bochumer Opel-Belegschaft

„Die Opel-Belegschaft hat mit ihrem Protest gegen die Allianz vergangene Woche das Kalkül der GM-Konzernherren durchkreuzt ... Der Coup der deutschen Betriebsräte dürfte das Ziel der US-Boys, unrentable Werke dicht zu machen und die übrigen besser auszulasten, auf Jahre blockieren.“ (Financial Times Deutschland vom 19.06.00). Mit diesen bemerkenswerten Sätzen kommentierte die Zeitung des Großkapitals eine zweitägige Arbeitsniederlegung der Bochumer Opel-Belegschaft. Vorausgegangen war die überraschende Nachricht über eine strategische Allianz der beiden Autokonzerne GM und Fiat und die Bildung von Joint Ventures zwischen beiden Konzernen. Aus dem Bochumer Werk sollten 2.000 Beschäftigte in die Joint Ventures übernommen werden. Auch weitere Opel- und europäische GM-Werke waren betroffen. Vom 14. bis 16. Juni dieses Jahres haben die Beschäftigten von Opel-Bochum gegen die befürchtete Zerschlagung der Opel-Werke und gegen eine Spaltung der Belegschaft spontan und erfolgreich protestiert.

Autokonzerne im Fusionsrausch

In den letzten Jahren wurden durch die Automobilkonzerne gewaltige Produktionskapazitäten aufgebaut. Vor allem der Bau neuer Automobilwerke in Asien und Südamerika sowie in den osteuropäischen Ländern hat das Problem weltweiter Überkapazitäten verschärft, die bei ca. 12 Millionen (allein in Westeuropa nach Berechnungen des IMB bei 4,5 Millionen Fahrzeugen) liegen. Bei Opel gibt es in den europäischen Werken zusätzliche Produktionskapazitäten für jährlich 190.000 Astras. Die Überkapazitäten verschärfen den Kampf um Marktanteile, insbesondere in Westeuropa und Nordamerika.

Durch Fusionen und Kooperationen wollen sich die Automobilkonzerne im erbitterten Kampf um Marktanteile in ihrer Wettbewerbsstellung besser positionieren. Zwangsläufig häufen sich spektakuläre Fusionen und Kooperationen zwischen den Automobilkonzernen: BMW mit Rover, VW mit Audi, Skoda und Seat, Daimler mit Chrysler, Renault mit Nissan, Ford mit Volvo, Mazda, Daewoo und Jaguar. Dieser Kaufrausch der Konzerne wird andauern. In zehn Jahren könnte sich die Zahl der bisher 15 unabhängigen Automobilhersteller auf sieben bis acht Unternehmen reduziert haben.

In diesem Fusions- und Kaufrausch spielt GM als weltgrößter Automobilkonzern eine maßgebliche Rolle. Neben den amerikanischen Marken Buick, Chevrolet, Cadillac u.a. gehören in Europa Opel, Vauxhall und Saab sowie die japaner Isuzu, Suzuki und Subaru zum GM-Verbund. Bereits seit längerem wurde über den Einstieg des GM-Konzerns in einen weiteren europäischen Automobilkonzern spekuliert.

Trotzdem überraschte die Nachricht Mitte März über eine Allianz zwischen GM und dem italienischen Autokonzern Fiat. Vorausgegangen waren monatelange Geheimverhandlungen unter Beteiligung des Vorstandsvorsitzenden von Opel (Robert Hendry), der erst wenige Stunden vor der offiziellen Bekanntgabe den Opel-Vorstand über den zukünftigen Konzernverbund GM/Fiat informierte. Zukünftig übernimmt GM einen Anteil von 20 Prozent des FIAT-Aktienkapitals, während Fiat im Gegenzug 5,1 Prozent der Aktien von GM erhält. Gleichzeitig wurde eine Option vereinbart, dass Fiat ab 2004 innerhalb einer fünfzehnjährigen Frist ganz von GM übernommen werden kann.

Hintergründe der GM-FIAT-Allianz

Während mit einem Einstieg von GM in der europäischen Oberklasse gerechnet wurde (was für die nächsten Monaten nicht auszuschließen ist), kam die Allianz mit Fiat überraschend. Damit erreichen beide Unternehmen in Europa einen Marktanteil von über 20 Prozent und überholen mit einem Schlag alle anderen Automobilkonzerne. Mit Fiat wurden gleichzeitig die Marken Lancia und Alfa-Romeo an den GM-Konzern angegliedert. Damit ergeben sich eine Reihe von Überschneidungen im Produktionsangebot.

Kleinwagen:	Opel-Corsa, Fiat-Punto, Lancia-Ypsilon
Kompaktklasse:	Opel-Astra, Fiat-Bravo
Untere Mittelklasse:	Opel-Vectra, Fiat-Marea, Lancia-Lybra
Obere Mittelklasse:	Opel-Omega, Lancia-Kappa
Vans:	Opel-Zafira, Fiat-Multipla, Lancia-Zeta

Vor allem dadurch verstärkte sich die Furcht in der Opel-Belegschaft, dass durch den Austausch von Komponenten (z.B. Motoren und Getrieben) sowie durch eine bessere Auslastung der Opel- und Fiat-Werke unrentable Produktionswerke geschlossen werden könnten.

Der Opel-Vorstand versuchte zu beruhigen und erklärte in einem Brief an alle Opel-Beschäftigte, dass die Allianz die Adam Opel AG stärken würde. Gleichzeitig hieß es aber auch: „In den nächsten Monaten wird Inventur gemacht!“. 22 Arbeitsgruppen sollten innerhalb der nächsten 30 bis 60 Tage die Werke von GM/Opel und Fiat vergleichen und größtmögliche Einsparungspotentiale ermitteln.

Ansatzpunkte für Synergien sieht der Konzern durch gemeinsam entwickelte und gefertigte Antriebsaggregate und Komponenten sowie in der Einkaufspolitik. Von Beginn an war die Gründung von vorerst zwei Joint Ventures geplant, für die anfangs als Anteilseigner zu je 50 Prozent ausschließlich GM und Fiat festgelegt waren.

Als erstes sollen die bisher zur Opel AG gehörenden Bereiche Motor und Getriebe sowie Einkauf den Joint Ventures angegliedert und zu GmbH's umge-

wandelt werden. Betroffen sind ca. 4.500 Beschäftigte von Opel. Darunter sind 1.500 Opel-Beschäftigte des Internationalen Entwicklungszentrums (ITEZ) und 800 Beschäftigte des Einkaufs in Rüsselsheim, 1.100 Beschäftigte aus dem Bochumer Motoren- und Getriebebau und 1.100 Beschäftigte der Motorenfertigung des Werkes Kaiserslautern. Den Joint Ventures/GmbH's übergeordnet ist eine Holding in den Niederlanden. Insgesamt könnten zukünftig 30.000 Beschäftigte von GM/Opel und Fiat aus den Stammwerken ausgegliedert und den neugebildeten Joint Ventures/GmbH's zugeordnet werden.

Als strategische Zielsetzung der Allianz ist eine Kooperation für die Bereiche Einkauf und Komponenten sowie die Entwicklung und Produktion gemeinsamer Fahrzeuge geplant. Fiat will für ein zukünftiges gemeinsames Auto den gesamten Unterbau bis zum Armaturenbrett und gemeinsamen Blechkleid bauen. In frühestens vier Jahren plant Fiat die ersten gemeinsam mit Opel und Saab entwickelten Modelle produzieren zu können. Gleichzeitig wurde angekündigt, dass zukünftig Motoren für Fiat bei Opel, aber auch umgekehrt bei Fiat für Opel produziert werden können.

In ersten Stellungnahmen formulierten beide Konzerne ihre Profiterwartungen. In drei Jahren erhofft man bei einem Fahrzeugabsatz von vier Millionen PKW pro Jahr und einem Einkaufsvolumen von mehr als 30 Milliarden Dollar bereits Einsparungen von mindestens 2,5 Milliarden DM. Weitere Kosteneinsparungen in Höhe von 4 Milliarden DM sind binnen fünf Jahren zu erwarten. Eine Studie der Fachhochschule Gelsenkirchen sieht die Profitaussichten noch positiver. Bei einer Umgestaltung aller Prozesse in Entwicklung, Produktion und Vertrieb könnten pro Auto 2.500 DM jährlich eingespart werden. Das bedeutet eine Einsparung von 8,5 Milliarden DM im Jahr.

Der Widerstand wächst (ein Praxisbericht)

Bei der Suche nach Praxisbeispielen aus anderen Betrieben mussten die Bochumer Betriebsräte und Vertrauenskörper die Erfahrung machen, dass es in anderen Betrieben in der Regel keinen nennenswerten Widerstand gegen die negativen Auswirkungen ähnlicher Allianzen bzw. Fusionen gegeben hatte. Die Ruhe und Gelassenheit, mit der die Belegschaften anderer Großkonzerne im Automobilbereich oder anderer Industrien bisher reagiert hatten, war erstaunlich. Auch die Unterstützung der IG Metall reduzierte sich im Kern auf Ratschläge hinsichtlich „rechtlicher Machbarkeit“ und Orientierung auf die Verhandlungsebene.

Der Gesamtbetriebsrat der Adam Opel AG, das Europäische GM-Arbeitnehmerforum (GM-Eurobetriebsrat) und die IG Metall reagierten mit Sorge auf die Allianz zwischen GM und Fiat. Befürchtet wurden eine weitere Arbeitsplatzvernichtung, eine Verschlechterung der Arbeitsbedingungen, die Aushöhlung bestehender Tarifverträge und Betriebsvereinbarungen sowie die Zerschlagung einer einheitlichen Interessenvertretung.

Im Eurobetriebsrat wurde eine Verhandlungsgruppe gebildet, die mit dem Vorstand alle Fragen der Arbeitsplatzsicherung und Besitzstandsregelung verhandelt. Die Gruppe besteht aus sechs Mitgliedern. Das Bochumer Werk II, das größte europäische Komponentenwerk und vorrangig von den Auswirkungen der Allianz betroffen, ist nicht in der Verhandlungsgruppe vertreten.

Besonders die Bochumer Opel-Belegschaft reagierte äußerst betroffen auf die Ankündigung, wichtige Bereiche wie Motoren- und Getriebeproduktion aus der Adam Opel AG auszugliedern und in GmbH's umzuwandeln. Seitens des Bochumer Betriebsrates wurde öffentlich die Befürchtung geäußert, dass die Ausgliederung einzelner Produktionsbereiche erst der Anfang sei. „Opel soll zerschlagen werden. (...) Die Filetstücke werden herausgenommen. Das ist der Anfang vom Ende der Aktiengesellschaft. Opel wird in drei oder vier Jahren nur noch aus verschiedenen GmbH's bestehen“ (Betriebsratsvorsitzender P. Jaszczyk in der FAZ vom 10.06.2000). „Damit können die bestehenden Betriebsvereinbarungen unterlaufen werden, die Sozialstandards abgebaut und die Arbeitsplätze gestrichen werden.“ (ebd.)

Für den Bochumer Betriebsrat stand außer Zweifel, dass die Einbindung und Unterstützung durch die Belegschaft ein wichtiger Faktor bei den bevorstehenden Verhandlungen sein mußte. Durch eine zwischen Betriebsrat und Geschäftsleitung vereinbarte Absprache wird dem Betriebsrat die Möglichkeit eingeräumt, die gewerkschaftlichen Vertrauensleute zweimal im Monat während der Arbeitszeit für jeweils 75 Minuten zu Informationszwecken zu versammeln. Die Bochumer Opel-Vertrauensleute wurden durch die Betriebsräte in diesen ‚Infostunden‘ ständig über alle Verhandlungen informiert. Gleichzeitig wurde der gute Kontakt zur regionalen und überregionalen Presse und anderen Medien genutzt, die vor und während der akuten Auseinandersetzung ausführlich berichteten und somit die Brücke zwischen Belegschaft und außerbetrieblicher Öffentlichkeit herstellten.

Zu einer ersten spontanen Aktion der Bochumer Belegschaft kam es am 26. Mai. Während einer außerordentlichen Aufsichtsratssitzung in Rüsselsheim versammelten sich 700 Beschäftigte der Frühschicht im Bochumer Komponentenwerk (Opel-Werk II) zuerst beim Betriebsrat und forderten dann von der Werksleitung Aufklärung. Die Belegschaft verlangte unverzüglich eine Belegschaftsversammlung. Die anderen Standorte wurden über die Aktion des Komponentenwerkes informiert. Diese erste Aktion dauerte eine Stunde.

Bei der vier Tage später stattfindenden Infostunde für die Vertrauensleute nutzten alle Beschäftigten die Möglichkeit, sich durch den Betriebsrat über die aktuelle Entwicklung zu informieren. Wieder ruhte für vier Stunden die Produktion.

Für den 8. Juni erzwang der Betriebsrat gegen den Widerstand der Werksleitung eine Belegschaftsversammlung während der Arbeitszeit für die ganze Bochumer Opel-Belegschaft. Fast 10.000 Beschäftigte nahmen teil; auch der Bochumer Oberbürgermeister war anwesend. Die Belegschaftsversammlung dauerte 10 Stunden.

Am 13. Mai protestierten 500 Opel-Vertrauensleute aus Rüsselsheim, Bochum und Kaiserslautern gemeinsam bei den in Rüsselsheim tagenden GM und Opel-Managern. Weder der Europapäsident von General Motors Mike Burns noch der Vorstandsvorsitzende von Opel Robert Hendry gaben zufriedenstellende Erklärungen. Daraufhin erklärte ein Bochumer Teilnehmer: „Morgen wird sich die Bochumer Belegschaft die Antwort holen!“

Am nächsten Tag versammelte sich ‚pünktlich‘ um 8.00 Uhr die gesamte Früh- und Normalschicht des Opel-Werkes II (ca. 1.000 Beschäftigte) beim Betriebsrat. Im Gegensatz zu früheren Aktionen waren diesmal viele Angestellte dabei. Betriebsräte, Vertrauensleute und Beschäftigte informierten abwechselnd per Megaphon. Die gesamte Belegschaft des in einem Kilometer Entfernung befindlichen Teile- und Zubehör-Werkes (Opel-Werk III) schloss sich wenig später dem Protest des Werkes II an. Kurz danach beteiligten sich auch die Auszubildenden. Die Werksleitung forderte mehrfach die Belegschaft zur Weiterarbeit auf, aber ohne Erfolg. Ab 11.00 Uhr legten 3.000 Beschäftigte der Früh- und Normalschicht des Bochumer Zusammenbauwerkes (Opel-Werk I) die Arbeit nieder. Die Beschäftigten in Werk I erklärten sich solidarisch, weil sie als Nächste betroffen wären. Im Bochumer Lokalfunk und WDR III wurde ständig und aktuell über die Aktion der Belegschaft informiert. Der direkte Schichtwechsel von der Früh- zur Spät- und weiter zur Nachtschicht klappte in allen drei Werken perfekt. Betriebsräte und Vertrauensleute organisierten den Verkauf von Kaffee und Brötchen und informierten über Megaphon oder Lautsprecheranlage regelmäßig die Beschäftigten. Am Abend dieses ersten Tages wurde durch die Werksleitung ein Verhandlungsangebot vorgelegt. Kernpunkte waren:

- Löhne und Gehälter bleiben bei einem Wechsel in ein Joint Venture für fünf Jahre garantiert.
- Betriebsrentenpläne bleiben erhalten.
- Für fünf Jahre entstehen den Beschäftigten keine Nachteile bei sozialen und sonstigen Leistungen (Krankengeldzahlung, etc.).
- Keine betriebsbedingten Kündigungen im Zusammenhang mit Joint Ventures.

Das Angebot wurde einhellig abgelehnt. Die Beschäftigten verlangten eine dauerhafte Absicherung der Löhne, Gehälter und sozialen Leistungen. Gleichzeitig erklärten sie: „Wir wollen eine Belegschaft bleiben!“ Am Schichtbeginn des folgenden Tages (Donnerstag, 15. Juni) ließ die Werksleitung Flugblätter verteilen und drohte mit der Werkschließung des Bochumer Werkes und der Aussperrung der Belegschaft, wenn die Arbeit nicht wiederaufgenommen würde. Die Beschäftigten der Frühschicht ließen sich nicht einschüchtern. Im Gegenteil: Als das Gerücht auftauchte, dass die Spätschicht nicht ins Werk gelassen werden sollte, versammelten sich spontan 1.000 Kolleginnen und Kollegen im Werk II am Haupteingang und empfingen die Beschäftigten der Spätschicht.

Unter dem Druck der Bochumer Aktion begannen in Rüsselsheim die Verhandlungen zwischen den Betriebsratsvorsitzenden der Opel-Werke (Rüsselsheim, Bochum, Kaiserslautern, Eisenach) und dem Opel-Vorstand. Gleichzeitig wurden die Auswirkungen des Bochumer Streiks auf andere deutsche und europäische Opel- und GM-Werke erkennbar. Als Folge der Verkettung der einzelnen Opelwerke durch Just-in-Time und damit einhergehender reduzierter Lagerhaltung und gegenseitiger Abhängigkeit führte der Streik der Bochumer zum Produktionsstillstand der wichtigsten deutschen und europäischen GM und Opel-Werke, so zum Beispiel in Rüsselsheim, Eisenach, Antwerpen, Ellesmere Port und Luton.

Viele Bochumer Kolleginnen und Kollegen waren jedoch enttäuscht und verärgert, weil in den anderen Opel-Werken außer kurzen Solidaritätsaktionen nichts weiter geschah. Trotzdem war kein Abbröckeln der Bochumer Belegschaft erkennbar. Im Gegenteil, als sich am Abend des 2. Tages der Arbeitsniederlegung Skepsis breitmachte, ob das Management fähig und willens sei, auf die Forderungen der Belegschaft einzugehen, wurde im Werk II festgelegt, am nächsten Tag (Freitag) mit allen drei Schichten gemeinsam zum ca. 8 Kilometer entfernten Werk I zu marschieren.

Am späten Abend konnte der Bochumer Betriebsratsvorsitzende den Beschäftigten in den Bochumer Werken überraschend das mittlerweile zwischen den Betriebsratsvorsitzenden und dem Opel-Vorstand ausgehandelte und durch die Belegschaft erkämpfte Verhandlungsergebnis vorlegen. Die Eckpunkte der Rahmenvereinbarung lauten:

- An den neugegründeten Holdings werden nicht nur GM und Fiat, sondern auch Opel mit 20 % beteiligt sein. Diese vorher nicht gewollte Beteiligung von Opel sichert ab, dass die zukünftig zu bildenden GmbH's weiterhin zu Opel gehören und alle zusammen wie ein gemeinsamer Betrieb behandelt werden.
- Die Neustrukturierung darf nicht zu betriebsbedingten Kündigungen führen.
- Der derzeitig amtierende Betriebsrat bleibt weiterhin für die Gesamtbelegschaft der Adam Opel AG und der neuen GmbH's zuständig. Das gilt auch für den Aufsichtsrat.
- Löhne, Gehälter, betriebliche Altersversorgung und Sozialleistungen bleiben erhalten.
- Die Absicherung der Löhne, Gehälter und sonstiger vereinbarten Sozialleistungen gilt auch für Neueinstellungen.
- Diese Vereinbarung gilt unbegrenzt.

Im Werk II, wo am Vortag die Arbeitsniederlegung begonnen hatte, stimmte die gesamte Belegschaft in einer Abstimmung fast einstimmig für den Rahmenvertrag. Auch der Bochumer Betriebsrat stimmt wenige Tage darauf dem Vertrag einstimmig zu.

Einige Schlußfolgerungen

Obwohl den Beschäftigten der Bochumer Opel-Werke der Ruf einer konfliktbereiten Belegschaft vorausseilt, gab es während dieser Auseinandersetzung doch zahlreiche neue Elemente und Erfahrungen, die es auszuwerten gilt. Im Bochumer Opel-Werk macht der Spruch die Runde: „Wir haben dem größten Konzern der Welt eine Niederlage beigebracht. Wenn wir nicht aufpassen, kommt die Retourkutsche aus Detroit!“ Neben dieser aktuellen Wachsamkeit ist aber zu bedenken, dass unter den gegenwärtigen Bedingungen der Globalisierung und zunehmenden Konzentrationswelle der Konzerne die Anforderungen für die Interessenvertretungen (Betriebsrat, Vertrauenskörper, Gewerkschaften) insgesamt schwieriger werden und den geänderten Bedingungen Rechnung getragen werden muss.

Erstens: Viele, gerade jüngere, Beschäftigte haben gelernt, dass der grundlegende Interessengegensatz zwischen Arbeit und Kapital nicht aufgehoben ist. Trotzdem bleibt auf lange Sicht als Pfeiler einer reagierenden wie agierenden Betriebsratspolitik das Aushandeln von Kompromissen und einvernehmlichen Lösungen. Während das Kapital seine Profitinteressen gesichert sehen will, liegt das Interesse der Betriebsräte und Gewerkschaften in der Beschäftigungssicherung, im Erhalt und Ausbau der sozialen Standards und in mehr Mitbestimmungsrechten für Betriebsräte und Belegschaften. Kompromisse haben aber genau dort ihre Grenzen, wo die Beschäftigten sich im Ergebnis nicht wiederfinden bzw. wiederholt sogenannte ‚faule Kompromisse‘ akzeptieren mußten. Genau hier findet sich sicherlich auch eine Erklärung dafür, warum die Bochumer Belegschaft in der aktuellen Auseinandersetzung um die GM/Fiat-Allianz ein derartiges Entschlossenheit zeigte. Das Opel- und GM-Management hatte in den letzten Jahren die wesentlichen Grundsätze einer für beide Seiten akzeptablen Kompromisspolitik missachtet und durch eine den Belegschaften aufgezwungene Verzichts- und Erpressungspolitik den Bogen überspannt.

Zweitens: Betriebsräte, Vertrauensleute und Belegschaften müssen sich aktiv in die Auseinandersetzungen einmischen. Bereits im Vorfeld muss man Gegenstrategien und Alternativen entwickeln. Wir müssen wieder agieren statt nur zu reagieren. Unter dem Begriff ‚Arbeitsplätze statt Arbeitshetze‘ wurde bereits vor Monaten unter Vertrauensleuten und Betriebsräten eine Debatte über die Zukunft der Arbeitsplätze bei Opel-Bochum angestoßen. Ziel dieser Diskussion ist die Entwicklung von Vorschlägen zur Sicherung wie zur humanen Gestaltung der Arbeitsplätze, zum Schutz und zur Erweiterung sozialer Standards und zur Arbeitszeitpolitik, aber auch von Ansätzen für mehr demokratische Einflußnahme durch Gruppenarbeit. Gleichzeitig wird durch die IG Metall und die Betriebsräte ein Seminar für Vertrauensleute zum Thema „Zukunft der Arbeit bei Opel“ angeboten, wo über Perspektiven zukünftiger Produktionsweisen und Produktfelder diskutiert wird. Schwerpunkte dieser Seminarreihe sind Fragestellungen zur Modularechnik und Plattformstrategie.

Drittens: Positive Ergebnisse und Kompromisse im Sinne der Beschäftigten sind am ehesten dann zu erzielen, wenn sich der Betriebsrat in den Verhandlungen auf eine aktions- und konfliktbereite Belegschaft verlassen kann. Dazu gehört ein funktionierender Vertrauenskörper und eine qualifizierte Informationspolitik seitens des Betriebsrates und der Gewerkschaften. Die Belegschaft und die Vertrauensleute müssen rechtzeitig und umfassend über alle Entwicklungen informiert werden. Moderne Kommunikationsmöglichkeiten (Internet/Intranet) sollten zum Informationsaustausch innerhalb des Betriebes, zu anderen Betrieben und Verwaltungsstellen intensiv genutzt werden. Auch der Auseinandersetzung um die GM-Fiat-Allianz war eine permanente Informationspolitik vorausgegangen, die sich in einer aktiven Pressearbeit, in Infoblättern des Betriebsrates, aber auch speziellen Schulungen wiederfand.

Viertens: Notwendig ist eine intensive Zusammenarbeit und Vernetzung mit den Betriebsräten, Gewerkschaften und Belegschaften der Zulieferindustrie. Durch die Orientierung der Konzerne auf das Kerngeschäft und den damit verbundenen Ausverkauf ganzer Produktionsbereiche entsteht eine immer engere Verzahnung zwischen dem im Konzern verbleibenden Automobilbereich (Zusammenbauwerke) und den Zuliefer- und Servicebetrieben. Durch die Globalisierung in der Einkaufspolitik und durch zahlreiche Zulieferfirmen, die sich als Systemlieferanten und Modularspezialisten anbieten, wird diese Frage eine neue Dimension erhalten. Hierbei besteht nicht nur die Gefahr der Auslagerung ganzer Produktions- und Servicebereiche und somit der Vernichtung vieler Arbeitsplätze im Stammwerk und eines weiteren Erpressungsdrucks auf die im Kernbereich verbleibenden Belegschaften, sondern auch eine zunehmende Abhängigkeit der Konzerne vom jeweiligen Zulieferbetrieb, die gerade in letzter Zeit durch Belegschaften von Zulieferern bei der Durchsetzung gewerkschaftlicher Forderungen genutzt wurde.

Fünftens: Die Kontakte und Absprachen auf nationaler und internationaler Ebene müssen intensiviert werden. Dem stehen oftmals nationale und regionale Besonderheiten der Interessenvertretungen wie auch standortbezogene Sichtweisen der nationalen Gewerkschaften/Betriebsräte entgegen. Gerade der aktuelle Konflikt bei Opel bestätigt bitter, dass nur unzureichende Absprachen zwischen den deutschen und europäischen Opel- und GM-Werken möglich sind und der Kontakt zu Fiat überhaupt nicht vorhanden ist. Gute Beschlüsse auf Gewerkschaftstagen und verbale Absichtserklärungen führender Funktionäre über eine notwendige Zusammenarbeit der Gewerkschaften stehen leider im krassen Gegensatz zu ihrer Umsetzung. Eine personelle und strukturelle Orientierung der Gewerkschaften auf die internationale Gewerkschaftsarbeit ist derzeit wenig erkennbar. Noch sind die Rechte und Einflußmöglichkeiten bestehender Eurobetriebsräte bzw. Weltbetriebsräte mehr als dürftig, aber sie könnten als Forum gegenseitiger Information und Absprachen eine größere Bedeutung erlangen. Dabei erhalten die Gewerkschaften eine Schlüsselrolle, entsprechende Voraussetzungen zu schaffen - aber das nicht nur durch Beschlüsse auf Gewerkschaftstagen, sondern durch konkrete Schritte.

Das Labournet Germany

Der virtuelle Treffpunkt der Betriebs- und Gewerkschaftslinken

Das Zeitalter der Informationstechnologie hat mittlerweile auch in der traditionell schwerfälligen Gewerkschaftspolitik Einzug gehalten. Doch nicht nur die Hauptvorstände vieler Einzelgewerkschaften und des Deutschen Gewerkschaftsbundes präsentieren sich im Internet. Dort hat sich jenseits der offiziellen Gewerkschaften ein internationaler Verbund verschiedener Homepages für Betriebs- und GewerkschaftsaktivistInnen, das Labournet, etabliert. Es ist aus dem 97er Streik der Liverpooler Docker hervorgegangen und sollte mit seinen Informationsseiten internationale Solidarität für den Streik der Werftarbeiter mobilisieren. Daraus entstand schon bald die Idee, das Internet auch für andere Arbeitskämpfe als Medium zu nutzen. Zunächst gab es nur eine internationale Homepage, mittlerweile sind auch die Länder Großbritannien, Kanada, Korea, Österreich und Deutschland im Internet präsent. Sie arbeiten mit dem in den USA schon länger existierenden Labournet zusammen. Das Labournet Germany wird seit 1998 von zwei GewerkschafterInnen erstellt: Dave Hollis (IG Metall-Betriebsrat, Nürnberg) und Mag Wompe (Industrie-soziologin, Bochum). Mit Mag Wompe sprach Gerhard Klas über die Möglichkeiten und Grenzen des virtuellen Aktivismus.

Gerhard Klas: Was unterscheidet Labournet von den Homepages der Einzelgewerkschaften und des DGB?

Mag Wompe: Den wichtigsten und programmatischen Unterschied hat ausgerechnet der DGB-Informationdienst *einblick* auf den Punkt gebracht: Labournet veröffentlichte gewerkschaftliche News, die in keiner Zeitung stehen. Sie stehen in der Regel auch auf keiner anderen gewerkschaftlichen Homepage. Mit anderen Worten: Labournet veröffentlicht vor allem auch gewerkschaftlicherseits unterdrückte Nachrichten und Ansichten, die nicht zum mittlerweile breit akzeptierten Postulat der Wettbewerbsfähigkeit passen. Mir ist keine gewerkschaftliche Homepage bekannt, die sich wie das Labournet mit dem Kampf gegen den Neoliberalismus beschäftigt oder die Frage des Co-Managements durch Betriebsräte und Gewerkschaften zur Erhaltung des Standorts aufwirft. Wir stellen diese Haltung in Frage und veröffentlichen Artikel und Belegschaftszeitungen, die gegen diese Standortlogik argumentieren.

GK: Will Labournet in die Gewerkschaften hineinwirken oder eher dazu beitragen, eine eigene Struktur zu etablieren?

MW: Wir würden uns arg verheben, wenn wir eine neue Gewerkschaft gründen wollten. In unserer täglichen Arbeit sind auch wir gewerkschaftspolitisch

engagiert und rufen oppositionelle Kräfte vielmehr dazu auf, die Gewerkschaften nicht zu verlassen, sondern sie zu verändern und Druck auszuüben.

GK: Welche Rolle spielt Labournet innerhalb der Gewerkschaftsopposition?

MW: Wir bezeichnen uns selbst als den virtuellen Treffpunkt der Gewerkschafts- und Betriebslinken. Labournet versteht sich als deren Bestandteil und will eine Informations- und Vernetzungsfunktion erfüllen. Die Struktur der Labournet-Homepage ist gewissermaßen die Grundlage dafür. Einerseits organisieren wir Solidaritätskampagnen und halten Informationen über Arbeitskämpfe, gerade die von unten, bereit. Dasselbe gilt für Aktionen und Anfeindungen gegenüber kämpferischen KollegInnen, auch innerhalb der Gewerkschaften, z.B. unter der Rubrik „Solidarität gefragt“. Wie im Fall des DGB-Mitarbeiters Kreimer de Fries hat sich Labournet damit nicht nur Freunde gemacht: Das im Labournet veröffentlichte Material dokumentiert die Rolle des DGB als die eines Unternehmens, das sich in seiner Personalpolitik nicht von anderen unterscheidet. Wir berichten über Fälle, in denen kämpferische Kollegen gekündigt oder aus dem Betriebsrat ausgeschlossen werden. Die Branchenseiten des Labournet beschäftigen sich mit Basisaktivitäten in den Betrieben. Dort werden Belegschaftszeitungen präsentiert, die sich mit Möglichkeiten des Widerstands gegen die Konzernpolitik beschäftigen. Das Labournet hat vor allem zwei Funktionen: zu informieren und zu ermutigen. Durch die Homepage werden diese Initiativen über die Grenzen des Betriebs hinaus bekannt. Vielen wird erst dadurch deutlich, dass sie nicht allein stehen und es in anderen Unternehmen Betriebsgruppen gibt, deren Aktionen man als Vorbild für die eigenen nehmen kann. Labournet hat auch einen Diskussionsbereich, denn wir wollen uns nicht nur mit Aktionen und deren Verbreitung beschäftigen, sondern auch darüber reden, welche Form von gewerkschaftlicher Arbeit wir wollen und welches Wirtschaftssystem wir uns vorstellen können.

GK: Nun ist eine Homepage zunächst eine sehr virtuelle Angelegenheit. Wie haben sich bisher die von euch angestoßenen Initiativen materialisiert?

MW: Ich wäre glücklich, wenn ich ad hoc eine Kampagne nennen könnte, die ausdrücklich als Erfolg des Labournet Germany zu bezeichnen wäre. Der letzte Versuch, etwas derartiges anzustoßen, war die Kampagne „Fünf Tage für mich“. Dabei ging es um den Angriff auf den Anspruch auf Bildungsurlaub in Nordrhein-Westfalen. Es ist uns nicht gelungen, diese Gesetzesänderung zu kippen. Aber wir haben es geschafft, breiten Protest zu wecken. Einige Gewerkschaftsfunktionäre haben uns mitgeteilt, dass sie erst über das Labournet von der zustimmenden Haltung der Gewerkschaften zu dieser Gesetzesänderung erfahren haben. Es gab hunderte von Protestfaxen an Politiker und Gewerkschaftsvorstände in NRW. Andere Kampagnen und Aufrufe des Labournet werden beispielsweise von Betriebszeitungen aufgegriffen und veröffentlicht. Wir sind wohl Lückenbüßer für all die Mängel, die Gewerkschaften und Betriebsräte heute haben. Das zeigen uns auch die zahlreichen Reaktionen von BesucherInnen der Homepage. Sie loben das Labournet-Germany und

sind gleichzeitig erschüttert, warum sie dies nicht von ihren Gewerkschaften, den Arbeitnehmervertretern im Aufsichtsrat oder den Betriebsräten erfahren haben.

GK: Welche Bedeutung misst Labournet den sozialen Bewegungen bei?

MW: Wir sind der Ansicht, dass sich Gewerkschaften von einem betriebsbornierten Denken verabschieden und selbst zu einer sozialen Bewegung werden sollten. Sie müssten sich bereits existierenden Bewegungen anschließen. Dies versuchen wir auf unseren Seiten zu spiegeln, indem wir nicht nur z.B. die Proteste gegen die Welthandelsorganisation WTO in Seattle aufgreifen, sondern auch der Erwerbslosenbewegung breiten Raum bieten.

GK: Würde es ausreichen, die betriebsbornierten Gewerkschaftsführungen durch progressivere Köpfe zu ersetzen oder geht es um ein strukturelles Problem?

MW: Wir gehören zu denjenigen, denen es nicht ausreicht, einzelne Funktionen zu kritisieren, auch wenn die Kritik richtig und berechtigt ist. Das Problem der Gewerkschaften ist nicht nur ihre politische Ausrichtung, sondern auch ihre mangelnde innergewerkschaftliche Demokratie. Und mit falschen Analysen kann man nur zu falschen Schlussfolgerungen kommen. Labournet versucht, das einzelne Gewerkschaftsmitglied ernst zu nehmen, zum Nachdenken und natürlich zum eigenständigen Handeln aufzufordern. Wir lehnen die Stellvertreterpolitik der Gewerkschaften ab, die auch für viele Mitglieder sehr bequem ist. Man kann von außen immer kritisieren, dass Gewerkschaftsfunktionäre und Betriebsräte dieses „Wir regeln das für Dich, Kollege“ drauf haben; vielen in den Belegschaften kommt dies allerdings entgegen. Wir würden gerne einen Teil dazu beitragen, dieses Verhaltensmuster aufzuheben. Nur selbstbewusste und politisch arbeitende Menschen können Veränderungen herbeiführen. Mit Labournet kann man die hierarchischen Strukturen in den Gewerkschaften umgehen und die Basismitglieder erreichen. Das funktioniert über ein Schneeballprinzip, denn in jeder Betriebsgruppe gibt es mittlerweile technisch kundige Mitglieder, die im Internet surfen, Labournet besuchen und die Informationen dann an ihre KollegInnen weitergeben.

GK: Es ist eine Machtfrage, die sich innerhalb der Gewerkschaften stellt. Ihre bürokratischen Apparate haben sich über Jahre etabliert und sind nicht nur durch Informationsaustausch und lebendige Diskussionen zu überwinden. Könnte Labournet darüber hinaus Bestandteil eines Organisationsprozesses sein, der über die Kernarbeitsbelegschaften hinausblickend versucht, die Kräfte zu bündeln und massiveren Druck auszuüben?

MW: Würde so etwas anstehen, wären wir natürlich sofort dabei, so wie wir jetzt bei der Initiative zur Vernetzung der Gewerkschaftslinken dabei sind. Man muss allerdings bedenken, dass eine neue Organisation nicht unbedingt auch eine bessere wäre, denn bekanntlich hat jede „Basis“ die Führung, die sie zulässt.

GK: Welche Rolle spielt die internationale Ebene?

MW: Neben dem Abschied von der Betriebsborniertheit ist der Internationalismus das Standbein unseres gewerkschaftspolitischen Selbstverständnisses. Insofern sind wir immer bemüht, über den Tellerrand hinaus zu schauen und

breit zu informieren. Wir erfüllen eigentlich eine Funktion, die sich die Gewerkschaften zu eigen machen müssten. Das gilt auch für die Eurobetriebs- oder Weltbetriebsräte, die eigentlich über die Standortpolitik ihres Konzerns in anderen Ländern informieren sollten, damit die Belegschaften innerhalb eines Konzerns nicht gegeneinander ausgespielt werden. Zu diesem Thema liefern wir vor allem in der Chemie- und Autobranche zahlreiche Informationen und übersetzen diese, soweit es unsere Kapazitäten zulassen. Die internationale Zusammenarbeit nimmt bei uns einen viel größeren Raum ein, als wir es eigentlich wollten und angedacht haben. Das hängt mit binnenstrukturellen Problemen des internationalen Labournet-Verbundes zusammen. Es gibt keine Zusammenarbeit mehr mit einer internationalen Seite des Verbundes, die für all die nationalen Labournets eine Art Dachfunktion hatte. Die Synergieeffekte fallen zum Teil weg, und wir müssen nun völlig auf uns gestellt die Funktion einer internationalen Seite für den deutschsprachigen Raum mit abdecken. Allerdings laufen verstärkt internationale Kontakte, um diese Lücke wieder zu schliessen, was uns stark entlasten würde.

GK: Welche Konflikte stecken dahinter?

MW: Das Politikverständnis der jeweiligen Labournets war sehr unterschiedlich. Die Mailinglist, in der Informationen aus den einzelnen Ländern ausgetauscht wurden, verwaltete Chris Bailey, einer der Gründer des Labournets. Er interpretierte die Selbstdarstellung des Labournet („what is Labournet“) sehr eng als unpolitisch. Dave Hollis, mein Kollege bei Labournet Germany und ich haben dies zunächst als parteipolitische Neutralität interpretiert. Es hat sich aber bald herausgestellt, dass Chris Bailey etwas völlig anderes darunter verstand: Oppositionelle Gewerkschaftsarbeit hielt er auch auf dem Hintergrund einer politisch neutralen Position für möglich, während das Labournet Germany von vornherein Gewerkschaftsarbeit auch als politische Arbeit verstand und davon ausging, dass oppositionelle Gewerkschaftsarbeit einfach nicht neutral sein kann. Der große Bruch kam mit dem Kosovokrieg. Dave Hollis und ich hatten uns sofort dafür entschieden, gegen diesen Krieg Stellung zu beziehen. Auch wenn dies kein ‚gewerkschaftspolitisches‘ Thema im engeren Sinne ist. Das gleiche haben auch unsere englischen Kollegen vom Labournet UK getan. Innerhalb von ein paar Stunden sind beide Labournets ohne Vorwarnung aus der internationalen Mailinglist des Labournet-Verbundes gestrichen worden und mussten anschliessend den Provider wechseln. Dieser Konflikt brodelte allerdings bereits seit unserem Selbstbekenntnis als der „virtuelle Treffpunkt der Linken in Betrieb und Gewerkschaft“.

GK: Arbeitet Labournet mit anderen Medien zusammen?

MW: Labournet greift sehr oft auf die Produkte anderer Medien, vor allem aus dem Printbereich, zurück. Wir sind einfach nicht in der Lage, all die Themen zu behandeln, die wir als wichtig erachten. Geschweige denn, selbst Artikel zu schreiben, auch wenn wir es immer wieder auf der Grundlage eigener Recherchen tun, wie im Falle Rover, oder immer öfter exklusive Artikel und Erstveröffentlichungen bringen. Insofern kann Labournet als Internet-Medium

auch niemals die anderen Publikationen ersetzen. Wir sehen uns in dieser Hinsicht eher als eine Art Portal für Belegschaftszeitungen, Diskussionen und die interessantesten Beiträge zu gewerkschafts- und wirtschaftspolitischen Themen. Wir leben von den anderen Medien und helfen ihnen gleichzeitig, z.B. durch Vorabdrucke einzelner Artikel, bekannter zu werden. Immerhin hat Labournet Germany eine tägliche Zugriffszahl von mehr als 200 BesucherInnen und einen weit darüber hinaus gehenden Verbreitungsgrad. Durch einen Spaziergang über unsere Internet-Seiten kann man leicht herausfinden, mit welchen Medien wir bevorzugt zusammenarbeiten: mit „Express“, der Zeitung für sozialistische Betriebs- und Gewerkschaftsarbeit, der „Sozialistischen Zeitung SoZ“, mit der Hamburger Zeitung „analyse&kritik“, mit der Zeitschrift „Arbeit & Ökologie-Briefe“, mit „Sozialismus“ und der Zeitschrift „Z“ - nur um die wichtigsten zu nennen.

GK: Wie finanziert sich das Labournet?

MW: Bis letztes Jahr haben Dave Hollis und ich die Arbeit ehrenamtlich gemacht, d.h. ausschließlich durch unsere Jobs als Betriebsrat oder Industriepsychologin finanziert. Nun unterstützt uns die „Stiftung Menschenwürde und Arbeitswelt“, wodurch ich mich stärker der Arbeit als Redakteurin des Labournet widmen kann und die Nacharbeit etwas nachgelassen hat. Das reicht allerdings bei weitem nicht aus, zumal der Arbeitsaufwand immer größer wird. Wir sind zur Finanzierung der Betriebskosten als auch der Arbeitszeit dringend auf weitere Fördermitglieder und Spenden angewiesen. Hier sind wir vielleicht Opfer des Dienstleistungscharakters, dem sich die Gewerkschaften verschrieben haben - zu viele NutzerInnen halten unsere Arbeit für selbstverständlich. Unser Arbeitsaufwand kann aber auch durch unentgeltliche Hilfestellungen reduziert werden. Das sind vor allem dringend gesuchte Co-Redakteure, die in ihren Fachbereichen eingesandte Beiträge auf ihre Tauglichkeit fürs Labournet überprüfen könnten. Das wäre eine Entlastung, die wir auch gut im technischen Bereich brauchen könnten, z.B. bei der Umsetzung der Texte in das Internet-Format HTML. Das ist eine Arbeit, die bisher hauptsächlich von mir und Dave zusätzlich zu den redaktionellen Aufgaben geleistet wird. Wir haben nicht nur ca. 350 direkte Mitglieder in der Mailinglist des Labournet, sondern freuen uns auch ansonsten über einen wachsenden Bekanntheitsgrad. Das macht sich u.a. darin bemerkbar, dass wir immer mehr Beiträge unangefordert zugesandt bekommen. Dadurch vermehren sich auch der Begutachtungsaufwand, die Korrespondenz, die gesamte Redaktionsarbeit des Labournet. Unsere Zugriffszahlen minimieren sich natürlich durch die Mailinglist, mit der die AbonnentInnen (und eine zügelfache Anzahl an MitleserInnen) täglich einen Überblick über die Neuerscheinungen im Labournet erhalten. Das Labournet zeigt aber auch mehr und mehr Präsenz in der Presse, wird z.B. zitiert. Auch innerhalb der Gewerkschaften erfreuen wir uns einer gesteigerten Akzeptanz, vor allem auf Kreis- und Bezirksebene. Dort gibt es immer mehr Homepages, die direkt auf uns linken. Dieser wachsende Erfolg ist eine deutliche Anerkennung und Bestätigung. Am schönsten wäre es allerdings, wenn unsere Arbeit wegen ihres Erfolges irgendwann überflüssig werden könnte.

Michael Zander

Sexualität und Ökonomie in der „Kampfzone“

Michel Houellebecq als konservativer Kritiker des Neoliberalismus

Der französische Schriftsteller Michel Houellebecq hat mit seinen Romanen über die „Ausweitung der Kampfzone“ (1998) und „Elementarteilchen“ (1999a) bemerkenswertes Aufsehen erregt; in ihnen griff er mit ungewöhnlicher Schärfe den Konkurrenzkampf und die neoliberale Vorherrschaft in der gegenwärtigen Gesellschaft an. Den bürgerlichen Feuilletons wurde allerdings bald klar, dass es sich dabei um die Kritik eines Konservativen handelt. Nach dem Verriss folgte z.B. in Le Figaro eine Belobigung. In der BRD nahmen die Zeitungen Houellebecqs Romane überwiegend wohlwollend auf. Irritation hatten sie zunächst deshalb ausgelöst, weil man gemeint hatte, alle Konservativen, die Sozialdemokratie eingeschlossen, stünden in Europa stramm bei der Fahne des Neoliberalismus.

In einem Essayband (1999b) nennt Houellebecq den Roman in Anlehnung an Thomas Mann und Dostojewski als den „natürliche(n) Ort, um philosophische Debatten auszutragen“ (38). Indem er sich der sozialen Wirklichkeit und ihrer Darstellung zuwendet, begreift er sich als Theoretiker. „Man darf nicht zögern, Theoretiker zu sein; man muß auf allen Fronten angreifen“ (ebd., 35). Er beschreibe „ganz entschieden die Mittelklasse“ (ebd., 77). „Meine Romanfiguren sind weder reich noch berühmt. Sie sind auch keine Außenseiter ... Unter ihnen finden sich Sekretärinnen, Techniker, Büroangestellte ... Leute, die mitunter ihre Arbeit verlieren, die mitunter Opfer von Depressionen sind. Also völlig durchschnittliche, vom romanesken Standpunkt aus a priori wenig anziehende Leute“ (ebd., 67).

Wenn ich im folgenden Houellebecqs politischen und philosophischen Standpunkt näher untersuche, so deshalb, um zu zeigen, dass dessen genaue Bestimmung sehr wohl möglich ist, auch wenn er sich den neoliberalen Denkschemata mehr schlecht als recht fügt; es lässt sich zeigen, dass es sachlich völlig unangemessen ist, Houellebecq einer vermeintlich „antiliberalen“ französischen Strömung um Viviane Forrester und Pierre Bourdieu zuzurechnen. Die heutzutage üblichen Gegenüberstellungen von „antiliberal/ liberal“, „etatistisch/ marktwirtschaftlich“, „totalitär/ demokratisch“ usw. erweisen sich als unzulänglich und als ideologisches Produkt gewisser Klassen. Man muss Houellebecqs Standpunkt nicht teilen, um anzuerkennen, dass in ihm widersprüchliche, also neben offen reaktionären auch kritische Elemente enthalten sind.

Elementarteilchen

In den Elementarteilchen baut Houellebecq die Hauptthese seines Debutromans (dessen Verfilmung im Februar auf der Berlinale gezeigt wurde) weiter

Michael Zander

Sexualität und Ökonomie in der „Kampfzone“

Michel Houellebecq als konservativer Kritiker des Neoliberalismus

Der französische Schriftsteller Michel Houellebecq hat mit seinen Romanen über die „Ausweitung der Kampfzone“ (1998) und „Elementarteilchen“ (1999a) bemerkenswertes Aufsehen erregt; in ihnen griff er mit ungewöhnlicher Schärfe den Konkurrenzkampf und die neoliberale Vorherrschaft in der gegenwärtigen Gesellschaft an. Den bürgerlichen Feuilletons wurde allerdings bald klar, dass es sich dabei um die Kritik eines Konservativen handelt. Nach dem Verriss folgte z.B. in *Le Figaro* eine Belobigung. In der BRD nahmen die Zeitungen Houellebecqs Romane überwiegend wohlwollend auf. Irritation hatten sie zunächst deshalb ausgelöst, weil man gemeint hatte, alle Konservativen, die Sozialdemokratie eingeschlossen, stünden in Europa stramm bei der Fahne des Neoliberalismus.

In einem Essayband (1999b) nennt Houellebecq den Roman in Anlehnung an Thomas Mann und Dostojewski als den „natürliche(n) Ort, um philosophische Debatten auszutragen“ (38). Indem er sich der sozialen Wirklichkeit und ihrer Darstellung zuwendet, begreift er sich als Theoretiker. „Man darf nicht zögern, Theoretiker zu sein; man muß auf allen Fronten angreifen“ (ebd., 35). Er beschreibe „ganz entschieden die Mittelklasse“ (ebd., 77). „Meine Romanfiguren sind weder reich noch berühmt. Sie sind auch keine Außenseiter ... Unter ihnen finden sich Sekretärinnen, Techniker, Büroangestellte ... Leute, die mitunter ihre Arbeit verlieren, die mitunter Opfer von Depressionen sind. Also völlig durchschnittliche, vom romanesken Standpunkt aus a priori wenig anziehende Leute“ (ebd., 67).

Wenn ich im folgenden Houellebecqs politischen und philosophischen Standpunkt näher untersuche, so deshalb, um zu zeigen, dass dessen genaue Bestimmung sehr wohl möglich ist, auch wenn er sich den neoliberalen Denkschemata mehr schlecht als recht fügt; es lässt sich zeigen, dass es sachlich völlig unangemessen ist, Houellebecq einer vermeintlich „antiliberalen“ französischen Strömung um Viviane Forrester und Pierre Bourdieu zuzurechnen. Die heutzutage üblichen Gegenüberstellungen von „antiliberal/ liberal“, „etatistisch/ marktwirtschaftlich“, „totalitär/ demokratisch“ usw. erweisen sich als unzulänglich und als ideologisches Produkt gewisser Klassen. Man muss Houellebecqs Standpunkt nicht teilen, um anzuerkennen, dass in ihm widersprüchliche, also neben offen reaktionären auch kritische Elemente enthalten sind.

Elementarteilchen

In den Elementarteilchen baut Houellebecq die Hauptthese seines Debutromans (dessen Verfilmung im Februar auf der Berlinale gezeigt wurde) weiter

aus; wieder geht es um die Ausweitung der gesellschaftlichen Konkurrenz, der „Kampfzone“, von der Ökonomie auf die Sexualität. Ein fiktiver Erzähler des Jahres 2080 berichtet rückblickend von den Lebenswegen des mittlerweile berühmten Molekularbiologen Michel Djerzinski und seines Halbbruders Bruno Clément in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die beiden wachsen getrennt auf; von den Eltern, die in ihnen eine Beschränkung ihrer „persönlichen Freiheit“ (29) sehen, werden sie in die Obhut der Großmütter gegeben; dabei wird die Mutter Janine als die ausschlaggebende Kraft dargestellt.

Schon als Kind entwickelt Michel ein starkes Interesse an Naturwissenschaften und an Moralphilosophie. Letztere ist für ihn ein tatsächlicher und zugleich wünschenswerter Widerspruch gegen eine Natur, deren vermeintliche Grausamkeit sich ihm beim Tod seiner Großmutter oder im „Holocaust“ des Tierreichs zeigt. Michels erotisches Interesse ist gering. Die platonische Beziehung zur Freundin Annabelle scheitert, als diese sich in ihn verliebt. Während Michel sich fortan aus der „Kampfzone“ der Sexualität zurückzieht, führt Annabelle ein promiskues, aber liebloses Leben, das sie rückblickend mit fraprierender Bitterkeit beschreiben wird: „Alle Leute um mich herum haben so gelebt; es war ein sehr freizügiges Milieu; aber diesem aufreizenden, verführerischen Gehabe habe ich nie etwas abgewinnen können. (...) Irgendwann hat man genug davon, als austauschbares Stück Vieh betrachtet zu werden – auch wenn ich als Prachtexemplar angesehen wurde, weil ich ihre ästhetischen Anforderungen tadellos erfüllte und sie stolz waren, mich ins Restaurant ausführen zu können“ (264).

Das Ziel des Molekularbiologen Michel ist die theoretische Schaffung der technischen Möglichkeit einer geschlechtslosen Vermehrung des Menschen. Die männliche Sexualität war ihm schon in der Jugend als Anachronismus erschienen. Die Grausamkeiten seiner Mitschüler beobachtend, zieht Michel einen Schluss, auf den er später zurückkommen wird: Das spezifisch Männliche sei vielleicht früher einmal nützlich und unersetzlich gewesen, „als es noch viele Bären gab“; nun aber stehe es aber der Entwicklung und der Verwirklichung menschlichen Glücks im Wege. „Mitten in der Riesenschweineerei, dem ständigen Gemetzel, das die tierische Natur kennzeichnet, bestand die einzige Spur von Hingabe und Selbstlosigkeit in der Mutterliebe oder einem Schutzinstinkt“ (186).

Parallel wird von Bruno berichtet; sein Scheitern kündigt sich früh an. Bereits im Internat wird er fortgesetzt Opfer der (teilweise sexuellen) Gewalt älterer Mitschüler. Der Erzähler bezeichnet ihn als das „Omega-Tier“, das am unteren Ende der Hierarchie im Rudel steht. (Auch Houellebecq selbst spricht gern von „menschlichen und tierischen Gesellschaften“ in einem Atemzug.) Durch den Hass auf seinen Körper gerät Bruno in Gegensatz zur Hippie-Kultur seiner Mutter. Im Erwachsenenalter nimmt seine Isolation noch zu, und er entwickelt eine verächtliche, rein sexuell fixierte Haltung gegenüber Frauen. Er wird esssüchtig, und die Not treibt ihn in Peep-Shows und zu Prostituierten. Seine Frau misst er mit dem gleichen kalten Blick, dem er sich

selbst unterworfen fühlt. Die Beziehung zu seinem Sohn zerbricht mit dessen Pubertät. „In höchstens zwei Jahren würde sein Sohn versuchen, mit gleichaltrigen Mädchen auszugehen; diese fünfzehnjährigen Mädchen würde auch Bruno begehren. Sie würden sich bald in Rivalität zueinander befinden, dem Naturzustand der Männer“ (189).

Während Bruno verzweifelt und angestrengt nach sexuellen Begegnungen sucht, geht Michel ihnen aus dem Weg. Die Einsamkeit und das Scheitern beider wird vom Erzähler auf ihre persönlichen und bzw. körperlichen ‚Eigenheiten‘ zurückgeführt. Der als „egoistisch“ dargestellten Mutter wird dabei implizit der Großteil der Schuld zugewiesen.

Die Biographie der Brüder wird unterbrochen durch Einschübe über das Zeitgeschehen und die „Liberalisierung“ der Sexualität. Ein Gesetzentwurf zur Reform der Ehescheidung, eine partielle Legalisierung der Abtreibung und die Produktion der „Pille“ – all das nimmt der Erzähler mit offenkundigem Bedauern zur Kenntnis. Die sexuelle Liberalisierung wird mit der kapitalistischen parallelisiert. „Wie der schöne Begriff der ‚Schutzgemeinschaft der Ehe‘ andeutet, stellten das Ehepaar und die Familie die letzte Insel des Urkommunismus im Schoß der liberalen Gesellschaft dar. Die sexuelle Befreiung hatte die Zerstörung dieser letzten Gemeinschaftsformen zur Folge, der letzten Zwischenstufen, die das Individuum vom Markt trennten“ (129f). Der 68er Bewegung wird schließlich vorgeworfen, der kapitalistischen Ausbeutung der Sexualität die Bahn gebrochen zu haben. Die „libidinal-hedonistische Haltung nordamerikanischen Ursprungs“ sei in den 60ern von „anarchistisch inspirierten Presseorganen tatkräftig unterstützt“ worden. „Wenn diese Zeitschriften auch ... im Umfeld der Protestbewegung gegen den Kapitalismus angesiedelt waren, waren sie dennoch mit der Unterhaltungsindustrie in den wesentlichen Punkten einig: Zerstörung der jüdisch-christlich geprägten moralischen Werte, Apologie der Jugend und der individuellen Freiheit“ (61).

Ein gemeinsames Element von Ökonomie einerseits und den Liebes- bzw. sexuellen Beziehungen andererseits ist nach Houellebecq das der Verführung, die in einer „Logik des Supermarktes“ zum Ausdruck komme. Diese „führt zwangsläufig zu einer Streuung des Verlangens“ (1999b, 53). Das Verlangen sei zwar „kein reines Trugbild, dafür aber zum großen Teil das Produkt äußerer Determinierungen, sagen wir Determinierungen der Werbung im weitesten Sinne.“ Die fortschreitende „Liberalisierung“ habe auch die Beschränkungen aufgehoben, welche der Vermarktung des Sexuellen gesetzt waren. Im Ausdruck des „Libidinal-Massenkonsums“, der sich sowohl auf die ökonomische, als auch auf die sexuelle Sphäre bezieht, fasst Houellebecq seine Einschätzung des gegenwärtigen Kapitalismus zusammen.

Biologismus und Moralismus

In den Hauptwerken Dostojewskis triumphiert der soziale Realismus regelmäßig über die vordergründigen politischen Absichten des Autors. Z.B. sollen mit der Figur des Raskolnikow aus „Schuld und Sühne“ die revolutionären

Demokraten und Sozialisten getroffen werden. Dies mislingt gründlich, und Dostojewski schildert statt dessen eine andere Figur seiner Zeit, im Falle Raskolnikows einen Studenten, der mit seiner individualistischen und kriminellen Strategie, der Verelendung und Deklassierung zu entgehen, scheitert (vgl. Düwel 1971, 727).

Bei Houellebecq verhalten die Dinge sich anders. Hier liegt das, was der Autor an der gesellschaftlichen Wirklichkeit zeigt und entlarvt, begraben unter politischem Vorurteil. Um zum realistischen Teil der Texte vorzudringen, muss man zunächst die sentimental und reaktionären Illusionen beiseite schaffen.

Houellebecqs grundlegendstes philosophisches Thema ist das Verhältnis von Natur und menschlicher Moral. Es ist nur ein scheinbarer Widerspruch, wenn einerseits seine literarischen Darstellungen wimmeln von Biologismen, er selbst andererseits als Kritiker der biologistischen Reduktion des Menschen auftritt.

Einerseits sollen die Romane die These belegen, die Sexualität bilde die Grundlage für eine in der Natur fixierte soziale Hierarchie; in den „Elementarteilchen“ wird z.B. die Pubertät der Figuren vorwiegend aus dem quasismechanischen Ablauf biologischer Prozesse erklärt; Bruno wird zum „Omega-Tier“; in einer Filmkritik schreibt Houellebecq zum Schicksal einer fünfzigjährigen Frau, die vergeblich „eine letzte sinnliche Leidenschaft“ suche, die Natur sei zwar „schön, aber sie ist auch grausam“ (1999b, 16); sein Grundgedanke ist, dass das „Universum auf der Trennung, dem Leiden und dem Bösen“ (ebd., 29) basiere.

Andererseits sagt er, man glaube zu Unrecht, dass die Menschen ein „rein materielles Leben“ (ebd., 7) führten, und kritisiert einen „zynischen Realismus, der seit einigen Jahrhunderten in Mode ist, will man über die Menschheit reden.“ Folglich verurteilt er die biologistische und mechanistische Psychologie: „Es ist ... erstaunlich, mit welcher freudiger Unbekümmertheit man die Psychoanalyse aus dem Weg geräumt hat – die es zugegeben durchaus verdiente –, um sie durch eine reduzierende Lesart des Menschen auf der Basis von Hormonen und Neurotransmittern zu ersetzen. Die ... zunehmende Tendenz von Individuen, sich als isolierte, dem Stoßgesetz unterliegende Teilchen ... anzusehen, all das bewirkt natürlich, daß sich auch nicht die geringfügigste politische Lösung in die Praxis umsetzen läßt“ (ebd., 33f) – dies auch deshalb nicht, weil die „Massenpsychologie unwandelbaren Gesetzen“ folge und zur „Herrschaft der dümmsten und aggressivsten Bestandteile“ (ebd., 13) führe.

Der Widerspruch zwischen Biologismus und der Kritik an ihm ist aufgehoben in Houellebecqs Annahme eines rein gegensätzlichen Verhältnisses von Natur und menschlicher Moral: Die Natur wird zwar als extrem mächtig und als grausam angesehen, aber dem Menschen steht es Houellebecq zufolge frei, ihre Kräfte soweit als möglich zu unterdrücken oder aber durch Laxheit ihr zu erlauben, ihr grausames Werk zu tun. Unschwer kann man darin eine klassische konservative, übrigens partiell auch Freudianische Position erkennen. In

den „Elementarteilchen“ fasst der Erzähler bzw. ein Erzieher, der den jungen Bruno vor der Vergewaltigung durch seine Mitschüler schützen will, es so zusammen: „Die Brutalität und das Dominanzverhalten, die in den Tiergesellschaften allgemein verbreitet sind, wird schon beim Schimpansen ... von grausamen Willkürakten gegenüber dem schwächsten Tier begleitet. Dieses Verhalten erreicht seinen Höhepunkt ... beim [menschlichen – MZ] jungen Heranwachsenden. Später kommt das Mitleid ... auf“; dieses wird „sehr bald im Rahmen eines moralischen Gesetzes systematisiert. Im Internat ... repräsentierte Jean Cohen das moralische Gesetz ... Er erachtete den Gebrauch, den die Nazis von Nietzsches Gedankengut gemacht hatten, für durchaus legitim. In seinen Augen führte Nietzsches Gedankengut, dadurch daß es das Mitgefühl negierte, sich über die moralischen Gesetze erhob und ... das Reich des Willens begründete, auf natürliche Weise zum Nazismus“ (1999a, 51). Und in der „Kampfzone“ heißt es: „Von allen ... Systemen ist der Kapitalismus zweifellos das natürlichste. Das genügt bereits, um darauf zu verweisen, daß es das schlimmste sein muß“ (1998, 125).

Nietzsche und Houellebecq teilen die gleiche Weltsicht, wobei aber der erste verherrlicht, was der zweite verurteilt. Diese Verurteilung ist allerdings ambivalent. Houellebecq spricht von einer „starke(n) Antipathie gegen Nietzsche“, die ihn „zum intensiven Lesen seines Werks“ veranlasst habe (zit. nach Altwegg 2000). Wegen der „weitergehenden Überbevölkerung“, so Houellebecq, werde Nietzsche populär bleiben. „Je näher der Nächste einem kommt, umso hassenswerter wird er. Nietzsches Denken paßt deshalb ausgezeichnet zum Durchschnittsbürger ... Seine materialistische Seite [sic!], seine Aufwertung der Lust und des Abenteuers ... , tragen ebenfalls zur Nietzsche-Mode bei“ (ebd.).

Diese beiden sich elitär gebärdenden Autoren stellen Natur und Kultur isoliert einander gegenüber. Sie übersehen, dass die „Kulturfähigkeit“ selbst eine im Laufe der biologischen Evolution herausgebildete Gattungspotenz des Menschen ist. Würde der Mensch von per se maßlosen Trieben beherrscht, deren fatale Wirkung nur durch eine äußerliche Gewalt halbwegs eingedämmt werden kann, er wäre bereits lange ausgestorben.

Houellebecqs Misstrauen gegen die Natur treibt sonderbare Blüten. In einem Interview äußert der „Skandalautor“ folgendes: „Ich finde Leute absurd, die Angst vor gentechnisch manipulierten Lebensmitteln haben. Das sind Dummköpfe. Was wissen sie davon, was natürliche Nahrungsmittel anrichten können?“ (zit. n. Mayer 1998).

Der geistigen Sphäre erkennt Houellebecq eine extreme, schon groteske Eigenständigkeit zu. In den „Elementarteilchen“ äußert Michel Djerzinski: „Die reine Moral ist einzig und universell ... Sie ist nicht determiniert, aber sie determiniert. Sie ist nicht bedingt, aber sie bedingt“ (1999a, 38). Die Folgen von Veränderungen auf geistigem Gebiet hält Houellebecq für entscheidend: „Jeder Historiker der Geistesgeschichte“ könne die Etappen eines „gewaltigen metaphysischen Fortsetzungsroman(s)“ rekonstruieren, der mit dem „Tod

Gottes“ (1999b, 57) begonnen habe. Es sei „in Anbetracht vor allem unserer philosophischen Annahmen ... absehbar, daß sich der Mensch ... demnächst in eine Katastrophe stürzt“ (ebd., 35). Wem es aber gelinge, einen ehrlichen und positiven Diskurs zu entwickeln, der „wird den Lauf der Welt verändern“ (ebd., 66). Houellebecq bezweifelt, dass „eine Kultur lange ohne ... Religion“ auskommen könne, und fügt hinzu, er selbst sei nicht religiös.

Materialismus ist für ihn per se mechanistisch, den Marxismus hält er für eine ökonomistische Theorie, derzufolge sich mit der ökonomischen Umwälzung alle anderen sozialen Verhältnisse auch verändern. Der Öffentlichkeit, so Houellebecq, erscheine das 20. Jahrhundert als das des Triumphs einer „materialistischen Ontologie“. Allerdings habe mittlerweile die Quantenmechanik „jede Möglichkeit einer materialistischen Metaphysik“ zunichte gemacht: „Wenn es unmöglich ist, alle Parameter eines physikalischen Systems gleichzeitig mit Präzision zu messen, dann nicht nur, weil sie , durch die Messung gestört werden“, sondern weil *sie nicht unabhängig von ihr existieren*“ (26f, Hervorhebung von mir).

Diese Kritik am Materialismus ist in mehrfacher Hinsicht fragwürdig.

Erstens herrschen neben verschiedenen materialistischen auch idealistische Strömungen vor. Der prominenteste Idealismus bzw. Agnostizismus, die „Postmoderne“, kommt bei Houellebecq bemerkenswert glimpflich davon; der Erzähler der „Elementarteilchen“ sagt im Jahr 2080 rückblickend über die Arbeiten Foucaults, Lacans und Derridas, sie seien, „nachdem man sie jahrzehntelang total überschätzt hatte“ (1999a, 354), über Nacht ungerechtfertigterweise einem weltweiten Gespött zum Opfer gefallen; Deleuze und Debord seien „zwei hochangesehene Intellektuelle des vergangenen Jahrhunderts“ (ebd., 281) gewesen.

Zweitens fehlinterpretiert Houellebecq die Ergebnisse der Quantenphysik. Er gibt grob die sogenannte „Kopenhagener Deutung“ wieder, eine philosophische Interpretation der experimentell festgestellten Doppelnatur der Elementarteilchen und des Lichts. Aus dem Sachverhalt, dass Elementarteilchen zugleich Wellen- und Korpuskeleigenschaft besitzen und unter nur einem Aspekt jeweils gemessen werden können, folgert diese Deutung, dass die gemessenen Objekte nicht real bzw. „an sich“ erkennbar seien und durch den Messvorgang erst hervorgebracht würden. Dagegen lässt sich einwenden, dass Welle- und Korpuskeleigenschaft bewusstseinsunabhängige Aspekte der Elementarteilchen sind, die durch die unterschiedlichen, subjektiv gewählten Messmethoden jeweils in Erscheinung treten.

Drittens gibt es zwar die von Houellebecq kritisierten verdinglichenden, deterministischen, die Subjektivität negierenden Tendenzen innerhalb des Materialismus, aber sie sind für diesen nicht kennzeichnend: Bereits in den Feuerbachthesen hat Marx die Notwendigkeit postuliert, die menschliche Subjektivität als weltverändernden Tatbestand im Materialismus zu berücksichtigen. Marx wendet sich nicht gegen die Subjektivität, sondern gegen eine Auffassung, die auch Houellebecq selbst vertritt – dass es hauptsächlich die Ent-

wicklung des menschlichen Geistes sei, welche die reale Geschichte bestimme und die von praktischen Lebensnotwendigkeiten, sowie von materiellen sozialen Gegebenheiten unabhängig sei.

Houellebecqs moralistischer Einspruch gegen den „materialistischen“ Sozialdarwinismus ist keineswegs eindeutig. Der Erzähler der Elementarteilchen, der häufig die kulturkritischen Ansichten des Autors ausspricht, nimmt zugleich eine verächtliche Haltung ein. Als Brunos Freundin Christiane eine Querschnittslähmung erleidet und sich deswegen umbringt, resümiert er kalt: „In fast allen Fällen ist es den Leuten lieber, auf der Stelle getötet, als verstümmelt oder nur entstellt zu werden. Zum Teil natürlich, weil sie das Leben ein wenig leid sind; vor allem aber, weil nichts ... ihnen so furchtbar vorkommt, wie ein Leben als Krüppel“ (1999a, 281). Und über Sartre, mit dem Brunos Mutter einmal in einem Café in Algier tanzt, wird gesagt, seine Hässlichkeit grenze an Körperbehinderung. In der „Kampfzone“ allerdings wird von ärztlichen „Euthanasie“-Verbrechen in einem Krankenhaus berichtet, und aus dem Kontext geht hervor, dass der Autor in ihnen Symptome einer verurteilenswerten gesellschaftlichen Brutalisierung sieht.

Noch unklarer ist der Standpunkt, von dem aus Rassismus thematisiert wird. Fast alle Figuren vertreten rassistische Auffassungen, abgesehen vielleicht von Michel, der sich allerdings gegenüber dem Front National ausdrücklich gleichgültig verhält. Ziel des Rassismus sind überwiegend junge Männer afrikanischer und arabischer Herkunft; sie gelten entweder als starke sexuelle Konkurrenten (als besonders potent usw., kein Klischee wird ausgelassen) oder als Kriminelle (d.h. sie wenden in der ökonomischen Konkurrenz unerlaubte Mittel an).

Einerseits wirkt die Darstellung des Rassismus der Figuren – sie finden nirgends wirkliche Bestätigungen für ihre Unterstellungen – einfach realistisch. Andererseits äußert sich selbst die überwiegend positive Figur der Christiane rassistisch, und Houellebecqs eigene Haltung scheint mindestens geladen von Ressentiment zu sein. In seinen Essays spricht er von „dem Serben“, „dem Tutsi“ und „den Russen“, die sich widerstandslos in die Arme eines „mafiosen Kapitalismus“ geworfen hätten.

An den „Maastrichter Verträgen“ und der „Globalisierung“ kritisiert er ausgerechnet die Währungsunion. Diese macht er für die Verarmung weiter Bevölkerungskreise verantwortlich und dafür, dass Frankreich zu den Verlierern des europäischen „Einigungsprozesses“ gehöre. Er kritisiert nicht, dass die Währungspolitik zunehmend nach den Interessen der großen Unternehmen und Banken ausgerichtet wird; nicht die regional unterschiedlichen Sozial- und Lebensstandards, die die Ökonomien für eine Konkurrenz des Niedergangs nutzen; nicht die repressive europäische Flüchtlingspolitik. Statt dessen erklärt er sich zum Bewahrer des nationalen Währungssymbols. (Wahrscheinlich würden die Nationalisten nichts bemerken, wenn der Euro seine national verschiedenen Namen behalten dürfte, d.h. in Frankreich Franc und in der BRD D-Mark hieße.) Und der „eingefleischte Antiliberale“ übernimmt zugleich ei-

ne ebenso neoliberale wie nationalistische Doktrin, wenn er behauptet, ganz Frankreich verliere, während tatsächlich Verlieren und Gewinnen hier nicht eine Frage der Nation, sondern der sozialen Klasse ist.

Der Sündenfall 68

Die politische Hauptgegnerin Houellebecqs ist die 68er-Bewegung. Das Elend, dem seine Figuren unterliegen, sieht er durch die von ihr erzwungenen Reformen verursacht. „Natürlich fing die Sozialmaschine“ nach 1968 „wieder an, sich zu drehen – noch schneller, noch unerbittlicher (der Mai 68 hat nur dazu gedient, mit den wenigen moralischen Regeln zu brechen, die ihrem gefräßigen Lauf bis dahin noch im Wege standen)“ (1999b, 59). Welche Regeln sind hier gemeint? Der Gehorsam gegenüber dem Faschismus? Die autoritäre Erziehung? Oder jene Regeln, die einzuhalten Houellebecq Mühe hat, wenn er einen Kollegen öffentlich als „Arschloch“ (ebd., 9) beschimpft? Nein, es ist die „jüdisch-christliche Moral“, zu deren Verteidigung er angetreten ist. Dabei schert ihn wenig, dass Juden- und Christentum, wie z.B. Bloch (1968) gezeigt hat, gleichermaßen widersprüchliche Elemente – Herrenmoral ebenso wie plebejischen Widerstandsgeist – enthalten. Houellebecq allerdings reduziert das Christentum auf eine zur Güte stilisierte Unterwürfigkeit, die er speziell den Beherrschten empfiehlt. Auf die Befreiung der Frau sei die „Auflösung des Paares und der Familie“ gefolgt. „In traditionellen Verhältnissen entwickelte sich der Mann in einer Welt, die freier und offener war, als die der Frau; das heißt auch in einer härteren, wettbewerbsorientierteren, egoistischeren und gewalttätigeren Welt. Die femininen Werte waren gewöhnlich geprägt von Selbstlosigkeit, Liebe, Mitgefühl, Treue und Sanftheit ... es sind Werte einer höheren Kultur“ (1999b, 68). Diese Vorstellung von der Welt vor 1968 ist wirklich naiv! Als seien viele dieser Beziehungen nicht von Gewalt und Gleichgültigkeit geprägt gewesen, als habe sie das nicht für viele zu einer drückenden Last werden lassen! Pinl (1995) hat z.B. darauf hingewiesen, dass „Sanftmut“ und „Einfühlungsvermögen“ ein Mittel der Unterdrückten sein kann, um den Ansprüchen der Unterdrückten zuvorzukommen und sich ihnen partiell zu entziehen. Und Willis (1985, 186) sagt treffend, es seien die „guten Polizisten“, nämlich „Ehe, Mutterschaft und der höfliche alte Herr Ritterlichkeit“, die den Frauen einredeten, ihre „wahre Stärke liege in ... Sanftheit und Gewaltlosigkeit (man lese: Passivität und Machtlosigkeit).“ Der scheinbar so kritische Houellebecq akzeptiert stillschweigend die kapitalistischen Verhältnisse, die den Frauen die Hauptlast einer privaten, weitgehend entöffentlichenden Fürsorge für die Kinder aufbürden und damit die grundlegenden Konflikte zwischen „persönlichen“ und Kindesinteressen erst erzeugen. Und die von ihm – vor allem mit der Figur der Anabelle – so verherrlichte romantische Liebe stützt, bei all ihren Qualitäten, diese gänzlich unromantischen Verhältnisse, indem sie versucht, individuell deren Härte auszugleichen.

Richtig absurd wird es, wenn Houellebecq behauptet, der „Liberalismus“ und „Amoralismus“ der 68er habe die Gewalt freigesetzt. „In jenem Sommer 1976 war es schon völlig klar, daß all das ein schlimmes Ende nehmen würde. Die

körperliche Gewalt, die ausgeprägteste Erscheinungsform der Individualisierung, sollte in den westlichen Ländern die sinnliche Begierde ablösen“ (1999a, 174). Die Figur des David, der sich auf seiner Suche nach individueller Selbstverwirklichung zu einem sadistischen Mörder entwickelt, soll wohl an Charles Manson erinnern; parallel wird übrigens erzählt, Mick Jagger habe Brian Jones umgebracht. Wäre das Klischee von den „gewalttätigen“ 68ern nicht so verbreitet, es verdiente keine Erwähnung. Schon kurzes Nachdenken zeigt, dass die Welt vor 1968 nicht um einen Deut ärmer an Gewalt war, und dass einer der Anlässe der damaligen weltweiten Bewegung der Protest gegen die grauenhafte Gewalt des Vietnamkriegs war. Interessant ist, dass gerade die deutschen Konservativen den 68ern einerseits einen Amoralismus vorwerfen, der insbesondere durch „zu liberale“ Erziehung der „Jugendgewalt“ den Boden bereitet habe; andererseits beklagen sie einen „Hypermoralismus“, der, gestützt auf die Erfahrungen mit dem deutschen Faschismus, bisher verhindert habe, dass „Deutschland“ zu einer „normalen Nation“ wird.

Innere Widersprüche der Gesellschaft und ihrer Reformbewegung

Houellebecq thematisiert die düstere, von den etablierten Mächten vereinnehnte Seite des von der 68er Bewegung ausgelösten Entwicklungsschubes. Insbesondere zeigt er, dass die Sexualität nicht nur von Zwängen befreit, sondern auch der Kommerzialisierung und der Gewalt von Prestigekämpfen unterworfen wurde.

Aber er ist kein Dialektiker; er versteht es nicht, die tatsächliche Entwicklung in ihrer Widersprüchlichkeit und Ambivalenz zu zeigen. Statt dessen leugnet er die emanzipatorische Seite der Rebellion und idealisiert die Vergangenheit.

Daran, dass der ökonomische Hedonismus janusköpfig und eine liberale, eine bürgerliche Tugend ist, erinnert Houellebecq mit Recht, aber es handelt sich keineswegs um eine neue Einsicht. Den bürgerlichen Hedonismus haben bereits, wenn auch aus ganz anderen Gründen, Marx und Engels kritisiert: „Die Philosophie des Genusses war nie etwas anderes als die geistreiche Sprache gewisser zum Genuß privilegierter gesellschaftlicher Kreise (...) War beim Adel diese Sprache noch ganz auf den Stand und die Lebensbedingungen des Standes beschränkt, so wurde sie von der Bourgeoisie verallgemeinert und an jedes Individuum ohne Unterschied gerichtet, so daß von den Lebensbedingungen dieser Individuen abstrahiert und die Genußtheorie dadurch in eine fade und heuchlerische Moraldoktrin verwandelt wurde“ (MEW 3, 402f).

Übrigens traten die verschiedenen Fraktionen der 68er nicht überall gemeinsam gegen die unerträglich gewordenen Herrschaftsformen auf. In der Zeit des demokratischen Sozialismus Chiles z.B. stand die linksliberale „Humanistische Partei“ in Opposition zum 68er Allende. Während der neoliberalen Militärdiktatur äußerte Piñera, ein Berater und Ökonom Pinochets, öffentliche Sympathie für die „Hippies“ und erklärte, der Neoliberalismus sei die konsequente Fortsetzung des 68er Traums von der „Selbstverwirklichung“. Neoli-

berale Politik, die solche Begriffe vereinnahmt, darf allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, daß auch die „Linksliberalen“ 1968ff in vielen Ländern wichtige Beiträge zur Emanzipation geleistet haben (z.B. Kritik an repressiver Drogenpolitik).

Der sexuelle Hedonismus wurde bereits in den Reihen der 68er in Frage gestellt, so z.B. durch Holzkamp-Osterkamp (1976): Sie zeigt, wie die „sexuelle Befreiung“ es bei gleichzeitig unsicher bleibenden gesellschaftlichen (ökonomischen) Verhältnissen nahelegt, die sexuellen Beziehungen mit unerfüllbaren Glücksansprüchen zu befrachten. Dies führe, so Osterkamp, leicht zum Scheitern der Beziehungen und zur Angst vor diesem Scheitern.

Houellebecq verurteilt die allgegenwärtige sexualisierte kommerzielle Werbung und die Verwandlung der Sexualität in eine „Kampfzone“, aber indem er eine von den „68ern“ entfesselte Natur als Basis dieser Erscheinungen unterstellt, bewahrt er die realen gesellschaftlichen Verhältnisse vor Kritik. Die kapitalistische Praxis verwandelt den Großteil der Produkte in Waren und Beziehungen in Tausch- bzw. „Käufer-Kunden“-Beziehungen. Die Ware Arbeitskraft muss verkauft und folglich möglichst vorteilhaft dargestellt werden; die Existenzsicherung ist in der Regel an individuelle Leistungs- bzw. Unterwerfungsbereitschaft gebunden. Es ist nicht verwunderlich, dass diese aufgezwungene Praxis auf die „Privatsphäre“ übergreift und sich in unseren Denkweisen niederschlägt. Die kommerzielle Werbung weckt und verengt zugleich unsere Sehnsüchte; sie setzt mit Lustartikeln versehene Körper in Szene; ihre Bilder, mit deren Herstellung ein eigener wirtschaftlicher Zweig befasst ist, versprechen uns einen besonderen Gebrauchswert der Waren und schüchtern mit ihrer Künstlichkeit dennoch ein. Das Kapital macht mit der Sexualität, was es mit allem und allen macht: Es verwertet sie.

Der Umstand, dass uns die herrschende Ästhetik oft spontan ansprechend erscheint, heißt nicht, dass sie ‚echt‘ oder ‚natürlich‘ wäre: „Prämissen als Weltseite meiner Erfahrung ... verweisen ... auf auch gesellschaftstheoretisch zu klärende Lebens-Bedingungen. M.a.W.: Aus unserer Sicht bspw. ist ein Forscher, der Kommunikationsprozesse nicht etwa mit der Warenform gesellschaftlicher Beziehungen vermittelt, methodisch gesehen auf dem Mond...“ (Markard 1999, 9).

Trotz biologischer Dimensionen der Sexualität – von denen Houellebecq gern spricht, zu deren Analyse er aber nichts beiträgt – bleibt also die Frage nach den gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen es uns nahegelegt ist, die Mitmenschen und die sexuelle Liebe stark auf bestimmte Aspekte, vor allem des Körpers, zu reduzieren. Eindrucksvoll schildert Rohnstock (1995) den Einbruch der sexualisierten Warenästhetik in die DDR, eine Gesellschaft, die bekanntlich nicht von „jüdisch-christlicher Moral“ im Houellebecqschen Sinne geprägt war. „Nun schreien Plakatwände, Aufsteller, Bilder mit lächelnden Gesichtern und weißzahnigen Mündern. Hinter dem Lächeln steckt keine Freude, sondern Vorsatz. Das Lächeln will verführen: zum Kauf.“ Die Menschen im Osten kannten „keine Verführung, die bedrohlich werden konnte für

das eigene Konto, das eigene Leben.“ In den Kiosken der U-Bahnhöfe „baumeln“ heute „die Brüste auf Zeitschriften wie beim Fleischer die Eisbeine. (...) Wo alles enthüllt werden kann, muß alles geheim bleiben. (...) Zwischen ‚privat‘ und ‚öffentlich‘ wird eine Mauer errichtet. Schwächen, Ängste, Unsicherheit – das darf nicht ans Tageslicht. Sie könnten zu Nachteilen führen auf dem Markt, der die Perfektionen feilbietet. Wer diesem Markt nicht gerecht wird, fliegt als Mangelware auf den Müllhaufen ... Im Osten liefen die Uhren langsamer. Ohne Druck sind Augen und Seele offen für Entdeckungen. In der Einkaufsschlange kein genervtes Vergleichen der Preise. Sondern: ein Mann mit fröhlichen Augen, einem spitzbübischen Lächeln. Zeit für einen Flirt.“

Obwohl Houellebecq auch soziologisch argumentiert, tabuisiert er doch die Fragen nach gesellschaftlichen Alternativen (auch wenn die DDR sie nicht mehr sein kann und niemals wirklich war). Ebenso lässt er unberücksichtigt, dass es durchaus restaurative Gegentendenzen gibt, welche die Sexualität wieder einer direkteren Kontrolle zu unterwerfen streben (vgl. Haug 1998).

Es ist unklar, in welche Zeit sich Houellebecq zurücksehnt. Meist sieht er die Anfänge des Verfalls im Jahr 1968, einmal datiert er sie sogar auf die frühe Neuzeit, also auf die Herausbildung des Kapitalismus. Trotzdem ist seine Kritik am Kapitalismus sanft im Vergleich zur Verurteilung der 68er Linken. Gemeinsam mit dem neoliberalen Konservatismus hat Houellebecq erstens den Nationalismus des „Standorts“ und zweitens die Annahme einer natürlichen Asozialität des Menschen, die durch eine einsichtige Elite unterdrückt werden muss. Die Differenz zum Neoliberalismus besteht darin, dass er diesen als Teil der Barbarei ansieht und für eine Restauration partiell veralteter Herrschaftsformen eintritt. Houellebecqs politischer Standpunkt ist der eines *Konservativen* und *Rechten*. Die Leistung Houellebecqs aber ist die, dass er den Alptraum der Vereinzelung, des individuellen Hedonismus und der Einsamkeit, den die Dynamik kapitalistischer Gesellschaft hervorbringt, in den Horizont der Literatur und der Gesellschaftskritik zurückholt.

Literatur:

- ALTWEGG, Jürg (2000): Meisterdenker in der Metro. In: FAZ v. 10.6.2000
 BLOCH, Ernst (1968): Atheismus im Christentum. Frankfurt a.M.
 DÜWEL, Wolf (1971): Nachwort, in: F. M. Dostojewski, Schuld und Sühne, Berlin (DDR), S. 713-740
 HAUG, Frigga (1998): Zur Dialektik sexualpolitischer Kampagnen, in: Barbara Fried u.a., Erkenntnis und Parteilichkeit. Berlin
 HOLZKAMP-OSTERKAMP, Ute (1976): Motivationsforschung II. Frankfurt a.M.
 HOUELLEBECQ, Michel (1998): Ausweitung der Kampfzone. Berlin
 ders. (1999a): Elementarteilchen. Köln
 ders. (1999b): Die Welt als Supermarkt. Köln
 MARKARD, Morus (1999): Selbsterfahrung, Selbstreflexion und Selbstbeobachtung als Aspekte des subjektiven Weltzugangs der Kritischen Psychologie, in: Forum Kritische Psychologie 41, S. 5-11

- MARX, Karl und Friedrich Engels (1973): Die deutsche Ideologie, in: MEW 3, Berlin (DDR)
 MAYER, Astrid (1998): Mit Klontechnik gegen Einsamkeit, in: Tages-Anzeiger v. 1.12.98 (Zürich)
 PINL, Claudia (1995): Vom kleinen zum großen Unterschied. „Geschlechterdifferenz“ und konservative Wende im Feminismus. Frankfurt a.M.
 ROHNSTOCK, Katrin (Hg.) (1995): Erotik macht die Häßlichen schön. Sexueller Alltag im Osten. Berlin
 WILLIS, Ellen (1985): Feminismus, Moralismus und Pornographie, in: Ann Snitow u.a. (Hg.), Die Politik des Begehrens. Sexualität, Pornographie und neuer Puritanismus in den USA, Berlin (West), S. 179-190

Z - Nr. 44

erscheint Anfang Dezember 2000 mit dem Schwerpunktthema
 „Kapitalistische Moderne“

Das Heft enthält außerdem Beiträge von Renate Wahsner („Der Ernst, der Schmerz, die Geduld und Arbeit des Negativen. Bemerkungen zu einer Theorie der Dialektik“), von Thomas Metscher und Heewon Lee („Marxistische Philosophie und ontologische Ästhetik. Zu Hans Heinz Holz' *Philosophische Theorie der bildenden Künste*“), von Georg Stamatis zu „Automation der Produktion und Lohnarbeit“, von Günter Tesch zum „Non-Profit-Sektor“, von Horst Bethge zu „Bildungspolitik und Privatisierung“, von Emmerich Nyikos über Geschichtstheorie sowie Kommentare zu den MEGA-Bänden IV/31 (Naturwissenschaftliche Exzerpte und Notizen 1877-1883) und IV/32 (Die Bibliotheken von Marx und Engels) von Hubert Laitko und Jürgen Stroech.

Elitenwechsel in der ostdeutschen Justiz

Biographisch-politische Anmerkungen zu einem Artikel von Ute Schneider

Der Aufsatz von Ute Schneider zu diesem Thema im „Archiv für Sozialgeschichte“¹ ist wegen der problemreichen und bisher wenig bearbeiteten Thematik bemerkenswert, nicht zuletzt auch deshalb, weil er Einwände hervorruft und damit Ansätze zu einer ernsthaften Diskussion bietet.

„Modifizierter Elitenaustausch“?

Offenbar kommt man auch in der offiziellen Wissenschaft der BRD nicht umhin, dem Zeitgeist seine Reverenz zu erweisen:

„... daß sich die führenden Juristen der SBZ/DDR in den Dienst des neu entstehenden totalitären Staates stellten, ... von den Prinzipien des Rechtsstaates abwichen, ... politische Instrumentalisierung der Justiz, ... Parallelität dieser Entwicklung mit dem Weg der deutschen Justiz nach 1933“ usw. usw.²

Andererseits ist der Artikel fast schon subversiv gegenüber dem politischen Auftrag „Delegitimierung der DDR“³. Denn er wendet sich gegen die „seit den 1950er Jahren beständig wiederholten Urteile westlicher Standesorganisationen über die DDR-Justiz ...: Danach handelte es sich um Unrechtsjustiz, für die nicht-professionelle Juristen verantwortlich zeichneten ... es habe in der DDR-Justiz keine nennenswerten professionellen Kapazitäten gegeben.“⁴

Ute Schneider versucht eine gewissermaßen immanente Ehrenrettung. Eliten durch die „Kombination von fachlicher Qualifikation, Berufsethos und distinktem Lebensstil“ sowie die Rekrutierungsmethoden charakterisierend, formuliert sie ihren Grundansatz des „modifizierten Elitenaustausch in der DDR-Justiz“. Nach 1945 habe in der DDR ein umfassender Elitenaustausch

¹ Ute Schneider: Der deutsche Einheitsjurist in der frühen DDR. Elitenbildung beim Aufbau der DDR-Justiz. In: Archiv für Sozialgeschichte 39/1999, S. 235-264. Seitenzahlen zu diesem Artikel werden im weiteren ohne Titel angegeben. Warum Ute Schneider vom „Einheitsjuristen“ spricht, ist mir auch nach wiederholter Lektüre des Artikels nicht ersichtlich geworden. Eigentlich beweist die Betrachtung der verschiedenen Viten im Artikel doch das Gegenteil.

² S. 263.

³ „Ich baue auf die deutsche Justiz. Es muß gelingen, das SED-System zu delegitimieren. ...“ (Dr. Klaus Kinkel, damals Bundesminister der Justiz, in seiner Begrüßungsansprache an den 15. Deutschen Richtertag, 23. September 1991 in Köln).

⁴ Ich lasse dahingestellt, ob „die scharfe gegenseitige Polemik über die Zonengrenze hinweg, die mit dem Vorwurf der NS-Vergangenheit bzw. der Inkompetenz operierte, als eigentlich interner Elitenkonflikt gedeutet werden“ kann, „der von einem Systemkonflikt überlagert wurde“ (S. 238f).

stattgefunden, der jedoch nicht mit einer professionellen Dequalifikation verbunden gewesen sei („Es erfolgte ein Austausch der Personen, nicht aber der Profession“)⁵. Die Feststellung ist wahr, dürfte allerdings bei den ostdeutschen Juristen und Historikern kein Erstaunen hervorrufen. Gerade hinsichtlich der DDR kann man daraus aber nicht folgern, sie habe „in der über die politischen Umbrüche dieses Jahrhunderts hinwegreichenden Kontinuität der deutschen Rechtsgeschichte“⁶ gestanden.

Elitenwechsel vollziehen sich in Kontinuität und Diskontinuität. Die Geschichte der sozialistischen Umwälzungen ebenso wie jene der Restauration der kapitalistischen Verhältnisse hat gezeigt, daß Staat, Verwaltung und Justiz strukturell wie personell zumeist in weit geringerem Maße umgewälzt wurden als von den Soziologen und Historikern (auch den marxistischen) erwartet und von der Politik gefordert wurde.⁷

Ostdeutschland bildet jene Ausnahme, welche die Regel bestätigt.⁸ In der Justiz wurden nach 1945 besonders umfassend und tiefgreifend, radikaler als in der Verwaltung sämtliche ehemaligen Mitglieder der NSDAP (über 80% des Personalbestandes) entfernt. Die Grundlage bildeten die auf der Potsdamer Konferenz vereinbarten Beschlüsse zur vollständigen Entnazifizierung Deutschlands und hierzu Befehl 49 der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD).

Von dem überwiegenden Teil der „neuen gesellschaftlichen Führungsgruppe“ der Justiz in der sowjetischen Besatzungszone und später der DDR kann man nicht sagen, daß sie die „Kontinuität deutscher Juristen und ihres spezifischen Habitus“⁹ verkörpern. Persönlichkeiten wie Hilde Benjamin, Hilde Neumann, Rita Sprengel, Wolfgang Abendroth, Götz Berger, Rolf Helm kann man nicht zur „alten Elite“ der Weimarer Republik rechnen. Sie verstanden sich auch selbst nicht so – schon gar nicht als deren „zweite Reihe“. Wohl aber kann man sie als Teil der zwar nicht sehr zahlreichen, aber trotz innerer Inhomogenität deutlichen juristischen Gegenelite bezeichnen.

⁵ S. 239, 262.

⁶ S. 264.

⁷ Dazu habe ich mich verschiedentlich geäußert. Vgl. u. a.: „Verwaltung und Verwaltungsreform“. In: Utopie kreativ. Diskussion sozialistischer Alternativen. Nr. 90, April 1998, S. 12-26; „Administration: Invariant in a changing world“ In: Adam Lopatka, Andrzej Wrobel, Stefan Kiewlicz (Hrsg.) Panstwo prawa. Administracja. Sadownictwo. Prace dedykowane Prof. Dr. hab. Januszowi Letowskiemu w 60. rocznice urodzin. Wydawnictwo naukowe „Scholar”. Warszawa 1999, S. 163ff.

⁸ Übrigens auch bei den Restaurationsprozessen nach 1990. Vgl. dazu Hans-Ulrich Derlien: Elitezirkulation in Ostdeutschland 1989-1995. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament. Nr. B5/98 vom 23. Januar 1998, S. 4ff.; speziell zur Justiz: Hans Hubertus von Roenne: Politisch untragbar...? Die Überprüfung von Richtern und Staatsanwälten der DDR im Zuge der Vereinigung Deutschlands, Verlag Arno Spitz Berlin/Nomos Verlagsgesellschaft Baden Baden, Berlin 1997, bes. S. 193ff.

⁹ S. 239.

Formiert hatte diese sich in der Weimarer Zeit, vorwiegend aus Rechtsanwälten, in geringerem Maße aus Wissenschaftlern und verschwindend gering aus Richtern, Staatsanwälten u. a. Beamten oder auch Wirtschaftsjuristen. Eine Liste der deutschen Anwälte – in ihrer überwiegenden Mehrheit keineswegs Kommunisten –, die mit der „Roten Hilfe“ zusammenarbeiteten, gehörte zu den ersten Unterlagen, die 1933 der Polizei in die Hände fielen.

Die Naziherrschaft in Deutschland traf diese Gegenelite wie auch einen geringeren, aber intellektuell bedeutsamen, z. T. hervorragenden Teil der bisher systemkonformen Elite, wie Adolf Arndt, Robert Kempner, Otto Kirchheimer, Hans Nathan, Karl Polak, Gustav Radbruch, Eugen Schiffer – vorwiegend Sozialdemokraten, Liberale und alle Juden – mit größter Härte. Die Untersuchungen von Simone Ladwig-Winters über die Schicksale jüdischer Rechtsanwälte in Berlin nach 1933 lassen die Größenordnungen erkennen. Von 1227 jüdischen Rechtsanwälten (aus einer Gesamtzahl von 1875, die 1933 in Berlin zugelassen waren), wurden zum Jahre 1945 folgende Schicksale bekannt¹⁰

Natürlicher Tod	189	15,4%
Suizid	23	1,9%
Durch Kriegsereignisse verstorben	5	0,4%
Deportiert und umgekommen	271	22,1%
„Untergetaucht“, in Deportation oder sonstwie in Deutschland überlebt	104	8,5%
Exil und Rückkehr	48	3,9%
Emigriert	587	47,8%

Zu den Überlebenden und Zurückgekehrten der Gegenelite gesellten sich ehemalige Angehörige der juristischen Eliten der Weimarer Zeit, vereinzelt auch aus den Reihen der Kriegsgefangenen der Naziwehrmacht, die in schwierigen Umerziehungs- und Selbstfindungsprozessen mit dem Faschismus brachen. So formierte sich nach dem Zweiten Weltkrieg eine neue deutsche antifaschistische juristische Elite.

Von Ausnahmen, wie Karl Polak und Kurt Schumann (der in sowjetischer Kriegsgefangenschaft war) abgesehen, kehrten alle Angehörigen der antifaschistischen Justizelite aus westlichem Exil zurück oder hatten in Deutschland überlebt.

Ein Teil, wie Adolf Arndt und Fritz Bauer, richtete in Westdeutschland die Anstrengungen auf die antifaschistische Reinigung der deutschen Justiz. Im Unterschied zur sowjetischen Besatzungszone konnten die antifaschistischen

¹⁰ Vgl. Simone Ladwig-Winters: *Anwalt ohne Recht. Das Schicksal jüdischer Rechtsanwälte in Berlin nach 1933*. be.bra verlag berlin-brandenburg 1998, S. 84.

Eliten im Staat des Art. 131 GG, des Josef Filbinger und des Kanzleramtsministers Globke niemals Dominanz erlangen.

Nicht alle Lebensläufe verliefen geradlinig. Wolfgang Abendroth z. B. kehrte nach seiner Rückkehr aus britischer Kriegsgefangenschaft 1946 in die britische Besatzungszone zurück, begab sich aber dann aus familiären und beruflichen Gründen¹¹ in die sowjetische Zone. Eugen Schiffer und Hilde Benjamin (die ihn aus der kommunistischen Bewegung in der Weimarer Zeit kannte) riefen ihn in die DJV¹², wo er mit meiner Mutter gemeinsam an der Volksschichterausbildung arbeitete. 1948 verließ er die SBZ, weil er als Mitglied der SPD und ehemaliger Angehöriger der Kommunistischen Partei – Opposition (KPO) politische Verfolgungen befürchtete.

Elitenwechsel und Rechtsbegriff

Die Entscheidung von Angehörigen der antifaschistischen juristischen Elite, in die sowjetische Besatzungszone zu gehen oder dort zu bleiben, war in den meisten Fällen eine bewusste politische Entscheidung. Sie war Ausdruck der grundsätzlichen Kritik an jener bürgerlichen Staats- und Rechtsordnung, die dem deutschen Faschismus gedient hatte, und der Entschlossenheit, diese antifaschistisch und demokratisch umzugestalten.

Ute Schneider meint auch hier, eine Kontinuität von der Weimarer Republik über die Naziherrschaft bis in die DDR feststellen zu können. Sie verweist auf die wichtige Rolle von Begriffen wie „Volk“ und „Gemeinschaft“ in der ausgehenden Weimarer Republik. Sie hätten nicht nur die Anpassung der übergroßen Mehrheit deutschen Juristen an die Naziherrschaft befördert, sondern auch zu den rechtswissenschaftlichen Voraussetzungen gehört, welche die führenden Juristen der späteren DDR in ihre Ämter mitgebracht hätten. Ute Schneider zieht Parallelen zur „starke[n] Betonung des „Volks“-Begriffs in der DDR-Jurisprudenz“.¹³

Diese Auffassung ist außer durch vordergründige verbale Parallelen weder biographisch noch ideengeschichtlich zu stützen. Wenn Eugen Schiffer 1947 in seiner Kritik der Justiz der Weimarer Republik die Formel „Volksfremdheit des Rechts - Rechtsfremdheit des Volkes - Weltfremdheit der Richter“ prägte¹⁴, so wird man ihm wohl schwerlich den Transport „völkischer“ Tendenzen zuschreiben können.

¹¹ Es ging um die Ablegung der zweiten juristischen Staatsprüfung. Vgl. hierzu und zum Folgenden Wolfgang Abendroth: *Ein Leben in der Arbeiterbewegung. Gespräche, aufgezeichnet und herausgegeben von Barbara Dietrich und Joachim Perels*. Suhrkamp Verlag Frankfurt/M. 1976, S. 196ff. Allerdings sind Abendroths Erinnerungen mitunter ungenau. So meinte er, mein Vater, der Arzt war, sei wie meine Mutter Jurist gewesen (S. 197).

¹² Die volle Bezeichnung lautete: Deutsche zentrale Justizverwaltung für die sowjetische Besatzungszone Deutschlands.

¹³ Vgl. S. 263.

¹⁴ Eugen Schiffer, Geleitwort zur ersten Ausgabe. In: „Neue Justiz“ 1947, Nr. 1, S. 1

Karl Polak war vor seiner Hinwendung zum Marxismus und seiner Vertreibung durch die Nazis Schüler Erik Wolfs und neigte folgerichtig dem Existentialismus zu. Sein Dissertationsthema lautete „Studien zu einer existenzialen Rechtslehre.“¹⁵

Aus einer frühen Notiz Hilde Benjamins, vermutlich aus ihrer Heidelberger Zeit (1922-23), wird ersichtlich, daß sie der historischen Rechtsschule, einer der Hauptträgerinnen des „völkischen“ Gedankens, kritisch gegenüberstand und eher Gustav Radbruchs Konzeption der Rechtsetzung als zweckvollen Handelns im Sinne einer zunächst noch immanent verstandenen gesellschaftlichen Zwecksetzung zuneigte.

In Weiterführung dieser Gedankengänge stellte Hilde Benjamin die gesellschaftlichen Bezüge des Rechts in den Mittelpunkt. Zu ihren bevorzugten Strafrechtslehrern gehörten Eduard Kohlrausch und Moritz Liepmann, die aus der soziologischen Schule kamen.¹⁶ Praktisch interessierte sie sich u. a. für Gefängnisfürsorge und das, was heute „Sozialarbeit“ heißt. Diese Orientierung entsprach der unter den linken Intellektuellen der Weimarer Zeit verbreiteten Hinwendung zur „sozialen Frage“ im weitesten Sinne. Mein Vater beispielsweise promovierte als Mediziner „Über Ledigenheime“ und meine Tante Dora Benjamin, die mit Hilde Benjamin eng befreundet war, zum Dr. rer. pol. mit einer Arbeit zur sozialen Lage der Berliner Konfektionsheimarbeiterinnen.

Die deutschen linken Juristen brachten in den Wiederaufbau nach der Befreiung 1945 nicht nur die Hinwendung zur sozialen Frage ein, sondern auch ihre Erfahrungen mit der Justiz der Weimarer Republik. Deren Rechtsstaatlichkeit war – so die praktische Erfahrung – sehr gut mit bürgerlicher Klassenjustiz vereinbar.¹⁷

Auch die Nazidiktatur wurde bis weit in die Kriegsjahre hinein äußerlich rechtsförmig betrieben. Ute Schneider spricht selbst von einem „legalistisch verbrämten Unrechtsregime“. Nicht nur das „Völkische“ war es, das den reibungslosen Übergang der Justiz von der Weimarer Republik in das Nazireich beförderte, sondern nicht minder die speziell für das bürgerliche deutsche Rechtsdenken charakteristische Konzeption der abstrakten Normativität, die nicht nach dem Inhalt der Rechtsvorschrift fragte, sondern nach ihrer Rechtsförmigkeit. Die Nürnberger Gesetze sind nur die bekannteste Normensammlung dieser Art, im „Stuckart-Globke“ mit juristischer Akribie kommentiert. In jedem Amtsgericht gehörten sie zum Handwerkszeug.

¹⁵ Vgl. Karl Polak: Reden und Aufsätze. Staatsverlag der DDR Berlin 1968, S. 37.

¹⁶ Die Vertreter dieser Schule definierten sich politisch, soweit überhaupt, im gesamten Spektrum von radikal links bis extrem rechts. „Völkisch“ waren sie nicht.

¹⁷ Vgl. hierzu und zum folgenden auch Michael Benjamin: Zur Staatskonzeption und Sicherheitspolitik der SED. In: Utopie kreativ, Nr. 17/18, März/April 1992, S. 92ff.; Rechtsstaatlichkeit und Demokratie. In: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Nr. 30 (Juni 1997), S. 117-128.

Eines der wenigen Bücher, die aus den Beständen meines Vaters erhalten blieben, ist das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses vom 14. Juli 1933. Bearbeitet und erläutert von Dr. med. Arthur Gütt, Ministerialdirektor im Reichsministerium des Inneren, Dr. med. Ernst Rüdin, o. ö. Professor für Psychiatrie an der Universität und Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Genealogie und Demographie der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie in München, Dr. jur. Falk Ruttke, Geschäftsführer des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst beim Reichsministerium des Innern“.

Diesem Buch lag ein Zettel bei, in dem der J. F. Lehmanns Verlag „mit deutschem Gruß und Heil Hitler“ meinem Vater folgendes mitteilte:

„Der Reichsführer der Kassenärztlichen Vereinigung Deutschlands hat unterm 6. März angeordnet, daß jedes Mitglied im Besitz des Kommentars zum Sterilisierungsgesetz von Gütt-Rüdin-Ruttke sein muß. ... Es steht nicht im Belieben eines Mitgliedes, ob es das Buch beziehen will oder nicht.“

Daß meinem Vater schon ein Jahr zuvor die „Einstellung der kassenärztlichen Tätigkeit“ mit der bemerkenswerten Begründung „Bezirksverordneter der kommunistischen Partei“ verfügt worden war (auch seine jüdische Abstammung wäre ein hinreichender Grund gewesen), war irrelevant.

Wer in den erhalten gebliebenen Akten der Oberfinanzdirektion Berlin (und anderer Städte) den ameisenhaften Eifer, die bürokratische Betriebsamkeit und den juristischen Perfektionismus erfährt – Verfügungen, Bescheide, Zustellungsurkunden, Grundbuchlöschungen –, mit dem Tausende deutscher Juden zugleich mit ihrer Verschleppung in die Vernichtungslager ausgeraubt wurden, den können als Deutschen, als Juristen und als Menschen nur Scham und Zorn packen. Das Reichsgericht aber übte willig, leidenschaftslos und kaustisch zu alledem die höchstrichterliche Rechtsprechung aus.

Die Angehörigen der antifaschistischen Elite hatten erlebt, wie leicht es war, die klassische bürgerliche Rechtsstaatlichkeit in den Dienst einer menschenfeindlichen Politik zu stellen. Mit diesem Widerspruch gingen sie auf verschiedene Weise um. Robert Kempner wurde zum Ankläger in Kriegsverbrecherprozessen, Gustav Radbruch stellte unter dem Eindruck der faschistischen Verbrechen 1946 die nach ihm benannte Formel auf.¹⁸ Angesichts des „unerträglichen Maßes“ der nazistischen Staatskriminalität stellten beide für diesen konkreten Sachverhalt klassische bürgerliche Prinzipien wie das Rückwirkungsverbot und das Prinzip „nullum crimen sine lege“ in Frage.

¹⁸ „Der Konflikt zwischen der Gerechtigkeit und der Rechtssicherheit dürfte dahin zu lösen sein, daß das positive, durch Satzung und Macht gesicherte Recht auch dann den Vorrang hat, wenn es inhaltlich ungerecht und unzweckmäßig ist, es sei denn, daß der Widerspruch des positiven Gesetzes zur Gerechtigkeit ein so unerträgliches Maß erreicht, daß das Gesetz als ‚unrichtiges Recht‘ der Gerechtigkeit zu weichen hat.“ (Gustav Radbruch: Rechtsphilosophie, 8. Auflage, Stuttgart 1973, Seite 345). Bekannt ist, wie diese gegen das faschistische Unrecht gerichtete These nach 1989 dazu instrumentalisiert wird, strafrechtlich gegen Juristen und Politiker der DDR vorzugehen.

Für Hilde Benjamin, Hans Nathan, Karl Polak, Heinz Such und andere belegte die Entwicklung des deutschen Rechts und der Juristen die Notwendigkeit einer grundlegenden Justizreform und der Absage an das formale (strukturelle) Rechtsverständnis.

Diese Überzeugung war bis weit in das Lager bürgerlicher Demokraten verbreitet. Wiederum war es Eugen Schiffer, der forderte, nicht einfach den Zustand vor der Errichtung des deutschen Faschismus wiederherzustellen, „sondern einen neuen, und zwar einen demokratischen Rechtsstaat zu schaffen“.¹⁹

Die Frage nach dem demokratischen Sinngehalt des Rechtsstaats war von höchst praktischer Bedeutung. Die Berufung auf die Unantastbarkeit des Eigentums z. B. spielte in Ostdeutschland eine Rolle bei den Auseinandersetzungen um die Enteignung der Großgrundbesitzer, der Kriegs- und Naziverbrecher. Eine Auseinandersetzung, die nach der Niederlage des Sozialismus in Deutschland wieder aufgenommen wurde und z. T. für die Ostdeutschen zu schwerwiegenden Konsequenzen geführt hat.

Eine ausführliche Bewertung der weiteren Justizentwicklung der DDR würde den Rahmen dieses Artikels überschreiten. Rückschauend ist als schwerwiegendes Defizit festzustellen, daß sich in der DDR ein Rechtsverständnis verstärkte, das letztlich darauf hinauslief, die rechtsstaatlichen Formen gegenüber dem „sozialistischen Inhalt“ des Rechts als zweitrangig zu betrachten. Letztlich wurde der Begriff der Rechtsstaatlichkeit in Ostdeutschland durch den der „sozialistischen Gesetzlichkeit“ ersetzt.²⁰ Recht und Gesetz wurden nicht als Werte für sich, sondern vor allem als Instrumente der Politik gesehen, ihre Rolle als Garantie der Rechte des Einzelnen trat in den Hintergrund.

Eine Kritik der „politischen Instrumentalisierung der Justiz“, wie sie auch Ute Schneider übt, bleibt unvollständig und damit unwahr, wenn sie über die Klassenjustiz der Weimarer Zeit, den Nazifaschismus, aber auch über die bis heute vom Antikommunismus getragene Rechtspolitik und -praxis der BRD schweigt.

Personalrekrutierung

„Unter professionspolitischen Gesichtspunkten waren die führenden Juristen des neu entstehenden Staates ‚innerhalb der Zunft‘ um die Aufrechterhaltung fachlicher Standards und akademischer Qualifikationen bemüht, die sie gemäß den Vorgaben der SED allerdings mit den politischen Selektionsmechanismen des Kadernsystems in Einklang zu bringen versuchten. Ein Kooptierungsverfahren sicherte dabei zunächst die Homogenität der sich dezidiert gegen ‚Laien‘ abgrenzenden juristischen Führungselite ...“²¹

¹⁹ Eugen Schiffer: Geleitwort zur ersten Ausgabe „Neue Justiz“ 1947, Nr. 1, S. 1.

²⁰ Vgl. z.B. W. I. Lenin: Über „doppelte“ Unterordnung und Gesetzlichkeit. In: Werke, Band 33. Dietz Verlag Berlin 1962, S. 349ff.

²¹ S. 255.

Natürlich waren die Verantwortlichen für den Aufbau des zentralen Verwaltungsapparates der künftigen DDR (der Zentralverwaltungen der sowjetischen Besatzungszone, zu denen auch die DJV gehörte) bemüht (und nicht ohne Erfolg), Kader mit hoher Professionalität als Mitarbeiter wie als Leiter einzusetzen. Außerdem spielten auch und gerade zu jener Zeit parteipolitische Erwägungen eine wesentliche Rolle. Daß neben Eugen Schiffer von der LDP seine Stellvertreter Paul Bertz der KPD und Karl Kleikamp der SPD angehörten und Direktor Otto Hartwig der CDU, war selbstverständlich nicht zufällig. Und daß Paul Bertz bald ausschied und durch Ernst Melsheimer ersetzt wurde, hatte vor allem politische und kommunikative Gründe. Die Tatsache, daß Bertz nicht „Volljurist“ war, war nicht entscheidend; daß er den engeren Mitarbeitern Eugen Schiffers in der Kunst der behördlichen Intrige weit unterlegen war, spielte schon eine wesentlichere Rolle.

Vor allem aber kann die Untersuchung der „Rekrutierung“ der Mitarbeiter der Justiz nicht wie bei Ute Schneider auf die Spitze des Apparates beschränkt bleiben, d.h. im Wesentlichen auf einige leitende Funktionen in der Zentralen Justizverwaltung der Sowjetischen Besatzungszone. Die Auswechslung der Angehörigen des Justizapparates umfaßte auch die mittleren und unteren Glieder.²² Diese vor allem verkörpern in der Regel das Element der Kontinuität, der Fortgeltung von Wertmaßstäben, Aufrechterhaltung von Verhaltensanforderungen („Ehrenkodex“, „Berufsethos“), der Fortführung von Verhaltensstereotypen. Mit dem Einsatz der Absolventen der Volksrichterlehrgänge in der Justiz (zunehmend übrigens auch in der oberen Leitungsebene) wird nicht nur diese Kontinuität durchbrochen. Es werden auch „soziale Distinktion“ und „Standespolitik“ des Juristenstandes aufgehoben²³, jedenfalls entscheidend modifiziert; in manchem wird an Verhaltensformen und den Habitus der juristischen Gegenelite der Weimarer Zeit angeknüpft.

Ute Schneider zollt auch hier dem Zeitgeist ihren Tribut, indem sie ohne Beleg und ohne Analyse von „antisemitischen Kampagnen“ in der DDR spricht.²⁴ Der einzige konkrete Lebenslauf, den sie erwähnt, derjenige Prof. Hans Nathans, ist als Beleg dieser Behauptung wenig geeignet. Sie selbst schreibt: „Nathan entwickelte sich im weiteren Verlauf seiner Karriere zu einer der zentralen Persönlichkeiten im Bereich der Juristenausbildung. ... Hans Nathan starb hochdekoriert und -geehrt im Jahre 1971.“²⁵ Ähnliches ließe

²² Vgl. Zur Geschichte der Rechtspflege der DDR 1945 – 1949. Von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Hilde Benjamin. Staatsverlag der Deutschen Demokratischen Republik Berlin 1976, S. 70ff.

²³ Woher übrigens Ute Schneider nimmt (S. 265), daß in der DDR die Richter und Staatsanwälte besonders hoch bezahlt wurden, bleibt unklar. Daß sie höher bezahlt wurden als KPD-Funktionäre, trifft sicher zu. Ihre Gehälter lagen aber deutlich niedriger als diejenigen vergleichbarer Verwaltungsmitarbeiter und im Durchschnitt auch unterhalb der Facharbeiterlöhne. Der „Kampf“ um die Erhöhung der Richtergehälter gehörte zu den ständigen „Arbeitsproblemen“ meiner Mutter während ihrer Zeit als Justizministerin.

²⁴ S. 248f.

²⁵ S. 249.

sich über die Lebensläufe anderer Persönlichkeiten in der oberen Leitungsebene der Justiz der DDR sagen, wie z. B. Karl Polak, Hilde Neumann, Heinrich Toeplitz, Staatssekretär im Justizministerium, später Präsident des Obersten Gerichts, die Richter am Obersten Gericht Rothschild und Curt Cohn, der Staatsanwalt beim Generalstaatsanwalt Karl Kohn (die beiden letzteren wurden salopp unterschieden als „K-Kohn“ und „C-Cohn“), Hans Heilborn, Bezirksstaatsanwalt in Halle, später Hauptabteilungsleiter im Ministerium der Justiz, oder für Rechtsanwälte, wie Friedrich Karl Kaul, Friedrich Wolff und andere.

Aus meiner Erfahrung sehe ich keinen Grund, von dem abzurücken, was ich im Hinblick auf die DDR 1990 schrieb: „Man stieg in die Elite nicht auf, obgleich man Jude war, ebensowenig allerdings, weil man Jude war. Man mag sonst zu den Mechanismen der Elitebildung in der DDR sehr kritisch stehen, und muß das auch, ... Aber ihre Indifferenz in judaicis war einer ihrer Vorzüge. Immerhin scheint es mir hierbei des Vermerkens wert, daß in dieser Elite in allen Bereichen (nicht nur in Wissenschaft und Wirtschaft, auch in Kunst und Politik) die Juden im Verhältnis zu ihrem Bevölkerungsanteil durchaus überrepräsentiert waren - vielleicht sogar stärker als in jedem anderen Land.“²⁶

„Alltagswelt“

Meines Wissens als erste betrachtet Ute Schneider den „sozialen Habitus“ der „leitenden Juristen der DDR“, insbesondere als „gruppenspezifische Distinktionsmerkmale“ Sprache, Titelführung und Geselligkeitsformen.²⁷ Von diesen drei sehr unterschiedlichen Merkmalen soll vor allem das dritte betrachtet werden.

Was die Sprache betrifft, so wird in dem Artikel weniger die Sprache der Juristen als diejenige der Gesetze der DDR erörtert. Das wäre eine selbständige Studie wert, die nicht nur die großen Kodifikationen, sondern auch das alltägliche „Verordnungswesen“ umfassen müßte. Der immanente Widerspruch zwischen begrifflicher Schärfe und Allgemeinverständlichkeit ist ja als Problem und Herausforderung keineswegs auf die Gesetzgebung unter sozialistischem Vorzeichen beschränkt. Daß die DDR im Umgang damit erfolgreicher war als Ute Schneider meint – was seinerzeit international Aufmerksamkeit und Anerkennung fand –, zeigt schon der Textvergleich zwischen dem Bürgerlichen Gesetzbuch des Deutschen Reiches bzw. der BRD und dem Zivilgesetzbuch der DDR. Inwieweit die interne „Behördensprache“ der DJV bzw. später des Justizministeriums tradierte Elemente aufweist, müßte speziell untersucht werden.

²⁶ Michael Benjamin: Gnade der anderen Geburt? Ein Brief an Irene Runge. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 10/1990, S. 1250.

²⁷ S. 257ff.

Betonter „Titelführung“ standen nach meiner Erinnerung jedenfalls meine Mutter und ihre engere Umgebung (Melsheimer, Nathan, Hilde Heinze u. a.) kritisch, wenn nicht ablehnend gegenüber. Die auch mir wohlbekannt Anekdote von der Aufforderung der Sekretärin Eugen Schiffers an den Dolmetscher (Baron v. Stackelberg) „Exzellenz lassen Herrn Baron bitten“ (meine Mutter war, soweit ich mich entsinne, Zeugin des Vorganges) wurde stets amüsiert und distanziert erzählt. Allerdings betrachteten die meisten Titelfragen als zweitrangig und hielten es nicht für angezeigt, die Beziehungen durch Verletzung von Eitelkeiten zu verschärfen. Die „Ordensflut“ später in der DDR verdiente gesonderte Betrachtung. Daß sie ein „Distinktionsmerkmal“ der Juristen wäre, kann man aber auf keinen Fall sagen.

Schwerlich läßt sich auch nachweisen, daß es hinsichtlich des Lebensstils „auch in der DDR eine Kontinuität deutscher Juristen und ihres spezifischen Habitus gab“.²⁸ Schon in der Weimarer Zeit hatten die Angehörigen der juristischen Gegenelite einen anderen Lebensstil, andere Präferenzen und „gesellschaftlichen Umgang“ als ihre systemkonformen Standesgenossen. Natürlich hatten sie in der Regel eine solide „gutbürgerliche“ Bildung, Empfänglichkeit für Kunst und Literatur. Meine Mutter spielte nicht nur Klavier, sie hatte zeitlebens eine Vorliebe für klassische Musik und für die bildende Kunst des Jahrhundertanfangs – wie Franz Marc, Käthe Kollwitz, Auguste Rodin, Max Liebermann, Paula Modersohn-Becker, Frans Masereel, Ernst Barlach, Lea und Hans Grundig. Sie las Heine und Gottfried Keller, Fontane und Gogol, Galsworthy, Thomas Mann und G. B. Shaw und immer wieder Lew Tolstoi.

Zu ihrem kulturellen Spektrum gehörten aber auch die linken Schriftsteller wie Willi Bredel, Karl Grünberg, Hans Marchwitza, und Theodor Plivier; Ludwig Renn, Arnold Zweig und Anna Seghers; Henri Barbusse und die sowjetrussischen Schriftsteller wie Fedin, Gladkow und Tretjakow, Makarenko und Pantelejew („Schkid, die Republik der Strolche“). Sie sah Eisensteins „Panzerkreuzer Potemkin“ und Friedrich Wolfs „Cyankali“, Brecht-Weills „Dreigroschenoper“ und „Mahagonny“, Aufführungen bei Piscator, von Gustav v. Wangenheim „Truppe 31“, Auftritte von Ernst Busch und von Erich Weinert.²⁹

Zu ihrem Lebensstil gehörten die aktive Teilnahme an sozialen Auseinandersetzungen (z. B. am 1. Mai 1929), Arbeit in und mit Organisationen wie der Roten Hilfe, bei Kommunistinnen und Kommunisten darüber hinaus in der Parteizelle und als Folge umfangreiche soziale Kontakte nicht nur mit der Klientel, mit Berufskolleginnen und -kollegen aus der Mittel- und Oberschicht, sondern auch mit linken Intellektuellen, Arbeiterinnen und Arbeitern, Parteifunktionären. Aus diesem Milieu kamen persönliche Freundschaften, von denen einige, wenn auch zu wenige, Verfolgungen und Krieg überdauerten.

²⁸ S. 239.

²⁹ Vgl. Hilde Benjamin: Georg Benjamin. Eine Biographie. 3 Auflage. S. Hirzel Verlag Leipzig 1987, S. 164f.

Die Nazidiktatur zerriß dieses gesellschaftliche Geflecht. Die Angehörigen der sich nach dem Kriegsende neu formierenden antifaschistischen Elite – ganz besonders jene, welche die Nazizeit in Deutschland überstanden hatten – kamen aus einer zwölfjährigen politischen und weitgehend auch sozialen Isolation. Der Tod, Illegalität und Emigration, Haft, Internierung und Kriegsgefangenschaft, Flucht und Zwangsarbeit hatten selbst engste familiäre Bindungen zerrissen, die oft nicht mehr neu geknüpft werden konnten.

Die Angehörigen der antifaschistischen Elite waren weitgehend unabhängig von ihrer sozialen und politischen Herkunft durch das Ziel verbunden, einen Beitrag zur Überwindung des Nazifaschismus und für eine antifaschistische Orientierung Deutschlands zu leisten. Hinzu kam, daß sie in den Anfangsjahren eine Minderheit bildeten. Die Betriebsgruppe der KPD, später der SED in der DJV z. B. hatte anfangs fünf Mitglieder und 1947 nicht mehr als elf.³⁰ All das erzeugte ein Gefühl der Gemeinsamkeit und des Zusammenrückens. Deshalb kann es nicht verwundern, daß, wie auch Ute Schneider feststellte, persönliche Freundschaften sich rasch bildeten. Oft werde ich gefragt, wie es kommen konnte, daß meine Mutter z. B. mit Ernst Melsheimer oder Kurt Schumann zusammenarbeiten, ja freundschaftlich verkehren konnte, die doch (wenn auch jedenfalls Melsheimer nicht eben an exponierter Stelle) der Nazijustiz gedient hatten. Die Antwort ist: Es überwog die Gemeinsamkeit des Ziels der Errichtung einer antifaschistischen Justiz in Deutschland.

Andererseits war Hilde Benjamin nicht nur politisch, sondern auch menschlich sehr enttäuscht, als Wolfgang Abendroth für sie völlig unerwartet aus der sowjetischen Besatzungszone flüchtete. Daran konnte auch der Brief an sie nichts ändern, in dem er versicherte, er werde auf keinen Fall irgendeiner anti-sowjetischen und antikommunistischen Position Handlangerdienste leisten, keinesfalls gegen den sozialistischen Aufbau in der Sowjetischen Besatzungszone Stellung beziehen und stets den Grundsätzen der Oktoberrevolution treu bleiben.³¹ Trotz dieser Enttäuschung verfolgte meine Mutter aufmerksam und bei aller Distanz nicht ohne Anteilnahme den weiteren Lebensweg Wolfgang Abendroths in der BRD.

Daß sich in Lebensstil und Geselligkeit eine „Kluft zwischen antibürgerlicher Ideologie und der Übernahme bürgerlicher Verhaltensweisen“ aufgetan haben sollte, daß Geselligkeits- und Umgangsformen sowie Hobbies kultiviert wurden, die „der politischen Führung meist suspekt“ waren und nur noch in kleinen Privatziirkeln gepflegt wurden³², ist, mit Verlaub gesagt, Unsinn. Es ist schon bemerkenswert, zu welchen Fehlurteilen eine Betrachtungsweise führt,

³⁰ Vgl.: Zur Geschichte der Rechtspflege der DDR 1945 – 1949. Von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Hilde Benjamin. Staatsverlag der Deutschen Demokratischen Republik Berlin 1976, S. 60.

³¹ Wolfgang Abendroth: Ein Leben in der Arbeiterbewegung, a. a. O., S. 205. Das Original des Briefes, von dem Hilde Benjamin mir erzählte, ist leider nicht erhalten geblieben.

³² S. 261.

welche die Vergangenheit mit den Vorurteilen von heute mißt und den historischen Kontext außer Betracht läßt.

Solche Probleme mochten in gewissem Umfang die jungen kommunistischen Intellektuellen der Weimarer Zeit bewegt haben.³³ Eine Generation, die durch Zuchthäuser, KZ, Widerstandskampf, Krieg und Bomben gegangen war, verschwendete keine Gedanken an dergleichen – so jedenfalls meine Erfahrung. Im Gegenteil: Meiner Mutter, 1945 war sie dreiundvierzig Jahre alt, war das, was man gemeinhin die besten Jahre des Lebens nennt, durch die Nazis geraubt worden. Sie spürte im Politischen wie im Privaten einen ungeheuren Nachholbedarf.

Und die Flucht in kleine Privatzirkel entfiel schon deshalb, weil dafür besonders in den ersten Jahren nach 1945 kaum Zeit war. Es war auch dem ZK der KPD bzw. der SED durchaus gleichgültig, ob Hilde Benjamin und Hans Nathan vierhändig gemeinsam Klavier spielten oder über die zivilrechtliche Problematik der Abstraktion von der causa diskutierten. Im Übrigen wurde die private Geselligkeit nach meiner Erinnerung durchaus „normal“ geübt und zeichnete sich nicht durch besonders überhöhte Geistigkeit aus.

Ute Schneider übersieht, daß sich auch neue Züge der Geselligkeit herausbildeten. Das von ihr angeführte Beispiel der „Festzeitung“ gehört zu der beginnenden Tradition der „Betriebsfeiern“ mit ausgeprägt egalitärem Charakter. Meiner Mutter entlockten sie übrigens keinen Enthusiasmus, ohne daß ich das sogleich wieder als „Distinktionsmerkmal“ interpretiert haben möchte. Mehrfach hörte ich von ihr, wie sie ihre Teilnahme an den ungeliebten Feiern rationalisierte, indem sie meinte, ein Personalchef (oder später Kaderleiter) kenne seine Mitarbeiter nicht ausreichend, wenn er sie nicht auch bei einer solchen Feier beobachtet habe.

„Tradiert“ und von Ute Schneider nicht zur Kenntnis genommen sind die in ihrer großen Mehrheit nicht „verordneten“ (um ein gängiges Unwort zu zitieren), sondern gewachsenen und über Jahrzehnte aufrechterhaltenen Beziehungen zur „Basis“, zu Arbeiterinnen, Arbeitern und Angestellten. Im Nachlaß meiner Mutter befinden sich Dutzende Ordner, welche die Korrespondenz mit Betrieben, Arbeitskollektiven, Schulen, Krankenhäusern, Armee-Einheiten, Sozialeinrichtungen usw. enthalten. Die in Westdeutschland (und nach 1989 nicht selten auch in Ostdeutschland) oftmals ironisierte „Verbindung der Intelligenz mit der Arbeiterklasse“ war für meine Mutter unmittelbar praktisch. Besonderen Umfang nahmen diese Beziehungen in den fünfziger und sechziger Jahren an, auch nach dem Ausscheiden meiner Mutter aus der Justiz.

Die Anlässe und Zusammenhänge waren vielfältig. Einer der erste Betriebe, mit denen eine solche Beziehung zustandekam, war das Steinkohlenwerk

³³ Meine Mutter berichtet aus der Weimarer Zeit über ihre Selbstzweifel, ob „Quartette und Sonaten von Mozart und Beethoven und Schubert eigentlich mit dem Kommunismus zu vereinigen“ seien, ob das nicht eine elitäre, dem Proletariat fremde Musik sei. Vgl. Hilde Benjamin: Georg Benjamin. A.a.O., S. 165.

„Martin Hoop“. Im Juli 1952 hatte Hilde Benjamin den Prozeß wegen des Grubenunglücks im Martin-Hoop-Schacht geführt³⁴, an dessen Auswertung im Betrieb sie auch teilnahm. Seitdem unterhielt Hilde Benjamin bis in die siebziger Jahre vielfältige Beziehungen zu Parteiorganisationen, Schöffenkollektiven, Arbeitskollektiven wie auch der Leitung des Zwickauer Steinkohlenbergwerks und seiner Nachfolgebetriebe nach der Stilllegung des Steinkohlenbergbaus.

Großen Umfang hatten die Beziehungen zu Betrieben und Einrichtungen, die den Namen meines Vaters trugen – meist Krankenhäuser, Sozialeinrichtungen, entsprechende Ausbildungsstätten, Organisationen des Roten Kreuzes, aber auch militärische Einrichtungen und Schulen. Nach der in der DDR geltenden Ordnung mußten die Hinterbliebenen der Namensgeber ihre Zustimmung zu der Namensverleihung erteilen. Meine Mutter nahm solche Anträge sehr ernst; versagte ihre Zustimmung selten, legte aber Wert auf konkrete Vorhaben der antragstellenden Kollektive im Zusammenhang mit der Namensgebung, besuchte sie häufig, trat jedenfalls stets in Informationsaustausch mit ihnen.

Der langandauernde Kontakt mit der Brigade „Judith Auer“ aus der damaligen Schokoladenfabrik VEB „Berggold“ (die hauptsächlich aus Frauen bestand) war in den 60er Jahren entstanden, als diese Brigade sich an Hilde Benjamin mit der Bitte gewandt hatte, ihren Namen tragen zu können. Hilde Benjamin lehnte das prinzipiell wie aus rechtlichen Gründen ab und schlug der Brigade vor, sich um den Namen „Judith Auer“ zu bemühen.³⁵

Auch hinsichtlich des „Habitus“ lagen die Dinge also einfacher und zugleich komplizierter, als sie sich Ute Schneider darstellen. Es wurde vieles vom Lebensstil der linken deutschen Intellektuellen „tradiert“ – dasjenige, was sie von den systemkonformen Kollegen der Weimarer Zeit unterschied wie auch Gleichartiges; und es entwickelten sich neue Lebensformen und Verhaltensweisen. Die Tradierung von Herrschaftseffekten vermag ich nicht zu erblicken.

³⁴ Gegenstand des Prozesses war ein Grubenbrand im April 1952, der auf Grund unzureichender Sicherheitsvorkehrungen 48 Todesopfer forderte. Vgl. Neue Justiz 1952, S. 370.

³⁵ Judith Auer (1905-1944) hatte Musik studiert. Im Zweiten Weltkrieg als Einkäuferin dienstverpflichtet, nutzte sie ihre Arbeit für den antifaschistischen Widerstandskampf. Wegen „Hochverrats“ wurde sie vom „Volksgerichtshof“ zum Tode verurteilt und am 27. Oktober 1944 hingerichtet. Hilde und Georg Benjamin kannten Judith Auer und ihren Mann Erich seit 1926. Sie arbeiteten gemeinsam in einer Straßenzelle der KPD. Vgl. Hilde Benjamin, Georg Benjamin, a.a.O., S. 160.

„Tagesordnung: Judenmord“

Zum Werk des Faschismus- und Antisemitismusforschers Kurt Pätzold

Festschriften zu Ehren eines akademischen Fachgenossen verlohnen selten die Lektüre. Oft sind sie bloße Kollektionen von Manuskriptmüll, der in den Regalen oder Schreibtischschubladen der Gratulanten Staub gefangen. Sind sie indessen – wie beim vorliegenden Opus – sehr viel mehr als zusammengeheftete beliebige Aufsätze zum Themenkomplex des Jubilars, dann darf man unterstellen, dessen exemplarisches Engagement als Forscher und die außerordentliche Qualität seiner Schriften haben die Autorinnen und Autoren motiviert, der Bedeutung seiner Lebensarbeit eingedenk und mit ihr vertraut, sie in Teilaspekten zu ergänzen.

„Alle Teile des ihm zgedachten Werkes berühren seine umfangreichen, breit gefächerten Arbeitsgebiete, aus denen eine beachtens- und aner kennenswerte Lebensbilanz erwuchs,“¹ bekunden der Leipziger Historiker Manfred Weißbecker und der Marburger Politikwissenschaftler Reinhard Kühnl, die Herausgeber der dem Berliner Faschismus- und Antisemitismusforscher Kurt Pätzold zum 70. Geburtstag dargebotenen Festschrift *Rassismus, Faschismus, Antifaschismus*. Auf 570 Seiten tragen 36 seiner ost- und westdeutschen Kolleginnen und Kollegen Erhellendes zu diesen zentralen *sujets* bei, mit denen sich der 1992 abgewickelte Professor an der Humboldt-Universität in 40 Jahren historischer Forschung, Analyse und Aufklärungsarbeit beschäftigt hat.

Die Einleitung zu seiner gemeinsam mit Erika Schwarz verfaßten Studie „Auschwitz war für mich nur ein Bahnhof“ über Franz Novak, [den] Transportoffizier Adolf Eichmanns, der gemeinsam mit seinem Partner bei der Deutschen Reichsbahn, dem Amtsrat Otto Stange,² die Judentransporte in die Vernichtungslager organisierte, mündet in die Forderung: „In der Erinnerung und im Gedächtnis der Heutigen soll und muß über das [...] Ende des 20. Jahrhunderts hinaus – um es mit diesem einen Wort zu sagen – ‚Auschwitz‘ gehalten werden. Mitunter ist zu hören, die Analyse seiner Voraussetzungen und seiner Existenz mit den Mitteln des Historikers störe die Trauer. Doch gefühlsmäßige Hinwendung allein vermag nicht zu erschließen, was ‚Auschwitz‘ war und daß ein Auschwitz wieder sein könnte.“³

Wie berechtigt und notwendig Pätzolds Forderung ist, beweisen die in Deutschland zur ‚Trauerarbeit‘ professionalisierte Trauer und die entpoliti-

¹ Weißbecker, Manfred/Kühnl, Reinhard (Hg.) unter Mitwirkung von Erika Schwarz: *Rassismus, Faschismus, Antifaschismus*. Forschungen und Betrachtungen. Gewidmet Kurt Pätzold zum 70. Geburtstag. Köln, Papyrossa Verlag, 2000, Unser Wort zuvor, S. 12. Alle Seitenzahlen in Klammern beziehen sich auf diese Festschrift.

² Pätzold, Kurt/Schwarz, Erika: „Auschwitz war für mich nur ein Bahnhof“. Franz Novak – der Transportoffizier Adolf Eichmanns. Berlin, Metropol, 1994, Einleitung, S. 24f.

³ Ebd., S. 114.

sierte Inszenierung amtlichen Gedenkens, wie sie bereits an etlichen Gedenkstätten und Mahnmalen zelebriert wird. Beide dienen der Legitimation eines von Geschichte unbelasteten neuen Nationalismus. Um diesem erinnerungslosen neuen Nationalismus entgegenzuwirken, erweitern Kurt Pätzold und sein Konautor Manfred Weißbecker am Ende ihrer *politischen Biographie des Adolf Hitler* ihre Warnung vor einem künftigen Faschismus, falls das Kapital im herrschenden neoliberalen Wirtschafts- und Ordnungssystem seiner bedürfen sollte und die demokratischen Widerstandskräfte erlahmten:

„Zu fragen ist nach der tatsächlichen Entfernung, nicht nach der Entferntheit der deutschen Zustände von sozialen, ökonomischen, politischen, strukturellen, geistigen, kulturellen und auch mentalen Voraussetzungen, die sich einmal als der Vorhof des Faschismus herausstellten. [–] Wird so vorgegangen, dann könnte Hitler – der Name steht hier für das System – im Bewußtsein der Minderheit seiner noch lebenden Zeitgenossen und der Mehrheit der Nachgeborenen ein herausforderndes Maß abgeben, an dem Politik gemessen würde und Politiker sich messen lassen müßten. Es hieße das, mit der ‚Erfahrung Hitler‘ auf eine neue Weise umzugehen und mit dem bloßen Geschwätz über Aufarbeitung und Bewältigung deutscher Vergangenheit aufzuhören. Sie wäre statt dessen als Kriterium dafür anzunehmen, ob und wie die Deutschen einer aus ihrer Geschichte herrührenden Verantwortung gerecht werden. Anders als Schuld ist Verantwortung allen auferlegt, auch jenen, die noch nicht geboren waren, als man Hitlers Asche unauffindbar verstreut hatte. [Wir] Autoren suchten mit [unseren] Mitteln und Möglichkeiten die Wahrnehmungsfähigkeit für gesellschaftliche Vorgänge und die ihnen innewohnenden Möglichkeiten zu schärfen. Denn: Die Hoffnung, mit dem Ende des Hitlerreiches sei der Faschismus für alle Zeiten dermaßen diskreditiert, daß er nicht wieder zerstörerische Kraft erreichen könne, hat sich als Illusion erwiesen.“⁴

Aus vielfältigen aktuellen Anlässen knüpfen die Herausgeber der Festschrift in ihrer Einleitung an dieses Credo an: „Je weiter wir uns [vom Ende des Zweiten Weltkriegs] entfernen, desto stärkeres Bemühen ist zu verspüren, die notwendige Erinnerung an diesen Teil deutscher Geschichte zu verdrängen oder das Geschehene zu relativieren. Mehr denn je bleibt es daher eine Aufgabe, über den gewöhnlichen Faschismus einschließlich der alltäglichen Erscheinungsformen rassistischer Fremdenfeindlichkeit zu forschen und seine Ursachen darzustellen.“ (S. 9f.)

Die der Festschrift beigelegte 14-seitige Bibliographie seiner Bücher und Zeitschriftenaufsätze zeigt Kurt Pätzold als einen Historiker, in dessen Denken die Aufklärung der Zusammenhänge und Wechselwirkungen zwischen Rassismus und Faschismus den höchsten Rang innehat. Erste Ergebnisse seiner Forschungen hat Pätzold 1973 in seiner Dissertation B bzw. Habilitati-

⁴ Pätzold, Kurt/Weißbecker, Manfred: *Adolf Hitler. Eine politische Biographie*. Leipzig, Militzke Verlag, 1995, S. 596.

onsschrift *Antisemitismus und Judenverfolgung* präsentiert,⁵ die die Auseinandersetzung mit der Nazi-Ära in der DDR in eine bis dahin vernachlässigte Richtung gelenkt hat. Von nicht minderer Relevanz ist seine mit Erika Schwarz erarbeitete *Dokumentation zur Organisation der „Endlösung“*. Sie ist 1992 unter dem Titel *Tagesordnung: Judenmord. Die Wannsee-Konferenz am 20. Januar 1942* erschienen und liegt mittlerweile schon in der 4. Auflage vor.⁶ Mit ihrem Werk wollen Pätzold und Schwarz mit der „hartnäckig“ sich haltenden Mär aufräumen, die „Endlösung [der Judenfrage]“ sei von den Teilnehmern der [von Reinhard Heydrich einberufenen und von Adolf Eichmann vorbereiteten] Wannsee-Konferenz beschlossen worden. [...] Das zählbige Dasein der irrigen Version belegt zweierlei: Die Existenz außerordentlich verschwommener Bilder von der Funktionsweise des NS-Staates [und] die Unkenntnis der Tatsache [...], daß zum Zeitpunkt der Wannsee-Konferenz bereits mehrere hunderttausend Juden umgebracht worden waren.“⁷

Das „zählbige“ Fortdämmern dieser Mär in den Köpfen von Millionen Deutschen demonstriert die seinerzeitige Effizienz des Vokabulars, mit dem die Nazis den Genozid vor der Öffentlichkeit camoufliert haben, ihre Sprachregelung mit Begriffen wie „Um-, Aus-, Absiedlung“, „Evakuierung“, „Deportation“, „Ghettoisierung im Osten“, „zweckentsprechender Arbeitseinsatz“ oder „Sonderbehandlung“, eine Sprachregelung, die damals im In- und Ausland trotz besseren Wissens gern als Stütze zum Selbstbetrug für bare Münze genommen wurde. Die Mär lebt wohl auch deshalb munter fort, weil manche dieser Nazi-Begriffe bei der Mehrheit der heutigen deutschen Bevölkerung Zustimmung finden, z.B. wenn's um die Behandlung unwillkommener Ausländer, Asylanten oder Sinti und Roma geht. Auch sind diese Termini hilfreich sowohl zum Zweck der Verdrängung der Nazi-Greuel, die gleichsam im Sprachgewaber verschwimmen, als auch bei der Weigerung der westdeutschen Nachkriegseliten und -volksmassen, sich ihrer historischen Verantwortung zu stellen.

Zur Erklärung der obwaltenden Neigung zur Verdrängung und Verweigerung erinnert Pätzolds Berliner Kollege Wolfgang Benz in seinem Beitrag *Revisio-nismus als Antisemitismus* mit Blick auf die Nachfahren der Naziverbrecher, der großen und kleinen Arisierungsgewinnler, der Mitläufer und Weggucker, an „das Plädoyer des Schriftstellers Martin Walser im Herbst 1998 für die Privatisierung der Erinnerung [an] den Holocaust, [durch das] die Emotionen vieler deutscher Bürger öffentlich artikuliert wurden als Motive zur Abwehr kollektiver Erinnerung an Auschwitz [...]“. Im moralisch und emotional beson-

⁵ Pätzold, Kurt: *Antisemitismus und Judenverfolgung* (Januar 1933 bis August 1935). Eine Studie zur politischen Strategie und Taktik des faschistischen deutschen Imperialismus. Dissertation B, Berlin 1973.

⁶ Pätzold, Kurt/Schwarz, Erika: *Tagesordnung: Judenmord. Die Wannsee-Konferenz am 20. Januar 1942. Eine Dokumentation zur Organisation der „Endlösung“*. Berlin, Metropol, 1992. 4., durchges. Aufl., 1998.

⁷ Ebd., S. 22.

ders besetzten Themenkomplex Holocaust gibt es [...] unbewußte Delegationsaufträge im Diskurs der Generationen, und zwar in der Tätergesellschaft wie bei den Nachkommen der Opfer. Auf der einen Seite ist es die Suche nach brauchbaren Traditionen deutscher Vergangenheit, [...] nach positiven Elementen in der deutschen Geschichte, möglichst auch im Nationalsozialismus. Der Delegationsauftrag lautet, es dürfe und könne doch nicht alles negativ sein, was die Väter taten. [...] Auf der anderen, der jüdischen, Seite besteht der unbewußte Auftrag, Wachsamkeit und Argwohn zu institutionalisieren, die Erinnerung zu provozieren, die Verbrechen an den eigenen Vorfahren nicht Geschichte werden zu lassen, sondern im Bewußtsein aller Deutschen lebendig zu halten. [...] Der Bombenkrieg der NATO gegen Serbien bot die Gelegenheit, Paradigmen zu wechseln. Der Pazifismus, der sich jahrzehntelang auf die Verbrechen des NS-Staats berief, verstummte und Politiker wie Intellektuelle wetteiferten in der Rechtfertigung der militärischen Aktionen, die dazu dienen sollten, ‚ein zweites Auschwitz‘ zu verhindern. [...] Eine neue und künftig wohl noch verstärkt auftretende Form der Relativierung ist die inflationäre Beschwörung des Holocaust, um aktuelle politische, moralische oder sonstige Zielsetzungen zu motivieren.“ (S. 15f.)

Um sowohl der Verdrängung als auch der „inflationären Beschwörung des Holocaust“ im Interesse des neuen Nationalismus und der neoliberalen Wirtschaftsordnung, die ihre Ziele auch militärisch durchzusetzen willens ist, entgegenzuwirken, haben etliche Historiker an sich selbst den Auftrag delegiert, die historischen Ursachen des Faschismus, des Zweiten Weltkriegs und des Genozids über jeden Zweifel erhaben aufzuklären und darzustellen. In deren vorderster Front kämpft der am 3. Mai 1930 in Breslau geborene und von seinem antifaschistischen Elternhaus geformte Kurt Pätzold. Er und seine Mitstreiter wollen dreierlei erreichen: Die jungen Generationen sollen erstens die aktive oder passive Beteiligung der überwiegenden Mehrheit der Deutschen an den Nazi-Verbrechen bewußt reflektieren. Sie müssen zweitens befähigt werden, das Kalkül der wirtschaftlichen, militärischen und politischen NS-Eliten auf den Völkermord als massenpsychologisches und ökonomisches Instrument zur Vorbereitung auf den Raubkrieg und zu dessen Durchführung klar zu erkennen, und sie müssen drittens – auf diese Erkenntnis gestützt – mobilisiert werden, gegen neuere, tendenziell genozidale Verbrechen wie den Vietnamkrieg, die von transnationalen Energie- und Bergbaukonzernen in Afrika angeführten Massaker oder jüngst den von Benz inkriminierten NATO-Krieg gegen Jugoslawien sich vehement zur Wehr zu setzen.

In seiner Analyse des auf Hitler zugeschnittenen nationalsozialistischen Führerprinzips definiert Werner Röhr die Grundlagen für das verbrecherische Handeln von Partei, Staat, Wehrmacht und Wirtschaft. „Das Führerprinzip lieferte [...] vor allem praktische Regulierungsmuster. Es kann daher in dieser Funktion nicht begriffen werden, wenn es nicht als Prinzip politischer Bevollmächtigung zu terroristischer Gewalt verstanden wird. Erst [...] als durchgängiges Prinzip der Ermächtigung und Regulierung terroristischer Gewalt

führte die Praxis dieses Prinzips dazu, daß hunderttausende Führer aller Ebenen persönlich Massenverbrechen befohlen und verübt haben.“ (S. 156)

Dietrich Eichholtz deutet die von Röhr analysierten Führerprinzipien als Voraussetzungen für das kriminelle Handeln des deutschen Kapitals im Zuge einer „Neuordnung Europas“: „Im Osten besonders, aber auch im Westen betrieb die deutsche Wirtschaftselite die ‚Neuordnung‘ unter dem Vorzeichen von Terror und Massenmord. All ihre Aktivitäten waren nur in der [...] von Wehrmacht, SS und Polizei geschaffenen mörderischen Atmosphäre möglich.“ (S. 120)

Das mit dem Genozid wie mit dem Profitinteresse des Kapitals aufs Engste verbundene „Massenverbrechen“ war die Zwangsarbeit in all ihren Formen. Eichholtz weist nach, wie das Kapital schon mitten im Krieg Vorstellungen entwickelte, daß die Zwangsarbeit nach dem „Endsieg“ fortgesetzt werden müßte. „Seit 1942 setzte sich weitgehend die Auffassung durch, daß die Zwangsarbeit von Ausländern in Deutschland auch nach dem Krieg den deutschen Wohlstand, daß wirtschaftliche Übergewicht Deutschlands und seinen Herrschaftsanspruch als dominierende Großmacht in der Welt zu sichern geeignet sei. [...] ‚Der Deutsche‘, so erklärte ein Direktor des Fieseler-Flugzeugkonzerns vor seinen Kollegen vom Junkers-Konzern, ‚hat sich mit dem Ausländereinsatz zum ersten Male in einem riesigen Umfange die Tätigkeit von Hilfsvölkern zu eigen und zunutze gemacht und daraus große Lehren gezogen und Erfahrungen gesammelt. Es wird schon gut sein, schon während, spätestens nach dem Kriege diesen ganzen Erfahrungsschatz an berufener Stelle zu sammeln.““ (S. 120f.)

Das mittlere und zumal das große deutsche Kapital, das trotz Kriegszerstörungen die Bilanz der Nazi-Ära mit beträchtlichem Gewinn abschließt und de facto als Sieger aus dem Zweiten Weltkrieg hervorgeht, profitiert schon bald nach der Niederlage von dem „Erfahrungsschatz“. Zu Demokraten gewendete Nazis und Mitläufer wie Ludwig Erhard, Karl Blessing, Alfred Müller-Armack, Karl Maria Hettlage oder Hermann Josef Abs haben ihn „während des Kriegs“ gesammelt und extrapolieren aus ihm in der Adenauer-Zeit die operative Grundlage des ‚Wirtschaftswunders‘.⁸ Zwar sind die USA die „dominierende Weltmacht“ geblieben, doch US-Regierung und das verbündete US-Großkapital leisten vermittels des Marshall-Plans solidarischen Beistand zum schnellen Wiederaufbau und zur Modernisierung der Produktionsstätten. Terroristische Ausbeutung von Zwangsarbeitern bis zum Tod ist nicht mehr möglich. Das Kapital muß nun freiwillige Gastarbeiter anwerben. In Europas Süden und Südosten, in der Türkei, Nordafrika und Südkorea sind sie billig und in genügender Menge zu haben. Auch mit diesem ‚Menschenmaterial‘

⁸ Vgl. Eichholtz, Dietrich: Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft 1939-1945. Band III: 1943-1945. Berlin, Akademie Verlag, 1996. – Zur Abschlußbilanz des deutschen Großkapitals siehe S. 677-679; zu den Naziwirtschaftsplanungen für ein „neugeordnetes“ Nachkriegseuropa siehe S. 522ff., 530ff., 532ff., 586ff., wo dargestellt ist, wie Ludwig Erhard und Konsorten aus den gesammelten Erfahrungen Strategien für die Nachkriegszeit entwickelten.

sind große Gewinne zu erwirtschaften, die hinreichen, um die BRD zur weltweit führenden Exportnation auszubauen und zu konsolidieren. Angesichts dieses nahtlosen Übergangs von der Zwangs- zur Gastarbeit darf es nicht verwundern, daß es dem Kapital nun schwerfällt, sich als Schuldner seiner früheren Arbeitssklaven zu begreifen.

In ihrem Beitrag über *Fremdarbeiter in Potsdam-Babelsberg* berichtet Almuth Püschel, daß DDR-Bürger dem „Massenverbrechen“ der Zwangsarbeit in der Regel kaum kritischer gegenüberstehen als Westdeutsche. „Bei der Befragung von Zeitzeugen wird deutlich, daß die Anwesenheit der ausländischen Arbeitskräfte [während der Nazi-Ära] sehr wohl wahrgenommen, aber bis zum heutigen Tag, von Ausnahmen abgesehen, das Ungeheuerliche dieses Vorgangs nicht reflektiert wurde. Ähnlich wie hinsichtlich der Juden wird betont, wie gut man zu den ausländischen Arbeitskräften war. Ein ehemaliger Vorarbeiter [...] erzählt, daß er [einen Zwangsarbeiter aus der Sowjetunion] an Wochenenden mit nach Hause genommen, Gartenarbeit [hatte] verrichten lassen und [ihm] dafür belegte Brote gegeben [hatte]. Daß er auf diese Weise, wie Tausende andere auch, im Kleinen am Fremdarbeitereinsatz partizipiert hatte, spiegelt sich in den Erinnerungen nicht.“ (S. 450f.)

Bestürzend, wenn auch logisch ist Almuth Püschels Erklärung für die Verdrängung: „Das im Aufruf der KPD vom 11. Juni 1945 enthaltene Schuldbekenntnis zum Nationalsozialismus verschwand zunehmend aus der öffentlichen Diskussion und war spätestens mit Beginn der 60er Jahre nicht mehr präsent. Der Umgang mit der Geschichte des Nationalsozialismus führte zu der paradoxen Situation, daß vor allem die nachgeborenen Generationen das Gefühl entwickelten, daß ihre Vorfahren a priori nicht zur TäterInnen-Generation gehört haben, sondern immer auf der ‚Siegerseite‘ gestanden“ hätten (S. 450).

Die historische Analyse des mörderischen Antisemitismus der Nazis wie auch des jüdischen antifaschistischen Kampfs kollidierte in der frühen DDR mit der Parteidoktrin, die zu Stalins Lebzeiten antisemitisch kontaminiert war und nach Stalins Ableben den antifaschistischen Kampf exklusiv für die Kommunistische Partei, später die SED, reklamierte. Erst 1966 durfte Helmut Eschwege, „von Arnold Zweig mit einem Geleitwort versehene Dokumentation *Kennzeichen J* [...] nach Überwindung großer Hemmnisse erscheinen“ (S. 317),⁹ hält der Vormärzforscher Walter Schmidt in seinem Bericht *Jüdisches Erbe in der DDR* fest. Umso bedeutsamer als Schrittmacher nicht bloß Kurt Pätzolds Habilschrift *Antisemitismus und Judenverfolgung* von 1973, die freilich ungedruckt blieb, als vielmehr seine 1975 publizierte Monographie *Fa-*

⁹ Vgl. Eschwege, Helmut [Hg.]: *Kennzeichen J. Bilder, Dokumente, Berichte zur Geschichte der Verbrechen des Hitlerfaschismus an den deutschen Juden 1933-1945*. Mit einem Geleitwort von Arnold Zweig, einer Einleitung von Rudi Goguel und einer Chronik der faschistischen Judenverfolgungen von Klaus Drobisch. Berlin, VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, 1966.

schismus, Rassenwahn, Judenverfolgung,¹⁰ die Schmidt als die erste DDR-Veröffentlichung wertet, „die nach den ökonomischen, politischen und ideologischen Hintergründen und Zielen der Judenverfolgung fragte und sich dabei gegen allzu lineare Vorstellungen von einer Zwangsläufigkeit der faschistischen Judenpolitik wandte“. (S. 317)

In seiner *Rückschau auf Begegnungen und Debatten*, die mit der Zusammenarbeit an dem unter Pätzolds Leitung 1969 erschienen Standardwerk *Deutschland 1933-1939. Lehrbuch der deutschen Geschichte, Band 11*,¹¹ anhebt – einem Titel der seltsamerweise in der Bibliographie nicht vorkommt –, urteilt Kurt Gossweiler: „Als Kurt Pätzold sich für das Studium des faschistischen Antisemitismus und der Judenverfolgung im ‚Dritten Reich‘ als seinem Hauptforschungsgebiet entschied, [...] griff er sich gerade jenes Problem unserer DDR-Faschismusforschung heraus, bei dessen Bearbeitung wir noch das größte Defizit hatten.“ (S. 468)

Warum dieses Defizit bestand, verrät uns Gossweiler, der es wissen mußte, ebenso wenig wie, weshalb sich Pätzold der Judenverfolgung wie einer Herzenssache angenommen hat. Ich meine mich an Gespräche zu erinnern, in denen Kurt von jüdischen Freunden und Nachbarn erzählte und von Juden, die vor der Gestapo versteckt wurden und überlebten. Dieses subjektive Moment wohnt seinen Schriften unübersehbar inne.

An Pätzolds 1980 erschienener Studie *Von der Vertreibung zum Genozid*¹² hebt Gossweiler die „Drei-Phasen-Periodisierung“ als bemerkenswertes Novum hervor: „Die *erste Periode* der Judenverfolgung [...] wird im Interesse der Konsolidierung des faschistischen Regimes [eingesetzt und] endet mit den Nürnberger Gesetzen von 1935. Die *zweite Periode* [ist] von den Interessen der Kriegsvorbereitung bestimmt. [Die] vorherrschende Strategie der ‚Befreiung‘ Deutschlands von den Juden [ist] deren Vertreibung ins Ausland. Die *dritte Periode* beginnt mit dem Krieg [und geht zur] Strategie [der] ‚Endlösung‘ als planmäßige Vernichtung aller Juden im Machtbereich Deutschlands“ über. (S. 469f.)

In seinem Referat *Das Jahr 1938* im *Bulletin 14* der von ihm mitbegründeten *Berliner Gesellschaft für Faschismus- und Weltkriegsforschung* präzisiert Pätzold Gossweilers Resümee in einem entscheidenden Punkt: „Die zahlreichsten

¹⁰ Pätzold, Kurt: *Faschismus, Rassenwahn, Judenverfolgung. Eine Studie zur politischen Strategie und Taktik des faschistischen deutschen Imperialismus (1933-1935)*. Berlin, VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, 1975. – Der Untertitel macht ersichtlich, daß es sich bei diesem Titel um eine überarbeitete und erweiterte Fassung der in Fußnote 5 zitierten Habilschrift handelt.

¹¹ Paterna, Erich/Fischer, Werner//Gossweiler, Kurt/Markus, Gertrud/Pätzold, Kurt: *Deutschland 1933-1939. Lehrbuch der deutschen Geschichte, Band 11*. Berlin, VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, 1969.

¹² Pätzold, Kurt: *Von der Vertreibung zum Genozid. Zu den Ursachen, Triebkräften und Bedingungen der antijüdischen Politik des faschistischen deutschen Imperialismus*. In: *Faschismusforschung. Positionen, Probleme, Politik*. Hrsg. von Dietrich Eichholtz und Kurt Gossweiler. Berlin, Akademie-Verlag, 1980, S. 181-208.

Opfer [des] Kriegskurses wurden 1938 die deutschen Juden, denn der Übergang zu ihrer forcierten Vertreibung, für den der Pogrom des 9./10. Novembers den Auftakt gab, zielte darauf, möglichst viele der als *Rassefeinde* diffamierten Menschen aus dem Reichsgebiet zu treiben und durch deren Beraubung auch die Rüstungskasse zu füllen.“¹³

Über die als „Arisierung“ erst in Deutschland, dann im angeschlossenen Österreich, in der zerschlagenen Tschechoslowakei und während des Kriegs in allen von der Nazi-Wehrmacht besetzten Gebieten veranstaltete Zwangsaneignung jüdischer Vermögen zur Finanzierung der Rüstung und zum Gewinn des Finanz- und Rüstungskapitals hat sich Pätzold immer wieder geäußert. Kurt Pätzolds jüdisches Engagement beschränkt sich freilich nicht allein auf die peinlich genaue Darstellung der an Juden verübten Naziverbrechen, es umfaßt nicht minder die Geschichte der Juden in Deutschland und der Welt als auch den jüdischen Alltag vor den Nazis und in der DDR.

Ein zögerlicher, ja verklemmter Versuch der DDR-Führung, Juden als Bürgerinnen und Bürger zu akzeptieren, ist erst in den 80er Jahren auszumachen. Irene Runge erinnert sich in ihrem Aufsatz *Sind Einsichten Ansichtssache?* an die Zeit davor: „Vor allem gab es auch keine Geschichte des jüdischen Alltags jenseits von Verfolgung, Ausgrenzung, Deportation und Massenmord, keinen jüdischen Widerstand. [...] Eine weitreichende und reiche Geschichte wurde systematisch vereinfacht, ausgeblendet, umgedeutet und verfälscht. Aus Juden war das bedauernswerte Schlachtvieh geworden, verschwiegen wurde der verzweifelte Kampf, aber auch der vielseitige Verrat.“ (S. 360f.)

Als ich im Sommer 1989 meinen mecklenburgischen Geburtsort Teterow und unseren abseits gelegenen jüdischen Friedhof aufsuchte, prangte mir auf einer frischen Steintafel in goldenen Lettern das Goebbels'sche Schimpfwort „Judenfriedhof“ entgegen. Teterower Bürgerinnen und Bürger hatten im Friedhof Ordnung geschaffen: Sie hatten die mit der Zeit umgesunkenen Grabsteine in Reih' und Glied wiederaufgerichtet und damit entweiht. Ich unterstelle keinen bösen Willen, sondern mangelnde Aufklärung seitens der SED und der DDR-Behörden.

Der überaus findige Marx-Engels-Forscher Bert Andréas erzählte mir einmal, wie er, als er im Hamburger KZ/Gefängnis Fuhlsbüttel geschunden wurde, während der großen Bombardements im Sommer 1943 mit anderen Insassen von der SS zum lichterloh brennenden Gestapo-Hauptquartier gejagt wurde, um zu löschen. Da die Wachmannschaften vor der sengenden Hitze flohen, warfen die Häftlinge alle umherliegenden Gestapoakten ins Feuer. Irene Runge fällt ein ähnliches Kriegserlebnis ein: „Für mich war das Bombardement der schönen Stadt Dresden vor allem die Chance des Überlebens jener, deren

¹³ Pätzold, Kurt: 1938 – das Jahr auf der Schwelle zum Zweiten Weltkrieg. In: *Bulletin für Faschismus- und Weltkriegsforschung*. Heft 14. Thema: Der Krieg vor dem Krieg. Ökonomik und Politik der „friedlichen“ Aggressionen Hitlerdeutschlands 1938/39. Berlin, Edition Organon, 2000, S. 50f.

Deportationsunterlagen in dieser Nacht verbrannt sind. Das entsprach nicht der kollektiven Erinnerung. Mich empörte ein Schild im Berliner Nikolai-viertel, das den anglo-amerikanischen Terrorangriff auf die Kirche verurteilt. [...] Ich hatte den Terror der Deutschen im Sinn. Meine Mitbürger sprachen hinter vorgehaltener Hand vom Terror der Russen.“ (S. 359f.)

Was er als Kind und Halbwüchsiger an Naziterror erlebt hat, erinnert Kurt Pätzold wohl ähnlich wie Irene Runge, seine Konautorin bei ihrer Analyse der *Pogromnacht 1938*.¹⁴ In der gemeinsam mit Erika Schwarz verfaßten Biographie Franz Novaks, des Transportoffiziers Adolf Eichmanns, des „Fahrdienstleiters des Todes“,¹⁵ wird verdeutlicht, wie viele Deutsche wissentlich, gewissenlos, aber „gewissenhaft“ und brutal an den Judentransporten aktiv beteiligt waren: von den die Juden zusammentreibenden Polizisten, Gestapo-, SS- und SA-Männern über die Eisenbahner auf den Zügen, in den Bahnhöfen und höheren Dienststellen bis zu den SS-Schergen auf den KZ-Rampen. Dann kommt eine aus persönlichem Erleben gespeiste Passage, ihn packt Entsetzen angesichts der Gleichgültigkeit unserer Landsleute: Das „Sammeln der Juden [für die Transporte] geschah am helllichten Tage und wurde von tausenden ‚arischen‘ Deutschen beobachtet oder doch wenigstens en passant wahrgenommen. [...] Die Judenjäger rechneten nicht mit irgendwelchen Kundgebungen der Anteilnahme oder gar der Solidarität mit den Opfern.“¹⁶ Sie hatten sich nicht verrechnet.

Zur überfälligen Rekonstruktion eines historisch korrekten Kollektivgedächtnisses junger Deutscher scheinen mir die vier für Laien konzipierten und dennoch stets die historische Wahrheit klar artikulierenden Bücher gedacht und geeignet, die Kurt Pätzold und Manfred Weißbecker gemeinsam erarbeitet haben: die drei biographischen Studien der Hauptkriegsverbrecher: *Stufen zum Galgen, Adolf Hitler, Rudolf Heß*, und die *Geschichte der NSDAP*.¹⁷ Sie beeindruckt, weil sie die aus ihren Lebensläufen sich ergebenden Individualpsychologien der Täter, die aus dem Zusammenwirken von ökonomischen Verhältnissen und Nazi-Propaganda resultierende Psychologie der Massen, die machtpolitischen und profitorientierten Interessen der NS-Eliten mit der Analyse der Zwänge und Möglichkeiten ihres Handelns integrieren. Wie

¹⁴ Pätzold, Kurt/Runge, Irene: *Pogromnacht 1938*. Berlin, Dietz Verlag, 1988.

¹⁵ Pätzold/Schwarz: *Auschwitz/Novak*, S. 7. – In Pätzold/Schwarz: *Tagesordnung: Judenmord*, S. 11, wird das „Attribut ‚Fahrdienstleiter des Todes‘“ benutzt, um „die Rolle Eichmanns und seiner Mitarbeiter“ zu umreißen. Deren Dienststelle befand sich in der Kurfürstenstraße 115-116, unweit des jetzt so beliebten Café Einstein.

¹⁶ Pätzold/Schwarz: *Auschwitz/Novak*, S. 34.

¹⁷ Pätzold, Kurt/Weißbecker, Manfred (Hg.): *Stufen zum Galgen. Lebenswege vor den Nürnberger Urteilen*. Mit Beiträgen von Peter Black, Dietrich Eichholtz, Werner Fischer, Gerhart Hass, Kurt Pätzold und Manfred Weißbecker. Leipzig, Militzke Verlag, 1996; dies., *Adolf Hitler* (siehe Fußnote 4); dies., *Rudolf Heß. Der Mann an Hitlers Seite*. Mit Beiträgen von Ted Harrison, Peter A. Schupljak und Robert G. Waite. Leipzig, Militzke Verlag, 1999; dies., *Geschichte der NSDAP 1920-1945*. Köln, PapyRossa Verlag, 1998.

wir wissen, entschieden sich die Eliten für den Weg in den Krieg, zur Ausplünderung und zum Völkermord, und – bis auf die Widerstandsgruppen jeglicher *couleur* – plünderten und mordeten die Massen mit.

Die FAZ erklärt den Faschismus hat Reinhard Kühnl seinen Beitrag zur Festschrift betitelt. Darin steht die gewiß richtige und dennoch amüsante, weil die Borniertheit des Hausblatts des Kapitals enthüllende Bemerkung zu lesen: „Veröffentlichungen und Autoren, die – *kritisch* – nach dem Zusammenhang von Kapitalismus und Faschismus fragen, haben [...] keine Chance, seriös behandelt zu werden. [...] Gänzlich außerhalb seriöser Wissenschaft stehen natürlich für die FAZ marxistische Faschismusinterpretationen. [...] Es besteht [...] überhaupt kein Anlaß, etwa die Hitler-Biographie von Kurt Pätzold und Manfred Weißbecker oder deren *Geschichte der NSDAP* oder deren Studien über die in Nürnberg hingerichteten Nazi-Führer [...] oder das neue Buch über Rudolf Heß zur Kenntnis zu nehmen.“ (S. 477, 488)

Hans G Helms

Am Beispiel Leo Koflers. Marxismus und soziale Bewegungen im 20. Jahrhundert

Bochum, 29. April -1. Mai 2000

Immer öfter verläßt neuerdings die Marxismus-Diskussion ihre subkulturellen Nischen, in die sie sich nicht nur durch die übermächtigen historischen Entwicklungen, sondern auch aufgrund eigener Unzulänglichkeiten in den Formen eines reduktionistischen Realitätsverständnisses, monokausaler Ableitungsprozeduren, sektiererischer Selbstbespiegelungen und unangemessener Monopolansprüche zurückziehen mußte. Nicht nur publizistisch, sondern verstärkt auch wieder auf Tagungen, Seminaren und Kongressen machen in der letzten Zeit marxistische Interpretationsangebote wieder auf sich aufmerksam. In den Räumen der Ruhr-Universität Bochum stellte die 1996 gegründete Leo-Kofler-Gesellschaft auf einem ambitioniert organisierten Kongreß das Theorieprogramm Leo Koflers, jenes 1995 verstorbenen marxistischen Praxisphilosophen und kritischen Gesellschaftstheoretikers zur Diskussion.

D. Petzina, Rektor der Bochumer Universität, erinnert in seinem Grußwort daran, daß das differenzierte wissenschaftliche Werk Koflers nur noch fragmentarisch auf dem Buchmarkt angeboten wird. W. F. Haug (Berlin) problematisierte in seinem Eröffnungsvortrag die Schwierigkeiten einer marxistischen Selbstreflexion angesichts des Scheiterns des verstaatlichten Sozialismus und der tiefgreifenden Veränderungen des Kapitalismus in der Phase einer neuen technologischen Revolution. Was ist geblieben vom Aufbruch zu Beginn des 20. Jahrhunderts? Durch die Erfahrungen der Niederlage und des stalinistischen Terrorismus präsentiere sich der Marxismus als ein „Erbe in Scherben“, der sich deshalb allen Seiten seiner Vergangenheit zu stellen habe. Die Emanzipationsperspektive kann nur wieder glaubwürdig werden, wenn

die Erinnerung an die Despotie nicht verdrängt wird. Die Diskussion über die Ursachen einer autoritären Formierung des Marxismus stehe aber nach Haug immer noch am Anfang; ebenso sei es eine offene Frage, wer heute als Adressat des Marxismus gelten könne: Existiert ein (neues?) „Subjekt der Veränderung“. Mit den Begriffen in ihrer traditionellen Prägung („Proletariat“) können nach Haug beispielsweise die Ausgegrenzten und „Überschüssigen“ nicht hinreichend erfaßt werden. Die aus diesem Problemaufriß abgeleitete Forderung nach einer „Kultur der Kritik“ blieb leider aufgrund vieler rhetorischer Kreisbewegungen des Redners und seines Jonglierens mit normativen Maximen unscharf. Nicht zuletzt der Hinweis auf das widersprüchliche Projekt eines „Pluralen Marxismus“ provozierte eine entscheidende Glaubwürdigkeitsfrage, der sich Haug auch aus Anlaß eines Kofler-Kongresses nicht stellen möchte: Weshalb hat die beanspruchte „Pluralität“ nicht ausgereicht, in seinem editorischen Lebenswerk, der Theoriezeitschrift „Das Argument“, alle relevanten marxistischen Strömungen vorbehaltlos zur Diskussion zu stellen und auch einen „praxisphilosophischen“ Marxismus (zu dem u.a. neben Georg Lukács, Adam Schaff natürlich auch Leo Kofler gehören) ein intellektuelles Existenzrecht einzuräumen?

Dezidiert auf die von Leo Kofler hervorgehobene Notwendigkeit eines reflektierten Anthropologie-Begriffs als Basis einer kritischen Sozialtheorie ging Günter Brakelmann (Bochum), Vorsitzender der Leo-Kofler-Gesellschaft, in dem zweiten Vortrag der Eröffnungsveranstaltung ein. Genuß und Tätigkeit müssen als sich wechselseitig beeinflussende Momente der sozialen Existenz des Menschen begriffen werden; nur durch die Thematisierung des Spannungsverhältnisses von sozio-kultureller Abhängigkeit und den Möglichkeiten der Selbstverwirklichung läßt sich ein konkreter Emanzipationsbegriff entwickeln. Hieran knüpfte am nächsten Tag, als der Kongreß in thematischen Foren seine Arbeit wieder aufnahm, Hartmut Krauss (Osnabrück) in seinen subtilen Ausführungen über „Leo Koflers Beitrag zu einem subjekttheoretisch fundierten Marxismusverständnis“ an. Der Anschluß seines Gesellschaftsverständnisses und seiner Subjektkonzeption an die kritisch-humanistische Substanz des Marxschen Denkens ermöglichten es Kofler, die Verformungen der Individuen und die vielfältigen Entfremdungserscheinungen in ihrer antizivilisatorischen Konsequenzen zu erfassen. Ausgehend vom einem reflektierten Begriff der Totalität (der Objektivität und Subjektivität als sich gegenseitig bedingende Faktoren begreift) entwickelte Kofler im Gegensatz zu den virulenten Rationalisierungsformeln eine Theorie des Spätkapitalismus mit besonderer Aufmerksamkeit für die klassengesellschaftlich verformte Subjektivität und die unübersehbare Dominanz eines „geistig-kulturellen Pauperismus“.

Nachdrücklich verwies Horst Müller (Nürnberg) in seinem Beitrag auf die Notwendigkeit der Intensivierung der Arbeit an einem Projekt der „konkret-utopischen Wende“. Die Analyse der kapitalistischen Krise und des sozio-kulturellen Verfalls kann nur eine Seite kritischer Reflexionsarbeit sein. Um eine konkret-humanistische Perspektive zu entwickeln, müsse Koflers Ansatz mit dem Blochschen Prozessdenken vermittelt werden: Dessen Begriffe „Vor-

schein“, „Konkrete Utopie“, „Tendenz“, „Latenz“, Novum usw. müssten in die dialektische Gesellschaftstheorie integriert, Ontologie und Erkenntnistheorie, Anthropologie und Gesellschaftstheorie zusammengedacht werden: Nur durch eine solche „konkrete Praxisphilosophie“ im Spannungsfeld von zivilisatorischer Krise und den realen Transformationsmöglichkeiten seien theoretische Sackgassen, wie die Kultivierung von Vergeblichkeitsvorstellungen in der „Kritischen Theorie“, zu vermeiden.

In einem parallelen Forum war Leo Koflers große historische Studie „Zur Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft“ das Thema, die nach *Ullrich Brieler* (Leipzig) „wie ein Monolith in der Geschichte der deutschen Historiographie“ steht, aber dennoch von dieser weitgehend ignoriert wurde. Das hat sicherlich nicht zuletzt seinen Grund in Koflers Geschichtsverständnis, das sich an den Koordinaten Totalität, Dialektik und Klassenkampf orientiert. Koflers skizziert eine Phase des historischen Fortschritts - ohne aber die Brüche und Widerspruchsmomente zur ignorieren. Es kann deshalb nach Ansicht des Referenten von einer „Historiographie der Unmöglichkeiten“ gesprochen werden, der auch die Niederlagen und Rückschritte bewußt seien. Korrekturbedürftig vor dem Hintergrund neuerer Forschungsergebnisse sind nach Brieler Koflers Analyse des Handelskapitalismus und der Renaissancezeit. *Michael Krätke* (Amsterdam) hob die methodologische Bedeutung der „Bürgerlichen Gesellschaft“ hervor, die ideologische Ausprägungen und Reaktionen im Kontext der sozio-ökonomischen Veränderungen analysiert hat. Koflers verstärktes Augenmerk auf die „geistige Revolution“ bedeute jedoch nicht, daß die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaftsformation auf Geistesgeschichte reduziert wird.

Zwei Vorträge beschäftigten sich mit ideologischen Entwicklungen in der entwickelten bürgerlichen Gesellschaft. *Sebastian Herkommer* (Berlin) setzte sich vor dem Hintergrund der verbreiteten Auffassung vom „Ende der Ideologien“ mit der aktuellen Bedeutung ideologischer Prozesse auseinander. Er sprach sich für eine modifizierte Verwendung des „klassischen“ marxistischen Ideologiebegriffs aus, um den gravierenden gesellschaftlichen Veränderungen und auch kulturellen Regressionserscheinungen wie Magie und Mystik oder der Karriere des Ökonomismus zur „Religion unserer Zeit“, gerecht zu werden. Es wäre sicherlich befruchtend gewesen, wenn der Referent die einschlägigen Beiträge Leo Koflers zum Ideologie-Komplex kritisch berücksichtigt hätte, die sich explizit mit den Problemen psychisch-geistiger Herrschaftsreproduktion und einer machtkonformen Zurichtung der menschlichen Subjektivität beschäftigen. Bedenkenswert die Bemerkung Herkommers in einem anderen Zusammenhang, daß die Theorie der Ausdifferenzierung autonomer Sozialsphären (die ja bekanntlich von Luhmann bis Habermas wie Glaubensformeln wiederholt wird und deshalb gegen Erfahrungswissen resistent zu sein scheint) als eine aktuelle Form wissenschaftlichen Verschleierungsdenkens. *Werner Seppmann* (Haltern/Westf.) ging bei seinem Thema „Was heißt heute herrschendes Denken?“ von der Beobachtung aus, das trotz der unübersehbaren sozio-kulturellen Widerspruchsentwicklung kritische Positionen in

die Defensive geraten sind. Das ist nur auf den ersten Blick überraschend, denn auch der Linken ist das Verständnis der Reproduktionsmechanismen ideologischer Hegemonie abhanden gekommen. Das hat auch mit Veränderungen der ideologischen Formierungsprozesse zu tun: Geistige Anpassung wird vorrangig nicht mehr durch die Orientierung auf normative Weltbilder bewirkt, sondern funktioniert durch die Dominanz regressiver Weltbildmuster (die den Prozeß der Realitätsverarbeitung präformieren) und die machtadäquate Formierung der Massenpsyche. Mit traditioneller Ideologiekritik allein sind diese Prozesse in allen ihren Verästelungen tatsächlich nicht mehr zu erfassen. Schon früh hatte Kofler die Notwendigkeit der Verbindung von Gesellschaftstheorie und Sozialpsychologie erkannt.

Zum Themenschwerpunkt „Stalinismusanalyse“ hob *Christoph Jünke* Koflers wichtigen Beitrag zum Verständnis der bürokratischen Deformierung des sozialistischen Emanzipationsanspruchs schon zu Lebzeiten Stalins, als viele linke Intellektuelle noch schwankend waren, hervor. Zweifelhaft aber sei, ob mit den entwickelten Kategorien auch der Verfallsprozeß des sozialistischen Lagers noch adäquat beschrieben werden konnte. Anschließend fiel *Stefan Dornuf* (Hagen) mit seiner „originellen“ Einschätzung auf, daß die Rede vom Stalinismus einer Wahnvorstellung entspringe, weil es ihn nie gegeben habe. Deshalb sei auch Koflers Stalinismus-Kritik als der schwächste Teil seines Werkes zu klassifizieren. Die Unruhe im Publikum war nicht zu übersehen und die Proteste nicht zu überhören.

Im Kontext des Themenschwerpunktes „Herrschende und oppositionelle Eliten“ thematisierte *Christoph Jünke* Koflers Konzept einer „progressiven Elite“, die von ihm Ende der 50er Jahre als Antwort auf die Verknöcherung der alten Klassenorganisationen und des Entstehens spontaner Distanzierungshaltungen zur „Wohlstandsgesellschaft“ konzipiert wurde. Es bezog sich auf eine sozial heterogene Gruppe mit einem latenten Kritikbedürfnis und einer ironisch gebrochenen, aber prinzipiell optimistischen Zukunftsorientierung. Sie fungierte dadurch als reales Alternativprinzip zum herrschenden Nihilismus und Antihumanismus, aber auch zum perspektivlosen Praktizismus der reformistischen Arbeiterbewegung. Nach Einschätzung des Referenten sei sie auch als heuristisches Mittel zur historischen Einordnung der „Neuen Linken“ geeignet. Im Gegensatz dazu beschäftigte sich *Helmut Steiner* (Berlin) mit Koflers Analysen der Herrschaftseliten im Kontext der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung und des traditionellen marxistischen Problemverständnisses. Zum Themenkreis „Ästhetik und Verdinglichung“ meldeten sich *Wilfried Korngiebel* und *Rüdiger Dannemann* zu Wort. Der Beitrag von *Hans Heinz Holz* über die „Probleme einer materialistischen Ästhetik“ konnte wegen Erkrankung des Referenten nur verlesen werden. *Alex Demirovic* (Frankfurt/M.) referierte zum Problemkomplex „Totalitätskonzepte im Marxismus“ im Spannungsfeld von Lukács, Kofler und Adorno. Zu einem Eklat kam es, als *R. Pitsch* (Wien) sich gemüßigt sah, seinen Vortrag über „Leo Kofler und Wolfgang Harich“ dem Nationalisten Leo Schlageter, einer Symbolgestalt des Neofaschismus, zu widmen, das wissenschaftliche Argument durch Denun-

ziation zu ersetzen suchte und auch antisemitischen „Mißverständnissen“ einen Entfaltungsräum bot. Die entstandene Unruhe konnte keine produktive Wirkung haben, sondern nur die Unversöhnlichkeit der dargebotenen Denkübungen mit marxistischem Denken demonstrieren!

Den Abschluß des Kongresses bildete eine Podiumsdiskussion zum Thema „Nonkonformistische Intellektuelle damals und heute. Die Frankfurter Schule und ihre linken Kritiker“ an der *J. Bischoff, A. Demirovic, W. Seppmann* und *H. Steiner* teilnahmen. Der zentrale Diskussionspunkt war, ob der praxisabstinente Kritik-Begriff Horkheimers und Adornos den aktuellen Erfordernissen einer kritischen Gesellschaftstheorie im „Postfordismus“ genügen kann und die abstrakte Negationshaltung der „Kritischen Theorie“ nicht zu sehr der antagonistischen Gesellschaft ihren weltanschaulichen Tribut zollt.

Aufschlußreich für den Stand gegenwärtiger Marxismusdiskussion war, was auf dem Kongreß nicht oder nur am Rande zur Sprache kam. Die meisten Beiträge waren grundlagen- bzw. metatheoretischer Natur; es gelang nur wenigen Referenten, ihre theoretischen Erörterungen zu alltäglichen Problemkonstellationen zu vermitteln, die Leo Kofler immer mitgedacht und zum Ausgangspunkt seiner Reflexionen gemacht hat. Daß ohne den Rekurs auf das „Allgemeine“ die differenzierten Sozialprozesse und individuellen Reaktionsweisen nicht zu verstehen sind, war ihm genau so bewußt, wie die Tatsache, daß dieses „Allgemeine“ als gesellschaftlicher Zusammenhang ohne das Wissen um seine Entstehung aus dem Zusammenspiel einer unendlichen Zahl individueller Reaktionen eine lebensfremde, zum Dogmatismus führende Kategorie bleiben muß. Enttäuschend war auch, daß trotz des erfreulichen Zuspruchs von ca. 150 Teilnehmern auffallend wenig junge Menschen zum Kongreß-Besuch bewegt werden konnten.

Die Vorträge des Kongresses sollen mit weiteren Beiträgen zur aktuellen Marxismus-Diskussion in einem Sammelband erscheinen.

Werner Seppmann

Desintegration der UdSSR: Gründe und Auswirkungen auf Europa

Beijing, 8. bis 10. Mai 2000

Initiatoren der Konferenz waren die Chinesische Akademie für Sozialwissenschaften (CASS) in Beijing und die deutsche Friedrich-Ebert-Stiftung. An ihr nahmen etwa 50 Personen teil, davon acht Wissenschaftler aus dem Ausland: aus Rußland V. V. Aleksejev, Direktor des Instituts für Geschichte und Archäologie der Ural-Abteilung der Russischen Akademie der Wissenschaften, V. G. Burov, Professor am Institut für Philosophie der Russischen Akademie der Wissenschaften, z. Z. Gastprofessor in Schanghai, V. K. Volkov, Direktor des Instituts für Slawistik an der Russischen Akademie der Wissenschaften, aus Frankreich Prof. N. Werth vom Institut für Zeitgeschichte am CNRS in

Paris, aus Bulgarien K. Petrov, z. Z. Dozent an der Universität Sydney (Australien), und M. Kilev, Dozent an der Universität Sofia, aus der Bundesrepublik die Professoren E. Jahn, Universität Mannheim, H. Neubert, Berlin. Aus den USA war Professor D. E. Powell, Harvard-Universität, angekündigt, aber nicht angereist.

Von chinesischer Seite nahmen u. a. teil: Prof. Wang Renzhi, Vizepräsident der CASS, Prof. Zhao Changqing, Direktor des Instituts Rußland und Osteuropa an der CASS, die Professoren Li Jingsie und Xing Guangchen, Direktor und Vizedirektor des Instituts Europa und Asien an der CASS, Prof. Chen Zhihua, ehemals Direktor des Instituts für Allgemeine Geschichte an der CASS, jetzt Mitglied des Wissenschaftsrates des Instituts, die Professoren Wu Enyuan und Zhou Rongyao, Vizedirektoren des Instituts für Allgemeine Geschichte an der CASS, Prof. Wang Zhengqan, Renmin-Universität Beijing, Prof. Ye Zicheng, Dekan der Fakultät für Außenpolitik der Beijing-Universität, Prof. Feng Shaolei, Direktor des Instituts für Humanwissenschaften an der Pädagogischen Universität in Shanghai, die Professoren Wu Chengxiong und Jiang Changbin, Parteihochschule der KP Chinas, Prof. Dai Guiju, Fremdsprachenuniversität Beijing.

Die Teilnehmer der Konferenz stimmten darin überein, daß mit der gewählten Thematik - der Frage nach den Ursachen, Umständen und Wirkungen des Zusammenbruchs der UdSSR - ein zentrales Problem der weltpolitischen Situation und Entwicklung aufgegriffen wurde und - da sie unmittelbare Interessen und strategische Optionen der Hauptakteure der Weltpolitik betrifft - einer gründlichen Erörterung bedarf.

Es zeigte sich, daß China aus mehrfacher Betroffenheit verständlicherweise ein besonderes Interesse an dieser Thematik hat. Die Konferenzbeiträge der chinesischen Wissenschaftler machten somit deutlich, mit welchem Eifer sie das Scheitern der Sowjetunion als sozialistische Ordnung, als multinationales Staatswesen und als Weltmacht untersucht haben und wohl auch weiterhin intensiv untersuchen. Von der früheren Feindschaft der beiden sozialistischen Staaten war in diesen Beiträgen und in der Diskussion nichts zu spüren. Im Gegenteil kam zum Ausdruck, wie eng das sozialistische Projekt beide Länder miteinander verband und wie bedrückend und nachteilig China nunmehr den gesellschaftlichen und staatlichen Zusammenbruch der UdSSR empfindet.

Mit ihrer Initiative, eine solche Konferenz durchzuführen, verfolgte die chinesische Seite offenkundig ein dreifaches Anliegen: *Erstens* ging es ihr in Anbetracht des Fiaskos der sowjetischen Ordnung um das Schicksal und die Zukunft des Sozialismus an sich und in China im besonderen. Dies veranlaßt sie zu einem kritischen Umgang mit der eigenen Vergangenheit und zum Bestreben, für sich selbst Lehren aus Fehlentwicklungen in der UdSSR zu ziehen, um nicht ebenfalls ein solches Schicksal zu erleiden. *Zweitens* ist China, wie jeder weiß, ähnlich der Sowjetunion mit Aufgaben konfrontiert, die sich aus dem Zusammenleben und der Entwicklung einer großen Zahl von Völkern und Nationalitäten in einem Staatsverband ergeben. Auch in dieser Hinsicht

bietet die UdSSR ein negatives Beispiel, das China veranlaßt, Lehren zu ziehen. *Drittens* hat China, wie deutlich wurde, sehr gut begriffen, was die Veränderungen der weltpolitischen Kräftekonstellationen infolge des Zusammenbruchs der Weltmacht Sowjetunion auch für China bedeuten. China ist seither vor die Aufgabe gestellt, seinen Platz im Konzert der Großmächte neu zu definieren, insbesondere sein Verhältnis zu den USA, zur Europäischen Union und ihren einzelnen Staaten wie auch zu Rußland neu zu ordnen. Allgemein läßt sich feststellen, daß Chinas Gewicht und Verantwortung in der Weltpolitik enorm gewachsen sind. Es war offensichtlich, daß die chinesische Seite an die Konferenz die Erwartungen knüpfte, zum einen die eigenen Erkenntnisse international zur Diskussion zu stellen und zum anderen Forschungsergebnisse und Einschätzungen ausländischer Wissenschaftler zur Kenntnis zu nehmen.

Wenngleich in dieser Konferenz verständlicherweise nicht alle Probleme in aller Gründlichkeit behandelt werden konnten, so wurde sie dennoch von den Teilnehmern als erfolgreich eingeschätzt. Die chinesischen Teilnehmer betonten, daß die Konferenz ihnen tatsächlich wichtige Lehren, tiefere Einsichten und nützliche Anregungen für ihre weiteren Forschungen vermittelt hätte. Für sie gelte das Motto eines chinesischen Sprichwortes: Man müsse die Vorzüge anderer nutzen, um eigene Fehler zu vermeiden.

In seiner Eröffnungsrede gab Prof. Wang Renzhi, Vizepräsident der CASS, eine generelle Einschätzung, die offenbar dem allgemeinen Erkenntnisstand der chinesischen Seite widerspiegelte: Die russische Oktoberrevolution von 1917 sei ein wesentlicher Beitrag zur Entwicklung der Weltzivilisation gewesen, deren Ergebnisse allerdings sodann durch Hegemonismus, Überzentralisation usw. in Frage gestellt worden seien. Unter den vielfältigen ökonomischen, politischen, ideologischen, kulturellen, inneren und äußeren, objektiven und subjektiven Ursachen des Zusammenbruchs der UdSSR seien die inneren und die subjektiven die entscheidenden gewesen. Immerhin sei der Untergang der UdSSR, so Prof. Wang Renzhi, nicht unvermeidlich gewesen, sondern vor allem durch das Fehlen eines konstruktiven Programms, durch den Abbau der Rolle der KPdSU, die Abweichung vom Marxismus durch M. Gorbatschow usw. verursacht worden. Trotz dieses großen Mißerfolgs bedeute der Zerfall der Sowjetunion und das Scheitern ihres Sozialismusmodells kein Ende des Sozialismus in der Welt, der allerdings in vielfältigen Formen und auf vielfältigen Wegen sich weiterentwickle.

In den nachfolgenden Vorträgen und in der Diskussion wurde ein breites Spektrum von Problemen behandelt. Besonders von chinesischen Teilnehmern wurden die Oktoberrevolution und die historischen Leistungen der UdSSR - als erstes Land, das eine sozialistische Gesellschaft zu schaffen bemüht war, deren entscheidender Beitrag im Kampf gegen den deutschen Faschismus, u. a. - gewürdigt. In einem speziellen Beitrag zur Revolution von 1917 wurden auch ihre Widersprüchlichkeit und ihre Defizite dargelegt - die unzureichenden gesellschaftlichen Voraussetzungen für Sozialismus, die un-

zureichende theoretisch-programmatische Vorbereitung, die Eroberung der politischen Macht als alleinige Bedingung der sozialen Umwälzung, die nicht eingetretene Hoffnung auf eine Revolution im „Westen“, der vorzeitige Abbruch der neuen ökonomischen Politik Lenins usw.

Einen zentralen Platz nahm die Erörterung der Ursachen der Auflösung der Sowjetunion als multinationales Staatsgebilde sowie der Ursachen des Scheiterns des sowjetischen Sozialismusmodells ein. In diesem Zusammenhang wurde zum einen darauf hingewiesen, daß es eine Vielzahl von unterschiedlichen Ursachen gab, und zum anderen wiederholt die Meinung vertreten, daß bis zum Schluß bei einer anderen Politik, bei anderen Entscheidungen der Zerfall und der Untergang der UdSSR hätte vermieden werden können.

In mehreren Beiträgen wurde als eine der Ursachen für die fortdauernde Rückständigkeit und die unbewältigte Modernisierung der sowjetischen Gesellschaft die Politik hinsichtlich der Landwirtschaft und der Bauernschaft genannt. Dies sei deshalb für die Entwicklung der Sowjetunion so verhängnisvoll gewesen, weil sie bis zuletzt ein sehr stark landwirtschaftlich geprägtes Land blieb. Trotz ideologischer Bekenntnisse zum engen Bündnis der Partei und der Arbeiterklasse mit der Bauernschaft wurde diese als Feind des Sozialismus angesehen und somit als Klasse - und zwar gewaltsam - liquidiert. Damit wurden zugleich entscheidende Entwicklungsimpulse des Landes zerstört. Falsch sei die These gewesen, die Bauern seien aus sozialistischer Sicht potentielle Kapitalisten und würden den Kapitalismus restaurieren. Die zwangsweise Kollektivierung der Landwirtschaft sei ein Verbrechen am Volk gewesen, sie habe die Lebensinteressen der Bauernschaft verletzt. Ein Ergebnis dessen habe darin bestanden, daß die Bauern letztlich vor allem zur Selbstversorgung und nicht für den Markt produziert hätten. Die Lage in der Landwirtschaft und das Fehlen der Bauernschaft als soziale Klasse seien auch heute noch ungelöste Grundprobleme in Rußland.

Nicht nur der Sozialismus sei gescheitert, so wurde konstatiert, sondern auch die versuchte Neugestaltung des multinationalen Föderalismus. Somit wurde in mehreren Beiträgen die Nationalitätenfrage behandelt. Auf diesem Gebiet habe es sich nicht so sehr um ein ideologisches als vielmehr um ein zivilisatorisches Versagen gehandelt. Die KPdSU hätte diese Problematik nicht begriffen gehabt und vereinfacht gemeint, der Sozialismus habe automatisch auch das nationale Problem gelöst. Deshalb habe es sowohl eine gezielte Unterstützung für die progressive Entwicklung der einzelnen Republiken und autonomen Gebiete wie auch zu gleicher Zeit eine Unterschätzung ihrer spezifischen und differenzierten Situation gegeben. Umstritten war in der Konferenz die Verwendung des Begriffs „Imperium“ für die UdSSR. Sowjetische Teilnehmer bestritten dies vehement mit dem Hinweis auf grundlegende Unterschiede zu den Kolonialimperien Großbritanniens, Frankreichs usw. Es sei das Verdienst Rußlands gewesen, den sowjetischen Republiken gewaltige materielle Mittel zur Verfügung gestellt zu haben, um die zurückgebliebenen Nationalitäten ökonomisch, kulturell, wissenschaftlich auf einen hohen Ent-

wicklungsstand zu bringen. Zugleich aber seien im Widerspruch hierzu die nationalen Interessen und die konstitutionellen Rechte der Republiken fortwährend durch Zentralismus und durch politische Experimente verletzt worden. Auch das national-territoriale Prinzip der föderalen Gliederung der UdSSR sei durch die Entwicklung selbst fraglich geworden. In diesem Sinne befaßte sich ein bemerkenswerter Beitrag mit der Herausbildung und der Rolle einer „Ethno-Nomenklatur“ in den Republiken. Diese habe zunächst im Auftrage der Zentrale die Einheit der Union gewährleistet und noch in der Anfangsphase der Perestroika ein Reformpotential dargestellt. Ihre spezifische Existenz als soziologische Gegebenheit wurde aber nicht zur Kenntnis genommen. Da es sich um eine politische Elite der jeweiligen Titularnation in den Republiken handelte, entstand schon in der Sowjetzeit in ihnen ein Mißverhältnis zwischen den Bevölkerungsgruppen. So habe Anfang der 80er Jahre in Kasachstan die Titularnation nur einen Anteil von 36 Prozent der Gesamtbevölkerung ausgemacht gegenüber 41 Prozent Russen und 23 Prozent anderer Nationalitäten (Ukrainer, Weißrussen Deutsche, Usbeken). Infolge ernsthafter politischer Fehler Gorbatschows gegenüber den Republiken in der nationalen Frage habe sich gegen Ende der 80er Jahre diese „Ethno-Nomenklatur“ mit den einheimischen nationalistischen Kräften verbündet, was zu zentrifugalen Tendenzen und schließlich zum Zerfall der Union führte. Dies habe bezeichnenderweise als Beispiel auch eine negative Wirkung auf den europäischen Integrationsprozeß. In Rußland selbst habe es im Unterschied zu den anderen nationalen Republiken der UdSSR keine „Ethno-Nomenklatur“, sondern bereits seit Stalins Zeiten eine auf die Herrschaft in der ganzen Union multinational ausgerichtete Nomenklatur gegeben. Auch sie bildete eine Art neue Klasse im Sozialismus, deren Rolle und Funktion ebensowenig zur Kenntnis genommen wurden. Sie trüge die Verantwortung für die Verbürokratisierung, Überzentralisierung und Stagnation.

Vom Standpunkt der in der Welt sich vollziehenden Internationalisierung sei die Desintegration der Teilrepubliken der UdSSR ein Rückschritt. Das von Lenin verkündete Recht jeder Nation auf Selbständigkeit, Lostrennung und eigene Staatsbildung sei falsch gewesen, weil es die Desintegration der UdSSR rechtfertigte. Was die Multinationalität von Staaten generell angeht, habe bisher kein Staat befriedigende Lösungen gefunden, auch China nicht. Die Unterschiede und Gegensätze zwischen den Nationen existierten objektiv und könnten lediglich mit einer geeigneten Politik gemindert bzw. überbrückt werden.

Als eine weitere wesentliche Ursache des Scheiterns wurde der Zustand der sowjetischen Wirtschaft genannt. Sie sei nicht zur Modernisierung, zur wissenschaftlich-technischen Revolution, zu effektiven Reformen in der Lage gewesen. Hierbei seien große Versäumnisse unter Leonid Breshnew eingetreten, verbunden mit einer ideologischen Erstarrung. Man habe nicht begriffen, daß der Systemwettbewerb mit dem Westen sich mehr und mehr vom militärischen Bereich auf das Gebiet der Ökonomie verlagerte. Infolge der Großmacht- und Weltmachtspolitik sei es zu ungeheuren Ausgaben für militärische

Zwecke gekommen, die zur ökonomischen Stagnation, zur Untergrabung der wirtschaftlichen Stabilität geführt hätten. In diesem Zusammenhang wurde auf die andere Art der Bewältigung der Probleme hingewiesen, wie sie in China durch Deng Xiaoping in Angriff genommen wurde. Wäre man in der UdSSR dem chinesischen Beispiel gefolgt, hätte man, so wurde u. a. betont, den Untergang vermeiden können.

Die monistische Gesellschaftsauffassung und somit die zentralistische Steuerung aller sozialen Prozesse habe die erforderliche breite Unterstützung der Menschen für die gesellschaftlichen Ziele und die wirtschaftlichen Aufgaben zerstört. Besonders negativ habe sich der Kurs der Gleichmacherei auf die schöpferischen Potenzen der Intellektuellen ausgewirkt. Es habe sich entgegen der These von der wachsenden sozialen Einheitlichkeit des Sowjetvolkes eine soziale Differenzierung, eine Pluralisierung der Gesellschaft vollzogen, ohne daß dies wahrgenommen wurde. Dieser Prozeß habe infolge der von Gorbatschow betriebenen Strukturveränderungen die Erosion der Gesellschaft gefördert. Letztlich hätten sich mehrere soziale und politische Kräftegruppierungen profiliert, die gesellschaftliche Lösungen entweder zu verhindern bzw. in unterschiedlichen Richtungen durchzusetzen bestrebt waren: Konservative, die jegliche Reformen ablehnten; radikal-demokratische Reformkräfte mit divergierenden Zielstellungen; unentschiedene Zwischenkräfte.

Mehrere Teilnehmer befaßten sich mit der Rolle Gorbatschows - mit dem von ihm deklarierten Kurs auf Perestroika, Glasnost und Beschleunigung der sozialistischen Entwicklung. Überwiegend wurde diese Rolle negativ eingeschätzt und die Meinung vertreten, daß Gorbatschow noch in der Lage gewesen wäre, mit einer den Erfordernissen entsprechenden Politik den Untergang des Sozialismus und den Zerfall der UdSSR aufzuhalten. Ihm habe es jedoch hierfür an einem konstruktiven Programm gefehlt. Dies wurde auch von chinesischen Teilnehmern zum Ausdruck gebracht. Doch vor allem die russischen Teilnehmer unterstrichen, Gorbatschow sei von den anstehenden Aufgaben überfordert gewesen, er habe sich durch Provinzialismus, Scharlatanerie, fehlende Zielstrebigkeit und opportunistische Schwankungen ausgezeichnet. Seine Reforminitiativen hätten stets zu Ergebnissen geführt, die das Gegenteil dessen bewirkten, was beabsichtigt war. Vorgeworfen wurde ihm, daß er - im Unterschied zur chinesischen Vorgehensweise - seine Reformen im politisch-staatlichen Bereich vorantrieb, ohne zuvor auf dem Gebiete der Ökonomie Erfolge zu erzielen. Dadurch habe ihm für die politischen Reformen die ökonomische und soziale Stabilität sowie die breite Unterstützung der Bevölkerung gefehlt. Anstatt sich blind auf die USA zu orientieren, wäre es zweckdienlich gewesen, sich die Entwicklungen in der Bundesrepublik Deutschland, in Japan, aber auch in China zum Vorbild zu nehmen. Eingräumt wurde auch, daß der „Prager Frühling“ von 1968 geeignet gewesen wäre, den Sozialismus in Richtung auf Demokratie und Menschenrechte zu reformieren. Während also die Meinung vorherrschte, Gorbatschow hätte mit einer klugen, ausgewogenen und zielstrebigem Politik den Zusammenbruch von UdSSR und Sozialismus vermeiden können, gab es de facto nur einen

einzigsten Einwand dergestalt, daß es 1985, als Gorbatschow sein Amt übernahm, für sozialismuskonforme, sozialismusstabilisierende Reformen möglicherweise bereits viel zu spät war und auch bei Vermeidung der offensichtlichen Fehler, Irrtümer und Versäumnisse Gorbatschows es möglicherweise keine Rettung mehr hätte geben können.

Hinsichtlich des Scheiterns des sowjetischen Sozialismus wurde auch der Dogmatismus in der marxistischen Theorie als Ursache genannt. Ausdruck habe das in der Tatsache gefunden, daß die Führung der KPdSU die Entwicklungen in der Welt und die Entwicklungsprobleme im Sozialismus nicht richtig einzuschätzen und die entsprechenden erforderlichen Lehren daraus zu ziehen vermochte. Während die Partei stets behauptet hätte, die Politik sei wissenschaftlich begründet, fehlte es der Politik gerade an der theoretischen Fundierung. Am wenigstens habe es eine marxistische Theorie in der nationalen Frage gegeben.

In einem Beitrag wurde die Funktion der offiziellen Geschichtsdeutung in der Sowjetunion behandelt, die wesentlich darin bestanden hätte, die jeweilige Politik zu rechtfertigen, die jeweilige Führung historisch zu legitimieren. Aus diesem Grunde wurden fortwährend Einschätzungen zu geschichtlichen Vorgängen umbewertet. Dies sei nicht nur unter Stalin geschehen, sondern auch bei seinen Nachfolgern, so auch unter Gorbatschow und Jelzin, fortgesetzt worden.

Unterschiedlich wurden die Auswirkungen der Stalinschen Repressionen der 30er und 40er Jahre auf den Niedergang des sowjetischen Sozialismus beurteilt. Während eine solche Wirkung in einem Vortrag chinesischerseits behauptet und russischerseits bekräftigt wurde, wurde dieser Meinung auch widersprochen. Gleichermaßen wurde der These eines russischen Kollegen widersprochen, der zufolge die „äußere Aggression“ des Westens gegenüber der UdSSR eine entscheidende Rolle für den Zusammenbruch der UdSSR gehabt hätte. Abweichend von den genannten Ursachenkomplexen vertraten die beiden bulgarischen Teilnehmer weitgehend übereinstimmend die Auffassung, daß die Hauptursache des Zerfalls der UdSSR und des Scheiterns des sowjetischen Sozialismusmodells im ideologischen und politischen Revisionismus bestanden hätte. Dieser habe seinen Anfang bei und mit Nikita Chruschtschow, mit dessen Kritik an Stalin auf dem XX. Parteitag des KPdSU genommen. Gorbatschow sei lediglich ein Fortsetzer und Vollstrecker des Revisionismus von Chruschtschow gewesen. Gorbatschows Absicht sei es von Anfang an gewesen, den Sozialismus zu beseitigen.

Wie bereits erwähnt, hatte der damalige chinesisch-sowjetische Konflikt keinen erkennbaren nachhaltigen Einfluß auf die jetzigen Positionen der chinesischen Wissenschaftler. Einen Vortrag zu diesem Thema gab es nicht. Es wurde lediglich mit einer gewissen Distanz und Selbstkritik in der Diskussion berührt. Von chinesischer Seite wurde dabei eingestanden, daß beide Seiten Schuld für diesen Konflikt trügen, der mit jeweils großem propagandistischem Aufwand betrieben wurde. Mao Tse-tung sei einerseits über Chruschtschows

Kritik an Stalin erfreut gewesen, weil sie eine Befreiung vom Dogmatismus bedeutet hätte, sei aber andererseits mit Chruschtschow nicht einverstanden gewesen, weil dieser falsche Auffassungen (Liberalismus, Aufspaltung der kommunistischen Partei usw.) vertreten, Großmachtspolitik gegenüber China betrieben und der internationalen kommunistischen Bewegung viel Schaden zugefügt hätte. In China habe man bemängelt, daß die Kritik an Stalin ohne Analyse der Ursachen geschehen sei. Mao Tse-tungs Schlußfolgerungen hätten in der Arbeit über die inneren Widersprüche im Sozialismus (im Volke) sowie in der These bestanden, im Sozialismus müßten „Tausend Blumen blühen“. Doch habe auch ihm Folgerichtigkeit gefehlt, da er bald darauf zur Theorie des „Großen Sprungs“, des Kampfes gegen die „Gefahr von links“ und zur „Kulturrevolution“ übergegangen sei. Es wurde von zwei Etappen dieses Konflikts gesprochen. In der ersten Etappe habe sich die Auseinandersetzung auf dem Gebiete der Ideologie abgespielt, während sie später zu einem hegemonialen Konflikt zwischen den Staaten wurde. Gerade auf diesem Feld hätten die Kontrahenten rasch jegliche Vernunft verloren. Deng Xiaoping habe eingestanden, daß von beiden Seiten viel Unsinn gegeneinander vorgebracht worden sei.

Obwohl es ein wesentliches Anliegen der chinesischen Initiatoren der Konferenz war, Lehren aus dem Scheitern des sowjetischen Sozialismusmodells und dem Zerfall der UdSSR zu ziehen, wurden die entsprechenden Auswirkungen dieser Vorgänge auf die europäische politische Landschaft und auf Chinas Entwicklung im Vergleich zu deren Ursachen weniger ausführlich behandelt. Die inneren Probleme des heutigen Chinas und die Gesellschaftsstrategie für die weitere Entwicklung des Landes in Richtung auf einen Sozialismus chinesischer Prägung waren nicht Gegenstand der Konferenz.

Zu den internationalen Auswirkungen wurden einige Überlegungen angestellt. Stalins Politik wie auch die seiner Nachfolger gegenüber den osteuropäischen Staaten sei von den nationalen außen- und sicherheitspolitischen Überlegungen der UdSSR bestimmt und nicht frei von Hegemonismus gewesen. Zwar habe es auch eine beträchtliche sowjetische Unterstützung für die sozialistische Entwicklung der osteuropäischen Länder gegeben, doch hätten diese zugleich als Schachfiguren der diplomatischen Auseinandersetzung mit dem Westen gedient. Wie auch immer, aus chinesischer Sicht sei der Zusammenbruch der UdSSR und der sozialistischen Regimes in Osteuropa eine historische Tragödie für die Weltentwicklung gewesen. Für die Europäische Union habe dieser Zusammenbruch allerdings begünstigende Wirkungen, so im Sinne der Vertiefung der Integration und der Osterweiterung. Zwischen Rußland und der EU gebe es nun keine Pufferzone mehr, was zu einer Annäherung führe. Veränderungen vollziehen sich im Dreiecksverhältnis zwischen Rußland, Europa und den USA. Während im kalten Krieg die Ost-West-Konfrontation zum engen strategischen Zusammenschluß von Westeuropa und den USA geführt hatte, profilieren sich jetzt zwischen ihnen unterschiedliche strategische Interessen, die auch im Verhältnis zu Rußland wirksam werden. Und gegenüber dem Anspruch der USA, einzige Führungsmacht in

der Welt zu sein, formiere sich ein offener Widerstand seitens Rußlands und Chinas, während die Position der westeuropäischen Staaten hierzu, obwohl nicht einheitlich, so doch kaum zustimmend sei. Einer der chinesischen Teilnehmer meinte, die allgemeine Lage in Europa nach dem Zerfall der UdSSR verlange eine durchweg pessimistische Einschätzung. Für eine positive Entwicklung bestehe gegenwärtig keine Aussicht. Diese Einschätzung ergebe sich aus der Lage des einfachen Volkes, nicht aus der der Wissenschaftler und Politiker. Von den Völkern haben die Veränderungen große Opfer abverlangt. Negativ seien die Ausdehnung der NATO nach dem Osten und auch die militärische Intervention der NATO gegen Jugoslawien zu bewerten. Alle diese Veränderungen hätte es ohne die Einheit Deutschlands nicht gegeben.

Harald Neubert

Jahrhundertbilanz des Kommunismus

Berlin, 12.-14. Mai 2000

„Jahrhundertbilanz des Kommunismus“ - zu diesem Kongress, dem dritten nach Jahrhundertbilanzen der Gewerkschaften und der Sozialdemokratie, hatten die Bürgerinitiative für Sozialismus (Hannover), die Redaktion der Zeitschrift „Sozialismus“ (Hamburg) und mehrere HochschullehrerInnen vom 12. bis 14. Mai in die Fachhochschule für Wirtschaft nach Berlin eingeladen.

Die partei-kommunistische Bewegung im 20. Jahrhundert war kein „Gespenst“. Sie war höchst real und wirkungsmächtig, wie der Politologe *Michael Buckmiller* (Hannover) und die Historiker *Klaus Kinner* (Leipzig) und *Mario Keßler* (Potsdam) deutlich machten, die Wegmarken und Wegscheiden dieser Bewegung (insbesondere in Deutschland) skizzierten. Ihre Erfolge wie ihr Scheitern haben eine ganze Epoche strukturiert. Hinter ihren genuinen Zielsetzungen, so Buckmiller, lassen sich auch heute noch die ungelösten Probleme des Kapitalismus erkennen, die „Hauptfragen unserer Zeit“, wie der preußische Sozialreformer Lorenz Stein schon 1842 urteilte, als das Phänomen „Communismus“ erstmals auf der politischen Landkarte Europas auftauchte.

In dieser Einschätzung waren sich die versammelten 150 Linken aller Couleurs - Osis und Wessis, Wissenschaftler, Gewerkschafter, (Ex-)Aktivisten großer und kleiner K- und S-Parteien - einig. Auch in der Bestimmung der Geburtsstunde stimmten sie überein: „Die kommunistischen Bewegungen und Parteien haben ihren historischen Entstehungszusammenhang im wesentlichen im Konflikt mit dem kriegerischen Imperialismus europäischer Mächte und des zaristischen Rußland zur Zeit des Ersten Weltkrieges und zugleich in der Auseinandersetzung mit der „nationalpatriotischen“ Anpassung sozialdemokratischer Organisationen an diese Politik“, so der Soziologe *Arno Klönne* (Paderborn).

Kontrovers blieb dagegen die Bestimmung der Gründe für das Scheitern des (nach der Pariser Commune) zweiten Sozialismus-Versuches in Ost- und Mitteleuropa. *Buckmiller* meinte, nach dem Sieg der Bolschewiki in Rußland habe das Ausbleiben beziehungsweise Scheitern der revolutionären Bewegungen im Westen den revolutionären Kommunismus in ein nicht mehr auflösbares Dilemma der „Verkehrung von Weg und Ziel“ gebracht: Die Diktatur habe sich von der Klasse gelöst (Liquidation der Arbeiteropposition, Verbot der linken Sozialrevolutionäre ...), sie habe sich zur Diktatur einer Partei (mit Fraktionsverbot) und schließlich zur Diktatur einer Person entwickelt. Die Einbindung der Kommunistischen Internationale in die Interessen des russischen Staates („Schutzagentur“) habe die kommunistische Bewegung außerhalb Rußlands „in den teuflischen Widerspruch einer revolutionären Partei in nicht-revolutionären Zeiten gebracht: die Basis legitimiert ihren politischen und sozialen Kampf nicht aus eigener, sondern fremder, abstrakter Quelle“. Dies habe einen permanenten Vermittlungsnotstand begründet. Entscheidende Rechtfertigungen habe die kommunistische Bewegung allerdings durch das Verhalten der Sozialdemokraten (Bündnis mit der Konterrevolution in Deutschland, Blutmai 1929) und durch die bürgerliche Preisgabe der Demokratie (Bündnis mit dem Faschismus) erhalten.

Der Triumph des Bolschewismus über den Nazi-Faschismus habe dann eine staatliche Ausdehnung des Kommunismus, nicht aber die innere Auflösung seiner Widersprüche gebracht, die letztlich sein Scheitern bewirkt hätten, diagnostizierte *Buckmiller*. Vielmehr hätten der Aufstieg zur atomaren Weltmacht und der Kalte Krieg die Sowjetunion vom „Vaterland aller Proletarier“ zum „staatskapitalistischen Entwicklungsmodell“ und zur Garantmacht des antikolonialistischen Kampfes der Bewegungen in der Dritten Welt transformiert.

Vor allem die Charakterisierung der „realsozialistischen“ Staaten als „staatskapitalistisch“, ein Begriff, den auch *Kinner* gebrauchte, wurde zum Teil heftig widersprochen. Unvollkommener Sozialismus - auf dieser Kennzeichnung beharrte nicht nur der Jurist *Uwe Jens Heuer* (Berlin): „Auch die Westlinken sollten bereit sein, uns, die wir aus der DDR kommen, nicht zuletzt diejenigen, die sich für eine Reform der DDR eingesetzt haben, ebenfalls als Linke anzuerkennen“, forderte er: Das setze voraus, in Bezug auf die DDR von Sozialismus zu sprechen.

Gleichzeitig betonte *Heuer*, sei es zu früh, wenn *Buckmiller* die Analyse des Kommunismus praktisch mit dem Tode Stalins, „also zur Halbzeit“, abbreche. Immerhin sei der Bruch mit dem Stalinregime von innen heraus erfolgt, was neue Perspektiven eröffnet habe, die aber nicht mit der notwendigen Konsequenz genutzt worden seien.

Ein wichtiger Teil der Debatten widmete sich der Analyse der gravierenden Defizite an lebendiger Demokratie und Freiheit im kommunistischen Gesellschaftsmodell. In diesem Zusammenhang analysierte *Gert Meyer* (Marburg) die Gewalt in der sowjetischen Geschichte, die nicht notwendig von der Re-

volution zum Stalinismus habe führen müssen. *Keßler*, der seinen Blick auf die Entwicklung der Kommunistischen Internationale richtete, erinnerte an das Diktum von Friedrich Engels, der bereits 1892 gegenüber Karl Kautsky mahnte: „Der Liberalismus ist die Wurzel des Sozialismus, will man also radikal verfahren, so muß man den Liberalismus kaputtmachen, dann verdorrt der Sozialismus von selbst.“

Heuer kritisierte die Unterschätzung bis Negierung der positiven Rolle des Rechts und der Grund- und Menschenrechte durch die kommunistische Bewegung. Die Marx'sche These, dass die Beseitigung des Privateigentums die Lösung der entscheidenden gesellschaftlichen Probleme, also auch die Lösung der Demokratiefrage und der vom Staat ausgehenden Gefahren zur Folge habe, sei widerlegt. Dies erfordere Konsequenzen, auch für die Strategie der Marxisten. Allerdings seien „eine Reihe wichtiger Voraussetzungen der Demokratie in der DDR besser gewesen als jemals in der deutschen Geschichte“. So habe es etwa in den Betrieben „mehr Demokratie als je“ gegeben. Zur Illustration dieser These zitierte Heuer Wolfgang Engler, der in seinem Buch „Die Ostdeutschen“ (Berlin 1999) nach einer Beschreibung von Fotos von DDR-Arbeitern aus dem Jahre 1989 von einem schier grenzenlosen Selbstbewußtsein, von einer unproblematischen Sicherheit schreibe, „wie sie nur Menschen eigen ist, die das Fürchten sozial nicht gelernt haben ... So werden einfache Arbeiter nie wieder blicken.“

Als „Grundproblem“ der Planökonomien der realsozialistischen Staaten beschrieb *Stefan Wenzel*, der frühere Vizevorsitzende der Staatlichen Planungskommission der DDR, dass in diesem System die „Peitsche des Marktes“ keine hinreichenden Entsprechungen gefunden habe. So seien der plangelenkten Wirtschaft wesentliche Triebkräfte für Leistung, Effektivität und Motivation verschlossen geblieben. Negativ habe sich dies auch hinsichtlich der angewandten „ökonomischen Kriterien wie Geld, Preis, Kredit, Kosten, Gewinn ausgewirkt. Diese seien aus dem Wertgesetz abgeleitet, so dass ohne Markt für ihre Wirkung die objektive Grundlage gefehlt habe.

Trotz ungünstiger Startbedingungen sei es zwar in der DDR gelungen, ein egalitär geprägtes System sozialer Sicherheit zu schaffen, das weder Arbeitslosigkeit, Obdachlosigkeit, noch Kinderarmut oder Bettelerei gekannt habe. Auch habe nach Berechnungen des DIW die DDR beim Bruttoinlandsprodukt pro Einwohner 1987 nur knapp hinter Großbritannien und weit vor Spanien gelegen. Die Grundbedürfnisse der Menschen hätten auf hohem Niveau gedeckt werden können. Allerdings seien die steigenden und differenzierten Konsumwünsche der Bevölkerung nicht zu befriedigen gewesen. Auf mittlere Sicht gebe es nach den in der DDR und anderen Staaten gemachten Erfahrungen wohl keine Alternative zu einer Ökonomie, die gesellschaftliche Planungs- und Marktmechanismen miteinander verbinde. Wenzel betonte: „Das wird hartnäckige Anstrengungen und Kampf erfordern.“

Die Bedingungen dieses Kampfes, so der Berliner Historiker *Wolfgang Wippermann*, dürften auch in Zukunft erheblich vom Antikommunismus beein-

flusst werden (dessen blutiger Anteil am Scheitern des „Realsozialismus“, wie etliche Kongressteilnehmer betonten, bis heute unterbelichtet sei). Er beschrieb den Antikommunismus als ein ideologisches Amalgam, zu dem sich seit dem 19. Jahrhundert anti-sozialistische Affekte mit Rassismus, Antisemitismus, Antislawismus und Autoritarismus verbunden hätten. Auch ohne Kommunisten sei der Antikommunismus vital und gefährlich. Alle demokratischen Emanzipationsideen würden damit bedroht.

Dies hatte bereits im Eingangsreferat des Kongresses die Theologin *Dorothee Sölle* (New York) in einem aufrüttelnden Plädoyer gegen „eine Welt des postmodernen Individualismus und der Vermarktung des Lebens“ deutlich gemacht. Die Neoliberalen seien dabei, die Leitidee der Gleichheit aus dem Bewusstsein der reichen Welt zu verdrängen, indem sie diese mit barbarischer Gleichmacherei, mit „dem Horror des real existierenden und gleichschaltenden Kommunismus“, identifizierten. Das religiöse Gebot „Liebe deinen Nächsten, er ist wie du“ (Martin Buber) werde abgeschafft und zu „Fairness“ relativiert, klagte Sölle. Negiert werde, dass die Menschenrechte auf Bildung und Heilung, Arbeits- und Lebensmöglichkeiten für alle gelten. Gefeierte werde die „difference“ in einer Zeit, da die soziale Ungleichheit in einem historisch nie gekannten Ausmaß wachse. Doch Sölle sah auch Hoffnungszeichen, wie sie etwa die Protestbewegung gegen die Welthandelskonferenz in Seattle gesetzt habe: Gegen die Globalisierung von oben gelte es ein Netzwerk der Globalisierung von unten zu knüpfen, um die auf der egalité beruhenden Rechte aller Menschen (wieder-)herzustellen. Eine Perspektive, die in sieben thematisch verschiedenen Arbeitsgruppen und einer Podiumsdiskussion zur Zukunft kommunistisch/sozialistischer Zukunftsentwürfe viel Zustimmung fand.

Die Diskussionsbeiträge des Kongresses veröffentlicht der Hamburger VSA-Verlag im Herbst 2000. Unter den Titeln „Kapitalismus ohne Gewerkschaften“ und „Der lange Abschied vom Sozialismus“ sind dort bereits Jahrhundertbilanzen der Gewerkschaften und der Sozialdemokratie erschienen.

Rainer Butenschön

Megafusionen – Ursachen und Wirkungen

Z-Workshop „Fusionswelle-Konzentration-Monopolisierung: Trends, Ursachen, Stellenwert“, Frankfurt a. M., 20. Mai 2000

Das Heft 39 von „Z“ vom September 1999 hatte sich schwerpunktmäßig der aktuellen Fusionswelle gewidmet. Während offensichtlich Einigkeit darüber besteht, dass die gegenwärtige Fusionswelle einen historischen Einschnitt vergleichbar z.B. der Entwicklung am Ende des 19. Jahrhunderts bedeutet, zeigten die sieben empirischen und theoretischen Beiträge zum Thema nach Ansicht der Redaktion doch, dass zahlreiche Fragen zur Bestimmung des Charakters der Fusionen und zu deren Wirkungen offen bzw. umstritten sind. Es fehlt insbesondere eine theoretische Einordnung des Phänomens der aktuellen

Fusionswelle. Die Redaktion lud daher im Mai 2000 zu einem eintägigen Workshop nach Frankfurt/Main ein, der im Rahmen einer Fachdiskussion die Autoren des Hefts und interessierte Spezialisten zusammenführen und eine fruchtbare Kontroverse möglich machen sollte.

Trotz einiger Ausfälle bei den Referenten (Gretchen Binus, Dietmar Düe und Wolfgang Müller konnten nicht kommen) gelang es gut, die Problemstellung des Heftes weiter zu diskutieren.

Der erste der zwei Diskussionsblöcke knüpfte an drei empirisch ausgerichteten Branchenanalysen (Düe: Automobil; Müller: High-Tech; Hautsch: Medienwirtschaft) sowie an den verallgemeinernden Beitrag von Joachim Bischoff an und untersuchte die Frage der Triebkräfte und Formen der aktuellen Fusionswelle. Dabei ging es vor allem um das Problem, ob die Fusionen mit ihrer überwiegenden Tendenz zur Konzentration aufs Kerngeschäft (also weg von vertikalen und konglomeraten Formen) vorwiegend einer traditionellen Produktions- und Marktlogik vor dem Hintergrund von neuen Technologien und Globalisierung folgen (also im Kern eine Anpassung der Unternehmensstrukturen an die Produktivkraftentwicklung darstellen) oder ob im Mittelpunkt eine reine Geldlogik steht, nämlich die des shareholder value. Bischoff: "Der Grundgedanke dieser Strategie ist: das Unternehmensziel wird an dem Wertzuwachs ausgerichtet, der sich für die Eigentümer auf dem Kapitalmarkt in den entsprechenden Börsennotierungen ausdrückt. Zur Verbesserung der Eigenkapitalrenditen werden nicht nur die neuen durch die I&K-Technologie ermöglichten Größenvorteile ausgeschöpft, sondern die Verschlanung und Rationalisierung der betrieblichen Wertschöpfungsketten erzwingt eine Reorganisation der Unternehmensnetze und eine neue Struktur der gesellschaftlichen Arbeitsteilung. ... Für eine Steigerung der Eigenkapitalrenditen und einen entsprechenden Höhenflug bei den börsennotierten Unternehmenswerten werden Unternehmen selbst zur Handelsware, die man ausschachten, umbauen und weiterverkaufen kann."

Die Frage, ob es bei der shareholder value-Orientierung im wesentlichen um die Dominanz kurzfristiger, spekulativer Interessen des Geldkapitals gehe, wurde aber letzten Endes verneint. Für Bischoff steht das Moment der Klassenbeziehungen im Mittelpunkt: Es gehe vor allem um eine „Machtverschiebung der fungierenden Kapitale in Richtung der Eigentümer (shareholder)“.

Gert Hautsch, der die Situation in der Medienwirtschaft untersuchte, bestätigte zwar letzten Endes die Produktions- und Marktlogik der dort ablaufenden Konzentrationsprozesse, verwies aber gleichwohl auf die neue Qualität der Börse als Finanzierungsquelle und auf deren Rückwirkungen. Der Versuch traditioneller Konzerne, über die Börse günstig an zusätzliche Finanzmittel zu kommen, sei zwar eindeutig durch das Motiv der Marktbeherrschung (und damit eher langfristig) bestimmt. Angesichts der Irrationalität der Börsenbewertung, die oft nichts mehr mit dem wirklichen Unternehmenswert zu tun habe, werde durch die Börsenorientierung aber die Tendenz gefördert, Unternehmensentscheidungen an kurzfristigen Zielen zu orientieren.

In der Diskussion wurde – auch unter Bezugnahme auf verschiedene Branchen – das Element der Anpassung an die neuen Technologien und der Orientierung an höheren Renditen in den Mittelpunkt gestellt. Letzten Endes bildete sich ein weitgehender Konsens in folgenden Fragen heraus:

- Im Mittelpunkt der Fusionslogik steht die Orientierung am Kerngeschäft.
- Ziel ist eine möglichst hohe Rendite durch Konzentration auf die rentabelsten Sektoren.
- Die Finanzmärkte, insbesondere die Börsen, erleichtern die notwendige Anpassung der Unternehmensstrukturen an die Produktivkraftentwicklung (neue Technologien, Globalisierung).
- Die Erzielung von Spekulationsgewinnen durch Unternehmenskäufe und -verkäufe gewinnt eine gewisse Eigendynamik und kann in Einzelfällen strategische, realwirtschaftliche Fusionslogiken überlagern.

Der zweite Diskussionsblock ging der Frage nach, ob und ggf. welchen Einfluss die Fusionswelle auf die Wirkungsweise der kapitalistischen Gesetzmäßigkeiten hat. Gretchen Binus – die, wie erwähnt, am Workshop nicht teilnehmen konnte – hatte in ihrem „Z“-Beitrag betont, dass es sich bei der gegenwärtigen Fusionswelle um einen Einschnitt in der Entwicklung des Kapitalismus handle, dessen Hauptmerkmal die Tendenz zur Beherrschung von Staaten und Staatengruppen durch internationale Konzerne sei. Diese Feststellung könnte als Tendenz zur Unterordnung der staatlichen Politik unter die Interessen einzelner Monopole interpretiert werden.

In den Einleitungsbeiträgen von Klaus-Peter Kisker und Jörg Huffschmid standen dementsprechend Veränderungen im Verhältnis von Ökonomie und Politik (= Einzelunternehmen und Staat) im Mittelpunkt. Klaus-Peter Kisker ging auf die vielfach vertretene Meinung ein, die Herausbildung der multinationalen Konzerne führe zu einer faktischen Entmachtung der Nationalstaaten, die dem Drohpotential der Multis ausgeliefert seien. Dies sei – zugespitzt formuliert – nicht mehr als eine erfolgreiche PR-Kampagne der Unternehmen. Dementgegen wies er darauf hin, dass die über Großfusionen in internationale Dimensionen wachsenden Konzerne in ihrer Standortpolitik keinesfalls mobiler geworden seien; die Behauptung, durch Standortverlagerungen seien die Staaten in höherem Maße erpressbar als früher, sei zwar politisch-propagandistisch wirksam, entspräche aber nicht der Realität. „Je mehr sich Verbundunternehmen auf bestimmte Produkte spezialisieren, um so geringer die Möglichkeiten des Austausches von Bauteilen oder Produkten zwischen den einzelnen Produktionsstätten. Im Gegensatz zu der in der Literatur weit verbreiteten Ansicht ist daraus der Schluss zu ziehen, dass in dem Maße, wie sich solche Unternehmenskonfigurationen durchsetzen, die Mobilität abnehmen muss.“ Er kam daher zu dem Ergebnis, dass die gegenwärtige Fusionswelle nicht zu einer Entmachtung der Nationalstaaten führe, deren Funktionsfähigkeit unabdingbare Grundlage des Verwertungsprozesses sei. „Es geht darum zu hinterfragen, ob die Unternehmenszusammenschlüsse zu omnipotenten Multinationalen Unternehmen führen, die das Verhältnis von Ökono-

mie und Politik nachhaltig zu Lasten der Politik der Nationalstaaten verändern. Das Ergebnis ist: Das wirkliche Drohpotential der Kapitale ist also weit geringer, als immer wieder behauptet wird, von einer deutlichen Zunahme durch die Internationalisierung des Kapitals bzw. durch Zusammenschlüsse und Übernahmen kann nicht gesprochen werden.“ Diese Aussage war allerdings im Teilnehmerkreis weitgehend unbestritten – jedenfalls soweit es die Funktion des Staates bei der Sicherung der allgemeinen Produktionsvoraussetzungen angeht.

Auch der Einleitungsbeitrag von Jörg Huffschmid widersprach dieser Kernaussage nicht. Er ging stattdessen auf spezifische Funktionen des Staates ein, die dieser in bestimmten historischen Perioden ausgeübt hat und die über die Ebene der allgemeinen Produktionsvoraussetzungen hinausgehen, nämlich die Industrie- und Strukturpolitik. Seiner Ansicht nach wird diese heute weitgehend über die verschiedenen Institutionen auf den Finanzmärkten, vor allem von den Investmentbanken und –fonds, durchgeführt, was durchaus einen gewissen Machtverlust des Staates bedeute: „Der Staat ist von aktiver Industriepolitik zunehmend abgekommen und dazu übergegangen, das Terrain für private, wesentlich finanzmarktvermittelte, Strukturpolitik bereitzustellen. Regierungen und Parlamente haben in den letzten 10 Jahren die neue Fusionswelle ermöglicht, ihr Material zur Verfügung gestellt, sowie sie steuerlich begünstigt. Jetzt versuchen sie, ihr ein Mindestmaß an Regulierung zu geben.“ Seiner Ansicht nach gibt es also in der Tat eine Tendenz der staatlichen Politik, sich aus bestimmten Politikfeldern zugunsten der Unternehmen zurückzuziehen. Trotzdem sei es nicht richtig, von einem Rückzug des Staates auf die klassischen Staatsfunktionen, also die Herstellung und Sicherung der allgemeinen Rahmenbedingungen der Kapitalverwertung, zu sprechen. Denn wie am Beispiel der aktuellen Fusionen gezeigt werden könne, seien die Staaten bzw. Regierungen darum bemüht, u.a. durch Steuerpolitik (siehe Steuerreform in Deutschland) die Neustrukturierung und Anpassung der Unternehmensstrukturen zu fördern.

Auch in der Diskussion des zweiten Blocks schälte sich ein weitgehender Konsens darüber heraus, dass die Fusionswelle keineswegs mit einem generellen Machtverlust der Staates gegenüber den Einzelkapitalen verbunden sei. Unausgesprochen blieb aber ein alter grundsätzlicher Meinungsunterschied bezüglich der Rolle des Staates im modernen Kapitalismus. Die Zeit reichte nicht aus, um der Frage genauer nachzugehen, welche staatliche Funktionen sich unter dem Druck der aktuellen Fusionswelle in welcher Weise verändern. Im Laufe einer solchen Diskussion hätte sich wahrscheinlich gezeigt, dass man sich über das Verhältnis von Ökonomie und Politik im Kapitalismus keineswegs einig ist. So blieb ein sich andeutender Konflikt zwischen den von der Theorie des Staatsmonopolistischen Kapitalismus (Verflechtung der Macht von Monopolen und Staat) her kommenden Diskutanten und Positionen, welche die Rolle des Staates immer nur auf dem Gebiet der Sicherung der allgemeinen Produktionsvoraussetzungen gesehen hatten, weitgehend unausgesprochen.

Die wenigen Stunden der Diskussion machten gerade dadurch deutlich, wie groß der Bedarf an marxistischen Fachdiskussionen und Verständigungsprozessen ist. Den Teilnehmern und Hauptakteuren des Workshops fehlt es zwar keineswegs an Diskussions- und Publikationsmöglichkeiten. Dabei stehen aber in der Regel bestimmte politische und soziale Nahziele im Vordergrund. Hier – dies zeigt die Realität – kommt man auch von unterschiedlichen theoretischen Begründungen ausgehend oft zu ähnlichen Schlussfolgerungen. Wenn es um die Abwehr von Angriffen des Kapitals geht, ist Schulterchluss angesagt! Trotzdem sind die möglicherweise unterschiedlichen theoretischen Ausgangspunkte nicht gleichgültig und sollten transparent gemacht werden. Die Teilnehmer des Workshops aber zeigten eine gewisse Scheu, alte theoretische Grabenkämpfe wieder aufzunehmen – es wurden stattdessen lieber jene Punkte in den Vordergrund gestellt, in denen man weitgehend einer Meinung ist.

Insofern ist es bei diesem Workshop trotz der zahlreichen interessanten und anregenden Beiträge nicht ganz gelungen, die in den einschlägigen Artikeln des Hefts 39 nur implizit enthaltenen Kontroversen sichtbar zu machen und auszutragen. Gerade diese Schwäche unterstreicht aber die Nützlichkeit und Notwendigkeit solcher marxistischen Fachdiskussionen – keine Erneuerung des Marxismus ohne kontroverse theoretische Debatten. Die Redaktion von „Z“ wird sich daher weiter bemühen, trotz der begrenzten Arbeitskapazitäten von Zeit zu Zeit Fachdiskussionen zu zentralen Themen des Marxismus zu organisieren.

Jörg Goldberg

Aktualität der „Herforder Thesen“

Berlin 19. - 21. Mai 2000

1978 veröffentlichte der Bezirksvorstand der Jusos Ostwestfalen-Lippe die erste Fassung der „Herforder Thesen“. Sie waren von einer Arbeitsgruppe verfasst worden, der Jungsozialisten aus mehreren Bezirken angehörten, und stellten den ehrgeizigen Versuch dar, „einen eigenen Weg zum Sozialismus in der BRD zu skizzieren.“¹ Die Autoren wollten zudem „deutlich machen (...), dass der Marxismus eine wichtige Quelle der Sozialdemokratie ist“² und nahmen ganz bewusst Bezug auf die zeitgenössischen linkssozialistischen Strömungen - insbesondere die Ausarbeitungen der CERES-Gruppe in der französischen Sozialistischen Partei - und die Traditionen der marxistischen Sozialdemokratie - insbesondere des Austromarxismus.

¹ Klaus-Peter Wolf, in: Detlev Albers u.a. (Hrsg.), Linke Sozialdemokraten & bundesrepublikanische Linke. Diskussion am Beispiel der Herforder Thesen, Berlin 1981, S. 11.

² Ebd., S. 8.

Diese Thesen lösten damals eine lebhafte Debatte aus, die ihren Niederschlag in zahlreichen Zeitschriften-Veröffentlichungen fand und zu einer wesentlich überarbeiteten und erweiterten Fassung der „Herforder Thesen“ führte, die 1980 veröffentlicht wurde.

Zwei der damaligen Autoren, Kurt Neumann und Andreas Wehr (beide aus Berlin), hatten nun gemeinsam mit Diether Dehm (aus Frankfurt a.M.) zu einer Tagung nach Berlin eingeladen, um 20 Jahre nach der Veröffentlichung dieser zweiten Fassung der „Herforder Thesen“ über ihre Aktualität zu diskutieren.

Die „Herforder Thesen“ gliedern sich in fünf Kapitel:

- Grundlegende Krisenmomente des gegenwärtigen Kapitalismus
- Der demokratische Weg zum Sozialismus in den entwickelten kapitalistischen Ländern
- Der Sonderfall Bundesrepublik
- Die Perspektive von Marxisten in der SPD
- Für ein sozialdemokratisches Programm der gesellschaftlichen Alternative

Vor allem die Analyse der grundlegenden Krisenmomente des Kapitalismus und seine Bezeichnung als „staatsmonopolistischer Kapitalismus“ riefen Widerspruch hervor und waren Ansatzpunkt für manchen demagogischen und verleumderischen Angriff auf die Autoren, die als „Stamokaps“ titulierte, in die Nähe der DKP gerückt und mit dem Knüppel des Antikommunismus bearbeitet wurden.

Demgegenüber blieb die Kritik an der zweiten Hälfte der „Herforder Thesen“, in der auf den Feldern Wirtschaftspolitik, Emanzipation der Frau, demokratische Rechte, Frieden, Umwelt und Energie, Kultur und Bildung ein „sozialdemokratisches Programm der gesellschaftlichen Alternative“ entwickelt wurde, eher verhalten.

Die „Herforder Thesen“ hatten in den folgenden Jahren prägenden Einfluss auf die strategischen Diskussionen bei den JungsozialistInnen und darüber hinaus. So diskutierten und stritten auf einer Konferenz im Oktober/November 1980 immerhin mehrere hundert TeilnehmerInnen - u.a. Peter von Oertzen, Wolfgang Abendroth, Rudolf Bahro und Joachim Bischoff - über diese Thesen. Die Veranstalter sahen diese Konferenz als „Auftakt für die in Zukunft kontinuierlich fortzusetzende Arbeit an der Konstituierung einer klassenbewussten, sozialistischen Linken in der SPD“.³

Zahlreiche der damaligen Protagonisten auf Seiten der Juso-Linken haben diese Arbeit mittlerweile allerdings aufgegeben, einige von ihnen sind zur PDS gewechselt. Zu diesen gehören auch die drei Einlader zur Berliner Tagung. Sie besaßen in der SPD durchaus einen - wenn auch begrenzten - Einfluss: Neumann und Dehm waren zeitweise Bundestagsabgeordnete, Dehm zudem

³ Detlev Albers/Dieter Scholz, in: Detlev Albers u.a. (Hrsg.), a.a.O., S. 7.

Bundesvorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der Selbständigen in der SPD, Wehr koordinierte die SPD-Linke im Landesverband Berlin. Alle drei sind zudem Mitherausgeber der links-sozialdemokratischen „Zeitschrift für sozialistische Politik und Wirtschaft“ (spw) gewesen. Dehm hat es in der PDS mittlerweile bereits bis zum stellvertretenden Bundesvorsitzenden gebracht, Neumann ist Mitarbeiter einer PDS-Bundestagsabgeordneten und Wehr Mitarbeiter der Konföderalen Fraktion der Vereinten Europäischen Linken/Nordische Grüne Linke im Europäischen Parlament.

In einem Schreiben vom November 1999 erläuterten sie die Entscheidung des Parteiwechsels mit Verweis auf die Situation in zahlreichen westeuropäischen Ländern und stellten fest, dass „eine mehrheitsfähige politische Linke (...) sich unter den heutigen Bedingungen nur in mehreren Parteien entwickeln (kann), die unabhängig voneinander sind, sich wechselseitig korrigieren und nicht im Gegeneinander erschöpfen.“ Sie betonten zugleich, dass sie ihren weiteren politischen Weg in und mit der PDS „unter Aufrechterhaltung unserer Grundsatzzpositionen, wie wir sie zusammen mit anderen schon 1980 in die ‘Herforder Thesen zur Arbeit von Marxisten in der SPD’ hineingeschrieben und bis vor kurzem in Artikeln und Diskussionsbeiträgen vor allem in der Zeitschrift spw und in ihrem Organisationszusammenhang vertraten“, gehen wollen.

Nachdem die SPD nun nach 16 Jahren auf der Bundesebene wieder Regierungsmacht ausübt und dies in einer Art und Weise tut, dass man selbst diese Partei verlassen hat; die Aktualität dieser mittlerweile über 20 Jahre alten Grundsatzzpositionen nochmals zu überprüfen und zugleich deutlich zu machen, was man selbst an Analyse und Programmatik in die neue Partei und ihre Programmdiskussion miteinbringen kann: Das waren wohl für die drei „Herforder“ - wie sich dieser Kreis jetzt nennt - wichtige Motive, zu dieser Tagung einzuladen.

Dieser Versuch ist jedoch nur zum Teil gelungen. Während die Zeitschrift spw das Datum „20 Jahre Herforder Thesen“ gleich ganz ignorierte - was insofern nicht verwunderlich ist, als diese Thesen für den heutigen spw-Zusammenhang kaum noch Bezugspunkte bieten - lockte auch der Versuch der „Herforder“, dieses bedeutende Dokument der marxistischen Sozialdemokratie einer aktuellen Würdigung zu unterziehen, nur etwa 20 TeilnehmerInnen in die Räume des Bildungswerkes „Helle Panke“ e.V. im Ostteil Berlins.

Dass die Anwesenden überwiegend Sozialdemokraten oder ehemalige Sozialdemokraten aus West-Berlin waren, weist neben dem grundsätzlichen Problem eines derzeit nur geringen Interesses an fundierter marxistischer Gesellschaftsanalyse auch auf eine konkrete Schwierigkeit der Einlader hin: Sie befinden sich in einem strategischen Loch, weil sie ihre Verankerung in der SPD und ihrem politischen Umfeld verloren und in der PDS diese Verankerung noch nicht erreicht haben. Diese mangelnde Bindungskraft der „Herforder“ erklärt m. E. zu einem großen Teil die enttäuschend geringe TeilnehmerInnenzahl.

Dabei hätte die Tagung wegen der interessanten und aufschlußreichen Referate und Diskussionen ein größeres Interesse verdient. Auf einen einleitenden Beitrag am Freitagabend, in dem Jörg Kattel die Kommunikation der „Herforder“ im Internet vorstellte (<http://www.dieherforder.de>), folgten am Samstag und Sonntag fünf Vorträge, in denen ausgewählte Aspekte der „Herforder Thesen“ einer aktuellen Prüfung unterzogen wurden.

Am Samstagmorgen widmete man sich 'pflichtgemäß' dem Thema, das immer wieder der Etikettierung der Autoren der „Herforder Thesen“ bzw. der Juso-Linken als „Stamokaps“ diene: der Theorie des Staatsmonopolistischen Kapitalismus. *Horst Heininger* referierte über „Monopolkapitalismus und staatsmonopolistische Regulierung heute“⁴.

Heininger erläuterte die aktuellen Monopolisierungstendenzen beispielhaft am industriellen und am Bankensektor und wies darauf hin, dass diese vor allem auf die Bereinigung der Konzernstruktur, die Konzentration auf das Kerngeschäft und die Übernahme von Konkurrenten ziele. Den Fehleinschätzungen eines linken Fundamentalismus, dass der Staat den Monopolen unterworfen sei, trat er entgegen und vertrat die Meinung, das Verhältnis zwischen beiden sei erheblich differenzierter, und gerade deshalb bestünden Eingriffsmöglichkeiten für die Linke. Sie ergäben sich aus den unterschiedlichen Entwicklungsvarianten des Kapitalismus mit voneinander verschiedenen Gestaltungsmöglichkeiten für sozialdemokratische Regierungen (wie sich aktuell an den unterschiedlichen Konzepten ablesen lasse, die z.B. Tony Blair, Gerhard Schröder und Lionel Jospin verfolgten). Er warnte allerdings vor der sich abzeichnenden Angleichung der Entwicklungstypen des Kapitalismus: der angelsächsischen Typ setze sich zunehmend gegen den „rheinischen Kapitalismus“ durch.

In der Diskussion wurde nochmals unterstrichen, dass die Wahrnehmung von Alternativen im Kapitalismus größere Eingriffsmöglichkeiten biete und Versuche begründe, sich in die Entwicklung des Kapitalismus 'einzuschreiben'. Die Stamokap-Theorie sehe den Kapitalismus als veränderbar an, sie denke „eingreifend“, weil sie sehe, dass Einflußmöglichkeiten auf das Handeln des demokratisch verfaßten Staates bestehen.

Heininger warnte auch vor der Fehldeutung eines kurz vor dem Zusammenbruch stehenden Kapitalismus. Solange er nicht aktiv gestürzt werde, finde der Kapitalismus immer neue Möglichkeiten der Anpassung. Doch während „im Tagesgeschäft“ die Monopole bestimmenden Einfluß auf staatliches Handeln ausüben könnten, habe der entschlossen handelnde Staat in einer konfrontativen Situation durchaus die Möglichkeit, sich gegen die Monopole durchzusetzen.

Andreas Wehr referierte über die „Sozialismuskussion nach dem Scheitern

⁴ Vgl. hierzu auch: Horst Heininger, Zur Aktualität der Theorie des SMK, in: Z. Zeitschrift marxistische Erneuerung 31, 1997, S. 45 ff.

des versuchten Sozialismus“⁵. Für die heutige Sozialismuskussion, in deren Mittelpunkt die Formulierung eines integralen Projektes der sozialistischen Veränderung stehe, ist seiner Meinung nach nicht nur die Aufarbeitung des „Scheiterns des sozialistischen Versuchs“ von Bedeutung, sondern auch die Aufarbeitung der Gründe für das Scheitern der programmatischen Ziele der europäischen Sozialdemokratie. „Immerhin verschwand nicht nur das 'Gespenst des Kommunismus' aus Europa, auch vor dem sozialdemokratischen Gespenst fürchtet sich heute kein Kapitalbesitzer mehr“. So könne man sich nach einem Blick in das 1989 beschlossene und heute noch gültige Grundsatzzprogramm der SPD nur fragen, wie dort Sätze hineingelangen konnten wie: „Nicht wirtschaftliche Macht oder marktbeherrschende Unternehmen dürfen der Politik den Handlungsrahmen vorgeben, sondern demokratisch legitimierte Entscheidungen müssen im Interesse des Gemeinwohls Rahmen und Ziele für wirtschaftliches Handeln setzen.“⁶

Gerade in der „gegenwärtigen Phase der allgemeinen Niedergeschlagenheit“ sieht Wehr es als notwendig an, sich anderer Schwächeperioden zu erinnern. Mit Verweis auf den italienischen Philosophen Domenico Losurdo erinnerte er daran, dass im Laufe der geschichtlichen Entwicklung die französische Revolution äußerst unterschiedlich, ja gegensätzlich bewertet worden sei, und im Jahr 1814 „die Hoffnungen und die Projekte, die das Jahr 1789 genährt hatte, ausgelöscht“ waren (Losurdo). Auch lohne es sich, das Augenmerk auf die in der Geschichte gefundenen Lösungen von Übergangsschwierigkeiten zu richten. Beispielhaft nennt Wehr hier das tschechoslowakische Experiment aus dem Jahr 1968, das in der DDR 1963 verkündete „Neue Ökonomische System der Planung und Leitung“, die Ausarbeitungen der austromarxistischen Sozialdemokratie zwischen den beiden Weltkriegen und die Diskussionen im DGB über die Wirtschaftsdemokratie zu Beginn der 50er Jahre.

Sabine Kebir nahm in ihrem Referat zum „Kampf um kulturelle Hegemonie“ vor allem auf Gramscis Hegemoniebegriff Bezug und warnte beim Kampf um die Meinungsführerschaft vor einer Verengung auf die Ökonomie. Vielmehr sei Meinungsführerschaft notwendigerweise in vielen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens anzustreben. Entgegen der bleibenden Aufgabe, Aufklärung zu betreiben und den Menschen zu befähigen, sich als gesellschaftliches Wesen zu erkennen, erlebten wir ihrer Meinung nach aktuell eine Restaurationsperiode. Sie zitierte zustimmend den französischen Soziologen Pierre Bourdieu, der von einem „System allgemeiner Korruption im Denken“ spricht, und davor warnt, dass der Zustand der westlichen Gesellschaften ein unabhängiges und kritisches Denken kaum noch zulasse.

Diether Dehm erweckte in seinem Referat „Gemeinsam gegen Monopolmacht - Gesellschaftliche Bündnisse in den modernen kapitalistischen Klassengesell-

⁵ Abgedruckt in diesem Heft (Anm. d. Red.).

⁶ Vorstand der SPD (Hrsg.), Grundsatzzprogramm der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Berliner Programm), Bonn 1990, S. 41.

schaften“ das „antimonopolistische Bündnis“ der Herforder Thesen für einen Moment noch einmal zum Leben. Bündnispolitik sei mitnichten eine „voluntaristische Brautschau“, notwendig sei vielmehr eine Verbindung von ökonomischen und sozialen mit politischen und ethischen Übereinstimmungen innerhalb des Bündnisses. Die ökonomische Grundlage sei zentral für die Bündnisarbeit, denn „das Kapital usurpiert, expropriert und entfremdet durch alle gesellschaftlichen Bereiche, setzt also entsprechende Bündnispotentiale frei“ - so Dehm. Zur Verdeutlichung verweist er auf die Enteignungsprozesse, die in der Zahl von jährlich 31.000 Konkursen kleiner und mittlerer Unternehmen ihren Niederschlag finden.

In der Diskussion wurde ihm jedoch entgegengehalten, dass zahlreiche Interessengegensätze zwischen den kleinen Unternehmern und den bei ihnen lohnabhängig Beschäftigten bestünden, zudem Auseinandersetzungen um Umweltschutzaufgaben und das Problem der mangelnden Steuerehrlichkeit antimonopolistische Bündnisse in der Praxis sehr erschwere. Zumindest für den Osten sei jedoch zur Kenntnis zu nehmen - so Dehm in seiner Erwiderung-, dass die PDS durch Kleinunternehmer eine starke Unterstützung erfahre.

Abschließend stellte Kurt Neumann noch einmal die „gute alte Organisationsfrage“ und die Frage nach dem „gesellschaftlichen Subjekt“. Hierzu zitierte er eine eigene Aussage aus dem Jahr 1980: „Man (mag) dem Beharren der ‘Herforder Thesen’ auf der Arbeiterklasse als dem historischen Subjekt zu recht ein Stück marxistischer Orthodoxie vorwerfen. Allerdings haben sich das Festhalten am wissenschaftlichen Sozialismus und seine schöpferische Weiterentwicklung allemal als aktueller erwiesen als die verschiedenen sich abwechselnden Modernitäten.“⁷ Neumann bekannte, auch nach zwanzig Jahren noch zu diesen Sätzen zu stehen.

Die Arbeiterklasse sei - so führte er anhand der „Herforder Thesen“ weiter aus - zum einen Objekt kapitalistischer Herrschaft und Ausbeutung, zum anderen aber auch die Hauptproduktivkraft. Aufgrund dieser Stellung sei sie das gesellschaftliche Subjekt, das allein in der Lage sei, den Kampf gegen die Ausbeutung mit einer sozialistischen Gesamtperspektive der Umgestaltung der Gesellschaft zu verbinden.⁸ Dabei müsse selbstverständlich gesehen werden, dass sich in den Umwälzungen der kapitalistischen Produktion auch die Arbeiterklasse beständig verändern und sie nicht mit dem klassischen Industrieproletariat gleichgesetzt werden könne. Klassenbewußtsein entstehe „weder individuell in den Köpfen einzelner, noch spontan aus den jeweils aktuellen gesellschaftlichen Kämpfen.“⁹ Es sei „vielmehr selbst Moment und Ergebnis

⁷ Kurt Neumann, Reformisten und Marxisten in der SPD - Zur Veränderbarkeit in der Sozialdemokratie, in: Detlev Albers u.a. (Hrsg.), Linke Sozialdemokraten & bundesrepublikanische Linke. Diskussion am Beispiel der Herforder Thesen, Berlin 1981, S. 160.

⁸ Vgl. Bezirksvorstand der Jungsozialisten in der SPD Ostwestfalen-Lippe (Hrsg.), Herforder Thesen. Zur Arbeit von Marxisten in der SPD, Berlin 1980, S. 43 f.

⁹ Ebd., S. 44.

des bewußt und organisiert geführten Klassenkampfes.“¹⁰ Für Neumann steht deshalb fest, dass auf die Parteiförmigkeit sozialistischer Politik nicht verzichtet werden könne, sie dürfe sich darauf jedoch auch nicht reduzieren.

Die Tagung bestärkte den Eindruck, dass inhaltliche Divergenzen und Parteigrenzen bei weitem nicht deckungsgleich sind. Gerade weil die jeweilige Mitgliedschaften in der SPD oder in der PDS für eine Vielzahl von Mitgliedern zufällig sind, muss es möglich sein, die Kommunikation und Kooperation zwischen den Mitgliedern dieser Parteien zu intensivieren. Neumann ist zuzustimmen, wenn er die „vernetzten Kommunikation der Linken“ als unabdingbare Voraussetzung für den politischen Erfolg bezeichnete.

Zum Beispiel wäre es m.E. für die marxistische Linke, unabhängig davon in welchen Parteien sie organisiert ist oder ob sie überhaupt in einer Partei organisiert ist, interessant, sich über die gleichzeitig laufenden Programmdiskussionen in den beiden im Parlament vertretenen linken Parteien auszutauschen.

Die ehemaligen Autoren der „Herforder Thesen“ sind hierbei in der spannenden Lage, an beiden Prozessen verantwortlich beteiligt zu sein. So hat der SPD Landesverband Bremen erneut Detlev Albers - mittlerweile Vorsitzender der dortigen SPD - in die neue Grundsatzprogrammkommission entsandt, und dieser hat nun bereits zum zweiten Mal - nach dem Berliner Programm - die Gelegenheit, an der Formulierung eines SPD-Grundsatzprogramms teilzunehmen. Aber ob Albers, der als einer der Gründungsherausgeber von spw dieser Zeitschrift vor einigen Jahren den Rücken gekehrt hat, noch viel von dem, was er seinerzeit in den „Herforder Thesen“ formuliert hat, in diese Diskussion einbringen will, darf bezweifelt werden. Das wird ihn wohl von seinen damaligen Mitstreitern Neumann und Wehr unterscheiden, die ihrerseits versuchen, die heute noch aktuellen Analysen und strategischen Ansätze der „Herforder Thesen“ in die Programmdiskussion der PDS einzubringen. Dabei ist ihnen viel Erfolg zu wünschen.

Literatur:

- Detlev Albers u.a. (Hrsg.), Für eine sozialistische Perspektive. Zur Diskussion um die Herforder Thesen - Position und Gegenposition (spw Sonderheft 1), Berlin 1979
- Bezirksvorstand der Jungsozialisten in der SPD Ostwestfalen-Lippe (Hrsg.), Herforder Thesen. Zur Arbeit von Marxisten in der SPD (spw Sonderheft 2), Berlin 1980
- Detlev Albers u.a. (Hrsg.), Linke Sozialdemokraten & bundesrepublikanische Linke. Diskussion am Beispiel der Herforder Thesen (spw Sonderheft 3), Berlin 1981
- Susi Möbbeck, Fieta Saß, Birgit Zörner (Hrsg.), Projekt Moderner Sozialismus. 53 Thesen, Berlin / Dortmund 1989

Hans Günter Bell

¹⁰ Ebd.

Kapitalismus im 21. Jahrhundert

München, 27. – 28. Mai 2000

Aus Anlaß seines zehnjährigen Bestehens veranstaltete das Münchener isw – Institut für sozial-ökologische Wirtschaftsforschung e.V. – ein zweitägiges Forum mit Referenten aus den USA, aus Kuba, der VR China und der Bundesrepublik über Entwicklungstrends des heutigen internationalen Kapitalismus. Außerdem wurde das Konzept einer sozialistischen Marktwirtschaft, wie es in der VR China entwickelt und realisiert wird, vorgestellt und diskutiert. Mit über hundert TeilnehmerInnen hauptsächlich aus dem süddeutschen Raum hatte die Tagung eine für heutige Verhältnisse gute Resonanz, und wer den praktischen Aufwand einschließlich Übersetzungsarbeit kennt, den entsprechende Veranstaltungen mit sich bringen, kann den Organisatoren nur seinen Respekt zollen. Dies gilt im übrigen – und wurde auch bei der Tagung verschiedentlich zum Ausdruck gebracht – für die Aktivitäten der isw-Gruppe generell, die sich mit ihrer Publizistik (isw-reports) und ihren jährlichen Foren als ein wichtiger Vernetzungspunkt der marxistischen Linken in Westdeutschland etabliert hat.

Der lang anhaltende Wirtschaftsaufschwung in den USA hat sich in deutlich gestiegenen Profiten und Börsenkursen niedergeschlagen, ist aber, so Prof. Richard Wolff (Wirtschaftswissenschaftler an der University of Massachusetts, USA), zu Lasten der Masse der US-Beschäftigten gegangen. Gemessen am Zuwachs der Arbeitsproduktivität gesunkene Reallöhne, eine starke Erhöhung der individuellen Verschuldung und eine zunehmende Polarisierung bei der Vermögensverteilung sind hierfür die wichtigsten Indizien. Laut Wolf hat sich der Anteil des obersten 1 Prozent der Haushalte am US-Vermögen zwischen 1928 und 1970 von 45 auf ca. 20 Prozent vermindert und ist seitdem wieder auf etwa 45 Prozent gestiegen. Die Ursachen für den US-Boom sieht Wolff in einem Komplex besonderer Bedingungen – von der Asienkrise über den Zustrom internationalen Kapitals (was allerdings die Frage nach Ursache und Wirkung aufwirft) bis zur Deregulierungspolitik mit profit- und rationalisierungsfördernder Steuerentlastung der Unternehmen. Der Prozeß sei mit einem Anwachsen sozialer Spannungen verbunden, was sich besonders in der Erosion von Familienstrukturen und zunehmenden Gewaltexzessen niederschläge. Die aktuelle Diskussion zwischen Liberalen, Sozialdemokraten und Konservativen in den USA gehe um eine Kontrolle dieser sozialen Folgen. Theoretisch sieht Wolff den Kapitalismus periodisch zwischen „privatem Kapitalismus“ und „Staatskapitalismus“ hin- und herpendeln. Die durchaus sympathische Alternative, für die Wolff plädiert – „das Leiden bloßstellen, das innerhalb des sogenannten Booms stattfindet“, „die kostenträchtige Geschichte der Oszillationen des Kapitalismus zwischen staatlichen und privaten Formen bloßstellen“, „die Antwort auf die Zusammenbrüche und die Booms davor ... organisieren, d.h. linke Forderungen aufstellen, die einen Wechsel hin zu einer kommunistischen Organisation der Produktion einschließen“ – signalisiert allerdings eher die Marginalisierung der Linken in den USA als ein eingriffs-

fähiges Konzept. Dies gilt auch für die Erwartung, im Falle des Crashes werde die Linke nachwachsen wie Pilze nach dem Regen. Natur und Gesellschaft sind eben doch zwei verschiedene Dinge. In der Diskussion standen Fragen der Globalisierung und der Staatsverschuldung im Mittelpunkt, wobei besonders Fred Schmidt auf das Problem der Abschnürung sozialstaatlicher Aktivitäten unter dem Druck der Rückführung der Staatsverschuldung hinwies.

Aus Kuba angereist und mit besonderem Beifall bedacht war als jüngster der Referenten Prof. Ruben Zardoya (Dekan der Fakultät für Philosophie und Geschichte der Universität Havanna, u.a. Mitglied des Lehrstuhls für Studien über Kuba an der Universität Wolverhampton, Großbritannien – wo gibt es einen solchen Lehrstuhl in Deutschland?). Zardoya ist Ko-Autor einer 1999 in Havanna erschienenen Studie über „Transnationalisierung und Denationalisierung – Studien über den heutigen Kapitalismus“. ¹ Als bestimmendes Merkmal des heutigen Kapitalismus sieht Zardoya den Abbruch von nationalen Schranken – Wirtschaftsstrukturen, geopolitischen Grenzen, Staaten, juristischen Festschreibungen, Kulturen und Identitäten – , die die freie Entfaltung der Transnationalisierung behindern. Unter Transnationalisierung wird dabei – im Gegensatz zur „Internationalisierung“ – ein Prozess der internationalen Unterordnung von Nationen und Völkern unter den Metropolen-Kapitalismus verstanden. Dieser Prozess der Transnationalisierung wird auch als eine seit dem zweiten Weltkrieg in Gang befindliche „Umwandlung des staatsmonopolistischen Kapitalismus zum transnationalen Monopolkapitalismus“ verstanden. Die Diskussion des Konzepts dürfte interessant sein, weil die auch von Linken in der Bundesrepublik diskutierte Frage nach Funktion und Zukunft des Nationalstaats für die kapitalistische Entwicklung aufgenommen wird. Zardoya meint, dass gerade das transnationale Kapital unter der Last überakkumulierten Kapitals zugleich nach spekulativer Verwertung sucht.

Nicht über internationalen Kapitalismus, sondern über die Frage „Langer Marsch zum Sozialismus oder Übergang zum Kapitalismus?“ sprach der chinesische Tagungsgast Prof. Jian Shuxian (Spezialist für die Wirtschaft Südostasiens, zeitweilig in dieser Region im diplomatischen Dienst und z. Zt. stellvertretender Direktor des Chinesischen Forschungszentrums für die Gegenwärtige Welt). Die chinesische Führung geht davon aus, dass sich China nach wie vor im Anfangsstadium des Sozialismus befindet. Die auch bei Marx und Engels geltende Vorstellung, dass die Planwirtschaft eines der wichtigen Wesensmerkmale des Sozialismus darstellt, müsse unter dem Eindruck der geschichtlichen Erfahrung korrigiert werden. Die hochzentralisierte Planwirtschaft habe sich aus einer Entwicklungsform zu einer Fessel der Wirtschaftsentwicklung gewandelt. Umgekehrt zeige auch die Geschichte des Kapitalismus im zwanzigsten Jahrhundert mit seinen Elementen der Planung, dass Plan und Markt ausschließlich instrumentellen Charakter hätten und „keine

¹ Unter dem Titel „Imperialismus heute – Über den gegenwärtigen transnationalen Monopolkapitalismus“ beim Verlag Neue Impulse, Essen 2000, erschienen.

zwangsläufige Verbindung mit einer Gesellschaftsordnung“. China befindet sich heute, so Jian, im Übergang von der Planwirtschaft zu einer sozialistischen Marktwirtschaft. Dabei würden die dominierende Rolle des Gemeineigentums aufrechterhalten und gleichzeitig die verschiedenen Eigentumsformen entwickelt. Die Radikalität des Wandels läßt sich an der Veränderung der Eigentumsformen in den letzten zwanzig Jahren ablesen (vgl. Übersicht).

Sektor	BIP- Anteil 1978	BIP-Anteil 1998	Erwerbstätigen-Anteil 1978	Erwerbstätigen-Anteil 1998
Staatseigene Wirtschaft	70%	40%	78%	52%
Kollektiveigene Wirtschaft	30%	40%	21%	13%
Nicht-gemeineigene Wirtschaft	-	20%		34%

Quelle: Jiang Suxhian, Vortragsmanuskript. 1998 waren 1 % der Beschäftigten in Unternehmen mit ausländischer Kapitalbeteiligung tätig.

Grundcredo: „Solange wir die dominierende Position des Gemeineigentums gewährleisten und der Staat die Lebensader der Volkswirtschaft unter Kontrolle hält, sowie sich die Kontrollkraft und Konkurrenzfähigkeit der Gemeinwirtschaft ständig intensivieren können, wird die Reduzierung des Anteils der Gemeinwirtschaft an der Volkswirtschaft den Charakter des chinesischen Sozialismus nicht beeinflussen.“ Sicher eine Schlüsselfrage für die Interpretation des heutigen Weges Chinas, zumal die Frage nach der Hegemonie in diesem Prozess der Freisetzung unterschiedlicher Interessen und sozialer Widersprüche zu stellen ist. Der chinesische Staat ist, so der Referent, derzeit nicht in der Lage, für Vollbeschäftigung zu sorgen. Hier erhofft man sich vom Individual-, Privat- und Auslandskapital Impulse. Auf der Verteilungsebene werden viele Ungerechtigkeiten konstatiert; zugleich wird der „Gleichmacherei“ eine Absage erteilt und für soziale Differenzierung plädiert („einem Teil der Menschen erlauben und sie dazu ermutigen, durch ehrliche Arbeit und rechtmäßige Wirtschaftsführung als erste reich zu werden“), die mit einem Sozialabsicherungssystem abgedeckt werden soll (Verbindung von Sozialfonds und persönlichen Sparkonten). Der Übergang von der administrativen Direktverwaltung der Wirtschaft zu ihrer „Indirektverwaltung durch wirtschaftliche Methoden“ schließt die makroökonomische Steuerung des Marktes durch den Staat ein. Dafür gibt es allerdings, so Jian, kein Vorbild und keine geschichtliche Erfahrung, zumal in einem Land mit niedriger Produktivität und gering entwickelter Warenwirtschaft. Die Diskussion, in der der Refent auf viele Einzelfragen (Abkehr vom Sozialismus? Öffnung gegenüber dem Auslandskapital; neue Bourgeoisie? Massenarbeitslosigkeit? Konkurrenzgesellschaft?) einzugehen hatte, war natür-

lich vom Hauptproblem geprägt, wer denn nun das Steuerrad der chinesischen Gesellschaft bewegt – die chinesische KP als Steuermann oder die am Ruder zerrenden Kräfte des Marktes?

Conrad Schuhler (Journalist und Mitarbeiter des isw) stellte die Thesen seiner als isw-report 42 erschienenen Broschüre „Verbrechen Wirtschaft. Moderner Kapitalismus als höchstes Stadium der organisierten Kriminalität“ vor. Schuhler vertritt die Ansicht, dass die meisten wirtschaftlichen Faktoren, die für die Unternehmen entscheidend sind, politikabhängiger werden. Dies gelte besonders für transnationale Konzerne, die im globalen Wettbewerb „optimale Standortbedingungen“ brauchen und in der internationalen Arena „zuverlässige Agenten ihrer Nationalstaaten“. Insofern sei das große Kapital mehr denn je darauf angewiesen, politische Entscheidungen zu kontrollieren. Schuhler sieht hier die Ursachen für einen vermuteten Formwandel in den Korruptionspraxen (von der Entsendung personeller Interessenvertreter in politische Ämter über Verbände-lobbyismus zur Delegation von Konzernspezialisten in Parlamente und Ämter sowie Mobilisierung von „Politik-Kommunikations-Agenturen“ zur Durchsetzung von Konzernzielen). Branchen- spielten gegenüber den Einzelinteressen der transnationalen Konzerne keine bedeutsame Rolle mehr. Als Drehscheibe organisierter Kriminalität betrachtet Schuhler die Großbanken als Hauptakteure bei der Verschiebung von hinterzogenen Steuermilliarden ins Ausland.

Die Vorträge der Tagung sind, um den Beitrag eines japanischen Referenten zur Wirtschaftssituation Japans erweitert (Kensho Sasaki, Vorsitzender der Wirtschaftskommission der Japanischen KP), inzwischen als isw-report 43 (28 Seiten, DM 5.--, per isw, J. v. Werth Str. 3, 80639 München) erschienen.

André Leisewitz

Kritischer Einwand zur Rezension von Margarete Tjaden-Steinhauer in Z 42

Ich bin erstaunt über die Rezension meines Buches. So wie ich Rezensionen verstehe, sollte zunächst der Inhalt eines Buches und seine Intention bzw. die Grundthesen vorgestellt werden, bevor sich dann kritisch, und wie in diesem Falle die Rezensentin auch durchaus ablehnend, mit dessen Inhalt auseinandergesetzt wird. Schließlich sollte jemandem, der oder die sich für das Thema interessiert, erst einmal vermittelt werden, was überhaupt in dem Buch steht. Dies wurde leider in der vorliegenden Rezension versäumt. Ich frage mich, ob die Grundthese und die Intention des Buches überhaupt verstanden wurde.

Es geht nicht um eine neuerliche Darstellung der Ungleichheit der Frauen und nicht einfach darum, für eine neue Gesellschaftsutopie an der gesellschaftlichen Lage von Frauen anzuknüpfen. Im Mittelpunkt des Buches steht die Auseinandersetzung mit der bis heute vorhandenen Legitimierung und Hegemoniefähigkeit der bürgerlichen Leistungsideologie sowie des davon abgeleiteten Leistungsprinzips durch das ‚natürliche‘ Geschlechterverhältnis.

Daher ist in der Tat, wie Tjaden-Steinhauer richtig vermerkt, „das Augenmerk fast ausschließlich auf die Verhältnisse in der modern-bürgerlichen Gesellschaft gerichtet“, da zu deren ideen- und realgeschichtlichen Konstituierung ein neuer Leistungsbegriff gehört. Als dessen Basis wirkt seit dem 18. Jahrhundert die im Zuge der europäischen Aufklärung und der jakobinischen Phase der französischen Revolution entwickelte Bestimmung einer besonderen ‚weiblichen Natur‘ mit Mutterinstinkt und Häuslichkeit als Pääzendenzfall für die ‚natürliche‘ Hierarchisierung von Gesellschaften, womit bis heute soziale und politische Ungleichheit gerechtfertigt wird. Es handelt sich um die Naturalisierung sozialer Verhältnisse, wobei die grundlegende soziale Rangfolge der Geschlechter gerade zu einer Hegemoniefähigkeit des bürgerlichen Leistungs- und Ungleichheitsgedanken führt. Dabei spielte und spielt die Mutter- und Familienideologie, die weitgehend, wenn auch modifiziert, von den verschiedenen Fraktionen der Arbeiterbewegung übernommen wurde, eine entscheidende Rolle. Damit konnten bürgerlich-kapitalistische, aber auch realsozialistische Macht- und Herrschaftsstrukturen nicht nur legitimiert, sondern auch hegemonial werden. Dies zeichne ich an der Geschichte der weiblichen Erwerbsarbeit sowie am theoretisch-ideologischen und politisch-sozialen Weg der modernen Kleinfamilie vom „bürgerlichen Hort der Tugend über das proletarische Heim des Klassenkampfes zur Familie der Neuen Mitte“ nach. Dabei setze ich mich auch mit der Fortführung sowie modernen Stabilisierung des hierarchischen Geschlechterverhältnisses durch die rot-grüne Programmatik und Regierungspolitik auseinander. Ob das „eine zusammenhängende Gedankenführung (und) ... sachkundige Argumentation“ ist, welche „... verlässliche Auskünfte und solide Einsichten bietet ...“, darüber läßt sich streiten. Die Rezensentin bestreitet das; allerdings wäre es dann hilfreich gewesen, wenn sie ihre Position zumindest an dem einen oder anderen Punkt nachgewiesen hätte.

Leider geht Tjaden-Steinhauer auch nicht inhaltlich auf die Kritik an Marxisten und Feministinnen ein, nämlich daß bei den einen die Geschlechterfrage nicht als strukturbildend gesehen wird, damit in den Analysen kaum vorkommt. Bei der Mehrheit der Feministinnen dagegen wurde das - weibliche - Geschlecht nicht nur zur analytischen Zentralkategorie, wobei der einstmals erahnte Zusammenhang zwischen Geschlechts- und Eigentumskategorien verloren ging, sondern zum Sinnbild des guten Menschen. Diese Defizite wurden von mir bewußt nur überblickshaft dargestellt, womit ich meinem selbstgewählten Anspruch gerecht geworden bin.

Es kann darüber gestritten werden, ob die Ausführungen, nicht nur in diesem Kapitel, zu oberflächlich sind, ob in dem Buch zuviele Aspekte angeschnitten wurden. Selbst wenn das von der Rezensentin so gesehen wird, bleibt zu fragen, ob damit auch die oben skizzierte Leitidee unglaubwürdig wird. Dazu hätte ich mir eine inhaltliche Äußerung und Beurteilung gewünscht. Damit wäre dann auch erst beurteilbar, inwieweit das Buch nicht doch, entgegen der Meinung der Rezensentin, dem Anspruch, eine politische Streitschrift zu sein, durchaus gerecht wird. Ich würde mir wünschen, zum Thema Leistungsideologie und Geschlechterverhältnis in Z inhaltlich streiten zu können.

Monika Domke

CONTRASTE



Willkommen im 21. Jahrhundert! Die Arbeitsmaschine Mensch hat ausgedient. An ihre Stelle sind Computer und Roboter getreten. Einige wenige hart umkämpfte Arbeitsplätze gibt es noch, ein Großteil der Menschmaschinen hat sich für einen eventuellen Arbeitseinsatz stets bereit zu halten, der Rest wird auf der sozialen Müllhalde entsorgt. Du rastst frontal auf deine Zukunft zu, an deren Ende die absolute Wachstumsgrenze des Kapitalismus steht. Du bist der Dumme des Systems.

Aber halt... nicht alle haben das Denken verlernt. Eine kleine unbeugsame Minderheit leistet hartnäckig Widerstand gegen die Globalplayer und weigert sich den Götzen Arbeit anzubeten. Diskussionen, konkrete Projekte, Lösungsansätze, Utopien gibt es in CONTRASTE, der Monatszeitung für Selbstorganisation. Zum Kennenlernen kostenlos im Internet oder im Schnupperabo, 3 Monate frei Haus gegen 10 DM in Vorkasse (Schein, Briefmarken).

Bestelladresse: CONTRASTE e.V., Postfach 10 45 20, 69035 Heidelberg, Tel: 0 62 21/16 24 67
Zeitungslesen im Internet: www.contraste.org

Kosovo: Der Loquai-Bericht

Heinz Loquai, *Der Kosovo-Konflikt - Wege in einen vermeidbaren Krieg*, Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2000, 183 S., 39,- DM.

Den meisten Darstellungen des Kosovo-Konflikts dient als roter Faden der Analyse das Konzept eines aggressiven serbischen Nationalismus. Weil diese besondere Aggressivität als unumstößliches Faktum präsentiert wird, haben die anderen Ethnien auf dem Gebiet des ehemaligen Jugoslawien a priori Opferstatus. In seiner Studie „Wege in einen vermeidbaren Krieg“ (November 1997-März 1999) kommt Brigadegeneral Heinz Loquai hingegen zu dem Ergebnis, daß es sich im Kosovo um einen Bürgerkrieg gehandelt hat, was die Täter-Opfer-Frage in einem differenzierteren Licht erscheinen läßt. Er stützt sich dabei auf die veröffentlichten Tagesberichte der OSZE-Verifikationsmission und das „Rohmaterial“ der internen bzw. der von deutschen Offizieren direkt nach Bonn abgegebenen Aufzeichnungen. Außerdem konnte Loquai die Berichte der deutschen Botschaft in Belgrad einsehen, die er aber nicht zitieren durfte, da - wie der Grüne Staatsminister Volmer formulierte - „deren Veröffentlichung unerwünschte politische Auswirkungen haben könnte“. Zu den Rambouillet-Verhandlungen stand ihm die schon seit längerem vorliegende, aber von der Öffentlichkeit kaum beachtete Dokumentation des Rechtsberaters der albanischen Delegation, Marc Weller, zur Verfügung. Loquai gelingt es so ein Bild des Kosovo-Konflikts zu zeichnen, das fern aller Medien-Mythen ist und zahlreiche

Halbwahrheiten und Lügen aufdeckt.

Spätestens seit Ende der achtziger Jahre hatten alle relevanten albanischen Politiker die Unabhängigkeit des Kosovo als Ziel. Unterschiede bestanden lediglich in Taktik, Strategie und dem Zeithorizont für das Erreichen dieses Zieles. Die UCK trat im November 1997 erstmals öffentlich in Erscheinung. Sie bediente sich der klassischen Guerilla-Strategie: Durch gezielte Angriffe auf Organe der staatlichen Autorität, vor allem der Polizei, wurden diese in Furcht versetzt und zu Reaktionen provoziert. Die Zivilbevölkerung diente den Kämpfern, die mit Albanien einen sicheren Rückzugsraum hatten, als Schutzschild. Die Reaktion des serbischen Machtapparats entsprach ebenfalls der üblichen Strategie: Sie ging unverhältnismäßig brutal vor, verursachte Opfer unter den Zivilisten und löste Flüchtlingsbewegungen aus. Diese Eskalation beschäftigte im März 1998 den UN-Sicherheitsrat. In einer Resolution verurteilte er die exzessive Gewaltanwendung der serbischen Sicherheitskräfte gegen die Bevölkerung, die terroristischen Aktionen der UCK sowie deren Unterstützung von außerhalb durch Geld, Waffen und Ausbildung und forderte die Bürgerkriegsparteien zum Dialog auf. Der wurde nur sehr zögernd aufgenommen. Erst „unter sehr starkem amerikanischen Druck war Rugova schließlich damit einverstanden, sich mit Milosevic zu treffen“. Es fand jedoch nur ein Gespräch statt. Dazu bemerkt Loquai: „Ob die Serben zu einem wirklichen politischen Dialog bereit waren, konnte nicht getestet werden, da die Kosovo-Albaner die

militärischen Aktionen, die ihre Extremisten mit verursacht hatten, zum Anlaß nahmen, den kaum begonnenen Dialog einzustellen.“ Diese kompromißlose Haltung machte Sinn, war doch die UCK innerhalb weniger Monate über alle Maßen erfolgreich. Durch geschickte Information und Manipulation der Medien hatte sie, was die Serben immer vermeiden wollten, das Eingreifen internationaler Organisationen bewirkt, und die legten den jugoslawischen Kampfmaßnahmen deutliche Schranken auf. Nur so ist es zu erklären, „daß nach einem halben Jahr Bürgerkrieg, Ende Juni 1998, die UCK gegen einen hundertfach militärisch überlegenen Gegner etwa 30-40% des Kosovo kontrollieren konnte.“

Dieser Erfolg zeigte, daß die Serben besiegt waren. Das stärkte nicht nur Selbstwertgefühl und Selbstachtung der albanischen Bevölkerung, sondern ließ die Organisation auch zunehmend Anhänger unter den Gemäßigten finden. Außerdem hatte die UCK nach außen an Bedeutung gewonnen: „Sichtbar wurde dieser Status durch ein mediengerecht aufbereitetes Treffen des amerikanischen Sonderbotschafters Holbrooke mit bewaffneten UCK-Kämpfern am 14. Juni 1998. Drei Monate nachdem ein hoher Repräsentant der amerikanischen Regierung die UCK noch als Terroristen tituliert hatte, war sie anerkannter Gesprächspartner auf der internationalen Bühne.“

Im Frühsommer machte, so Loquai, die Guerillaorganisation ihren einzigen großen militärischen Fehler. Offenbar beflügelt von ihren bisherigen Erfolgen, stellte sie sich dem Gegner

in offenem Kampf. Doch da konnten Polizei und Militär ihre überlegene Feuerkraft ausspielen. Die UCK verlor mehrere hundert Kämpfer und mußte sich aus vorher kontrollierten Gebieten zurückziehen. Strategisch war die Operation dennoch ein Erfolg, da die Jugoslawen, um die Infrastruktur der UCK zu zerstören, so brutal und gewalttätig gegen die Zivilbevölkerung vorgingen, daß es zu riesigen Flüchtlingsströmen kam, was internationale Reaktionen zur Folge hatte. Am 24.9. erging als einseitige Warnung an Belgrad der Nato-Mobilisierungsbefehl

ACTWARN, der einen Luftkrieg näher rückte. Am gleichen Tag verabschiedete der UN-Sicherheitsrat die Resolution 1199, die sich aber wesentlich von der Nato-Stellungnahme unterschied. Darin wurde die exzessive und wahllose Gewaltanwendung der Jugoslawen ebenso verurteilt wie der „Terrorismus zur Verfolgung politischer Ziele“ und die Unterstützung von außen für diese Aktivitäten. Beide Seiten wurden zu einer Feuerpause aufgefordert, woran vorerst niemand Interesse hatte: „Die UCK zog rasch Lehren aus der militärischen Niederlage und veränderte ihre Taktik. ... (Sie) ging zu einer 'Hit-and-run-Taktik' über. Damit konnte sie zwar keine spektakulären Geländegewinne machen, aber dem Gegner Verluste zufügen und ihn zu massiven Gegenschlägen provozieren. ... Um den Bürgerkrieg gewinnen zu können, mußte sie einen starken Verbündeten auf ihre Seite ziehen. Bei einer solchen Lagebeurteilung ergab sich die logische Schlußfolgerung, daß nur über ein Eingreifen der Nato die Ziele des Bürger-

kriegs zu erreichen waren ... Doch auch die jugoslawische Seite war zu (einem Waffenstillstand) nicht bereit. Ihr Ziel war es, die UCK vollständig zu zerschlagen und zu vernichten, und sie glaubte wohl auch, dies erreichen zu können. Dabei sollte offenbar gezielter Terror gegen die Zivilbevölkerung diese von einer Unterstützung der UCK abschrecken.“

Mitte Oktober kam es mit den Holbrooke-Milosevic-Vereinbarungen zu einem diplomatischen Durchbruch. Darin machte Belgrad, das den Kosovo-Konflikt immer als innere Angelegenheit der Bundesrepublik Jugoslawien (BRJ) bezeichnet hatte, erhebliche Zugeständnisse: Es akzeptierte die Internationalisierung durch die Anwesenheit einer OSZE-Mission, eine Luftüberwachung durch die Nato und verpflichtete sich, seine Truppen zu reduzieren. An dem Tag als die Vereinbarung erzielt wurde und Holbrooke dem Nato-Rat darüber berichtete (13. Oktober), drehte dieser jedoch die Eskalationsschraube weiter. Mit der Weisung ACTORD gab er den Einsatzbefehl für den Luftkrieg. ACTORD wurde nie mehr aufgehoben, sondern nur vorläufig suspendiert. Wie Loquai detailliert darstellt, verlief die OSZE-Mission anfangs erfolgreich und die Zusammenarbeit mit den Sicherheitskräften sowie örtlichen Guerilla-Kommandeuren war gut. Unzufrieden war jedoch die UCK-Führung, da mit dem Abkommen das Ziel eines unabhängigen Kosovos in weite Ferne gerückt schien. „In den Händen der UCK lag es nun, durch ein Wiederbesetzen der im Sommer aufgegebenen Positionen und Angriffe auf die jugoslawischen

Sicherheitskräfte ... eine humanitäre Katastrophe herbeizuführen und damit mit ziemlicher Sicherheit Nato-Luftangriffe gegen die BRJ auszulösen. Die UCK hat dieses Ziel von Ende Oktober 1998 an konsequent verfolgt. Es ist eigentlich erstaunlich, wie wenig diese Strategie begriffen wurde. So führt General a.D. Naumann aus: 'Die UCK spielte im Grunde eine Rolle, die uns den Erfolg des Herbstes 1998 kaputtgemacht hat. Sie stieß in das Vakuum, das der Abzug der Serben hinterlassen hatte, und breitete sich in einer Weise aus, die vermutlich niemand in irgendeinem unserer Staaten akzeptiert hätte. ... Und den Fehler hat die UCK gemacht.' In der Strategie der UCK war dieser 'Fehler' jedoch ein unerlässlicher Schritt auf dem Weg zum Sieg im Bürgerkrieg.“

In den Neujahrsbotschaften 1999 wurden die grundsätzlichen Positionen formuliert. Rugova sagte, nur eine Stationierung von Nato-Truppen könne Sicherheit für alle Bürger und die Vorbedingungen für eine politische Lösung schaffen. In der 22. Politischen Erklärung des UCK-Hauptquartiers hieß es, 1999 werde das Jahr der Freiheit und Unabhängigkeit werden. Jugoslawien pochte auf die Einhaltung der Oktober-Vereinbarungen und stellte in einem Aide Memoire an Khofi Annan seine Sicht der Verletzung der UN-Resolution dar: „Die summarischen Zahlen, wie z.B., es habe seit Januar 1998 1 854 'terroristische Angriffe' gegeben ... sind nicht überprüfbar. Soweit Beispiele für Angriffe auf Polizei und staatliche Einrichtungen im November und Dezember aufgeführt werden, stimmen diese mit der

Berichterstattung der OSZE überein. Auch der jugoslawische Vorwurf, das von der UN verhängte Waffenembargo werde immer wieder verletzt, ist zutreffend.“ In den folgenden Wochen nahmen die Verstöße gegen das Waffenstillstandsabkommen zu und ebenso die Zahl der Flüchtlinge. Nach Angaben des deutschen Außenministeriums waren von „Flucht, Vertreibung und Zerstörung alle Bevölkerungsgruppen gleichermaßen betroffen“. Tatsächlich waren nach UNHCR-Angaben relativ, d.h. bezogen auf die Wohnbevölkerung, mehr Serben (ca. 20%) als Albaner (ca. 15%) unter den Flüchtlingen aus dem Kosovo.

Initialzündung für die nächste Eskalationsstufe war das „Massaker von Racak“. Was in dem von der UCK befestigten Dorf im Januar 1999 wirklich geschah, ist bis heute unklar. Die OSZE hat Ende 1999 erklärt, sie könne noch kein definitives Urteil abgeben und die internationalen Gremien sind nach Ende des Krieges wesentlich vorsichtiger mit ihren Schuldzuweisungen geworden. Aber vor den Bombardements ging es auch nicht um kriminalistische Aufklärung, sondern um die Instrumentalisierung eines „Massakers“ zur Rechtfertigung der militärischen Eskalation. Die zentrale Rolle spielte dabei der Chef des OSZE-Mission, William Walker: „Er zog mit einer Schar von Journalisten vor Ort, ließ diese frei schalten, walten und fotografieren und, wie ein Teilnehmer sagte, die Toten auch mediengerecht positionieren. ... Walker beschuldigte nur auf Grund des Augenscheins und der Aussagen der Dorfbewohner die jugoslawischen Sicherheitskräfte, er

machte falsche Angaben zu den Toten. Ein derartiges Verhalten hätte sich kein Staat, der ein Minimum an Selbstachtung hat, bieten lassen. Doch mit seinen vorschnellen Aussagen und Urteilen prägte Walker das Urteil anderer Organisationen und Regierungen, die seine 'Feststellungen' mit fahrlässiger Leichtgläubigkeit ungeprüft übernahmen und zu einer Grundlage ihrer Politik machten.“

Die Verhandlungen von Rambouillet waren die Fortsetzung des Bürgerkrieges mit anderen Mitteln und auf einem anderen Terrain. Die BRJ war von vornherein benachteiligt, worüber sich Präsident Chirac besorgt zeigte, aber nur inoffiziell. Das Abkommen war als Diktat konzipiert und bei Nichtannahme drohten Sanktionen. Sehr ungleichgewichtige, wie Madleine Albright öffentlich kundtat: „Wenn die Gespräche platzen, weil die Serben nein sagen, werden wir bomben. Wenn die Gespräche wegen der Albaner platzen, werden wir sie nicht mehr unterstützen und auch die Hilfe anderer kappen.“ Verhandlungstaktisch waren die Serben ebenfalls in einer ungünstigen Situation: „Auf albanischer Seite arbeiteten englische und amerikanische Berater, die die Verhandlungsdokumente gut kannten. Die Albaner erhielten Dokumente auch früher als die Serben. Nato-Vertreter erläuterten ihnen die Teile des Abkommens, die sich mit der militärischen Implementierung befaßten.“ Die war Bestandteil der sogenannten nichtverhandelbaren Prinzipien. Über ihren Inhalt wurden die BRJ bewußt getäuscht, denn im Grundsatzpapier hieß es: „Teilnahme der OSZE und

anderer internationaler Gremien, soweit notwendig“. Obwohl der Implementierungsteil, der eine Nato-Truppe vorsah, bereits vor Beginn der Verhandlungen formuliert war, ist davon auch im Abkommensentwurf vom 6. Februar nicht die Rede und noch zehn Tage später erklärte der Sprecher der Kontaktgruppe, er wisse nichts über die Nato. Erst zwei Tage vor dem geplanten Ende der Konferenz wurde die Katze aus dem Sack gelassen. Nach der Suspendierung der Verhandlungen bestand für die UCK kaum noch die Gefahr, daß es zu keinen Luftangriffen auf Jugoslawien kommen würde. Und als sie am 24. März begannen, war es nur eine Frage der Zeit, wann der Gegner kapitulieren würde. Als ihre Luftwaffe hat die Nato den Bürgerkrieg für die UCK gewonnen. Und es gibt in der Geschichte wohl kaum ein anderes Beispiel für den Sieg einer militärisch hoffnungslos unterlegenen Guerilla in so kurzer Zeit.

Daß sich das Bündnis derart instrumentalisieren ließ, hat, wie Loquai ausführt, vor allem damit zu tun, daß die USA die absolute Freiheit der Nato zu militärischem Handeln gewinnen wollten: „Diese Ziel bestimmte das Verhältnis zu Rußland und zu den Vereinten Nationen. Man wollte keiner anderen Organisation und keinem anderen Land außerhalb des Bündnisses das Recht einräumen, Einfluß auf die Entscheidungen des Bündnisses zu nehmen oder gar ein Vetorecht gegen solche Beschlüsse zu haben, schon gar nicht auf Entscheidungen über den Einsatz der Streitkräfte, sei es zur Verteidigung, sei es zu anderen Zwecken.“ Und daß die Situation seit Mitte Januar

1999 so schnell eskalierte, hat seine Ursache im Nato-Gipfel in Washington, den Feierlichkeiten zum 50. Geburtstag des Bündnisses: „Die Nato war ganz klar auf eine Entscheidung bis Ende März orientiert. ... Die militärischen Planungen (waren) schon seit dem Spätsommer 1998 (!) weitgehend abgeschlossen.“ Während die USA und Großbritannien als Begründung für die „Luftschläge“ die Ablehnung von Rambouillet und die exzessive Gewalt der serbischen Sicherheitskräfte in den Vordergrund stellen wollten, drängten die Deutschen auf die „Legitimationsgrundlage humanitäre Katastrophe“. Das geschah vor allem aus innenpolitischen Gründen, da die rot-grüne Koalition nur so eine Abstimmung des Parlaments über den ersten Krieg Deutschlands nach 1945 vermeiden konnte. Sie verfügte nämlich über einen „Vorratsbeschluß“ aus der Ära Kohl, der die Beiteiligung an einem nicht von der UNO mandatierten Nato-Luftkrieg gegen Jugoslawien erlaubte „zur Abwehr einer humanitären Katastrophe“. Als bald nach Beginn der Bombardements kritische Fragen nach dem Sinn dieses Krieges aufkamen, präsentierte Scharping den „Hufeisenplan“, der merkwürdigerweise selbst dem Nato-Oberbefehlshaber, General Clark, nicht bekannt war. Er bot die exzellente Möglichkeit, den Nato-Krieg zu rechtfertigen, da er „bewies“, daß Milosevic die ethnischen Säuberungen schon lange geplant und auch ohne das Eingreifen des Bündnisses ausgeführt hätte. Seltsam ist jedoch, daß er eine kroatische Überschrift trägt. Auch fällt auf, daß der Operationsplan der serbischen Generäle

weder in einer militärischen Diktion verfaßt ist, noch irgendwelche Operationsziele enthält. Zudem widerlegen die von Scharping selbst vorgelegten Flüchtlingszahlen seine Behauptung, daß der Plan schon im Januar umgesetzt worden war. Denn zu einer starken Zunahme kam es erst drei Tage nach Beginn der Luftangriffe. Für Loquai gibt es deshalb einen Zusammenhang mit dem „Massaker von Racak“: „Walker zündete mit seiner unbewiesenen Version von „Racak“ die Lunte zum Krieg gegen Jugoslawien. Scharping löschte mit dem „Hufeisenplan“ die Kritik an diesem Krieg. Beide Anschuldigungen wurden, obwohl doch eigentlich Zweifel angebracht waren, ungeprüft für wahr gehalten und konnten so ihren Zweck erfüllen.“

Zu Beginn des Kriegs hatte Nato-Generalsekretär Solanas erklärt: „Dieser Krieg wird um Werte und um die moralische Verfassung jenes Europa geführt, in dem wir im 21. Jahrhundert leben werden. ... Wir sollten stolz sein auf das, was wir tun.“ Welch ungeheurer Zynismus hinter diesen Worten steckt, macht Brigadegeneral Loquai am Ende seiner Analyse deutlich: „Die Nato bewertet die Ergebnisse des Krieges als einen großen Erfolg, obwohl sie eigentlich keines ihrer ursprünglichen politischen Ziele erreicht hat. Aber auch die jugoslawische Führung fühlt sich offenbar nicht als Verlierer. In der Erfolgsbilanz erscheinen dann die so genannten Kollateralschäden - zigtausend Tote und Verletzte - und materielle Schäden in zigfacher Milliardenhöhe als eine geringfügige Wertberichtigung, durch die der Gesamterfolg des Unterneh-

mens nicht wesentlich beeinträchtigt wird.“

Karl Unger

Rentenschlacht

Johannes Steffen, *Angriff auf die Rente. Behauptungen und Tatsachen zur rot-grünen Rentenpolitik, isw wirtschaftsinfo Nr. 30, Juli 2000, München, 21 S., 4,- DM.*

Die rentenpolitische Debatte läuft auf Hochtouren. Während gerade aus den Reihen der Grünen/Bündnis 90 ein „Generationenkonflikt“ behauptet und so das Umlageverfahren diskreditiert wird, legte Riester vor der Sommerpause einen Reformvorschlag vor, der es der CDU/CSU ermöglicht, sich mit der Forderung nach Nachbesserungen als Partei der „sozialen Gerechtigkeit“ zu präsentieren.

Nachdem noch vor kurzem aus den vorderen Reihen der SPD die Blümische Rentenpolitik mit dem Vorhaben, einen demographischen Faktor einzuführen und das Eckrentenniveau auf diesem Weg abzusenken, als „unanständig“ bezeichnet wurde und die rot-grüne Koalition unmittelbar nach ihrem Regierungsantritt die Einführung des demographischen Faktors aussetzte, hat Riester einen Vorschlag vorgelegt, den Steffen mit den zwar barschen, aber eben nicht falschen Worten kommentiert: „Der ehemals Zweite Vorsitzende der IG Metall wird in seinem neuen Amt offenbar von dem missionarischen Eifer getrieben, die soziale Rentenversicherung endgültig sturmreif zu schießen.“ Mit in der Form eines Foliensatzes aufbereiteten Fakten

und Argumenten zu den „unsozialen Renten-Reformplänen“ - zur anvisierten Absenkung des Rentenniveaus, zur Aushöhlung der paritätischen Finanzierung und der Attacke auf das Solidaritätsprinzips durch den Zwang zur kapitalgedeckten Privatvorsorge - untermauert er sein bissiges Urteil.

Kurz und prägnant zeigt Steffen die Realeinkommensverluste für Rentner und Rentnerinnen auf, geht er auf die Abkopplung der Rentenentwicklung von den Nettolöhnen ein, informiert er über die Belastung abhängig Beschäftigter und die Entlastung der Unternehmer. Er entlarvt die Behauptung, daß die Riestersche Reformvorhaben zu geringeren Belastungen für RentnerInnen (und abhängig Beschäftigte) führe, als „Riesters Rechenrick“ und erläutert in der Gegenüberstellung der Absicherung von sozialen Risiken in der GRV und einer privaten Rentenversicherung die Abkehr vom Solidaritätsprinzip. Bissig ist eine die Darstellung begleitende Gegenüberstellung der rentenpolitischen Aussagen von Schröder und Riester, von Passagen aus dem SPD-Wahlprogramm sowie Papieren der SPD-Bundestagsfraktion vor der Veröffentlichung des Riesterschen Schlachtplans mit ebendiesem.

Die Ausführungen sind komprimiert und dennoch übersichtlich und gut verständlich dargestellt. Sie eignen sich als Informationsgrundlage über Riesters Gedankenwelt für den privaten Gebrauch sowie als Material für Referenten in der politischen Bildungsarbeit. Auch wenn mit der rentenpolitischen Debatte neue bzw. modifizierte Konzepte auf den Tisch kommen und sich Steffens Ausführungen auf dem Stand vom Juni befinden, bietet das isw-wirtschaftsinfo einen Rahmen, in dem die weitere Debatte verortet werden kann.

Kai Michelsen

Biedermänner als Brandstifter

Werner Rügemer, *Grüezi! bei welchem Verbrechen dürfen wir behilflich sein? Distel-Verlag, Heilbronn 1999, 120 S., 20,- DM.*

Die Schweiz, so wird nicht nur von Kabarettisten behauptet, sei eine Bank, die sich eine eigene Wehrmacht und eine Verwaltung hält. Der normale deutsche Bundesbürger denkt nicht so unanständig über das Nachbarland. Ihm fallen eher Rotes Kreuz, Nestle-Schokolade, Müsli und Davoser Skizirkus beim Gedanken an die Eidgenossen ein. Vielleicht hat er eben noch wohlwollend vermerkt, daß das Gastland vieler Exilierter auch dem ausgedienten Oggersheimer Bundeskanzler mit einem 120000 Mark Berater-Vertrag der Credit Suisse eine Art finanzielles Asyl gewährt hat.

Nun allerdings rüttelt ein deutscher Journalist mit einem kleinen Buch an der idyllischen Alpenfestung und an des deutschen Michels Köhlerglau-

ben über diese gottgefällige mitteleuropäische Insel der Humanität. „Grüezi! Bei welchem Verbrechen dürfen wir behilflich sein?“. Ein böser Titel, ein subversives Bändchen, dessen Untertitel präzisiert: Die Schweiz als logistisches Zentrum der internationalen Wirtschaftskriminalität.

Werner Rügemer, Vostandsmitglied von Business Crime Control, der einschlägig vorbelastete, wenn auch nicht vorbestrafte Nestbeschmutzer ehrwürdiger Wirtschaftsdemokratien, hat hier seine in den letzten Jahren angestellten Untersuchungen über das Musterland im Herzen Europas zusammengefaßt. Diese Essays und Analysen ziehen einem auch dann noch die Schuhe aus, wenn man die jüngsten Enthüllungen und Eingeständnisse über das Raubgold der Nazis und die fünfzig Jahre lang verheimlichten Konten der Holocaust-Opfer erschüttert zur Kenntnis genommen hat. Auch diesen Fakten - nach Meinung vieler Schweizer nur ans Licht gezerrt, um die Bonität des

antimilitarismus information

Wir liefern die Fakten -
Sie kümmern sich um den Rest

5/00

ami

- Antimilitarismus und Verfassungsschutz
- Wer braucht die Bundeswehr?
- Europäische Luftfahrtfusionen
- Raketenabwehr, Erstschlag und Rüstungskontrolle
- Österreich: Ende der Neutralität?
- Richter verurteilt Krieg statt Kriegsgegner
- NGOs: Ende der humanitären Neutralität uvm.

monatliche Informationen und
Analysen zu Militär, Friedens-
forschung und -bewegung

Abo: 9 Normal-/ 3 Themenhefte DM 50.-;
Ausland: DM 60.-; Themenheft DM 5.-
(+Porto). *Probeheft gratis*
Bezug: Verein für friedenspolitische
Publizistik e.V. Kurfürstenstr. 14, 10785
Berlin e-mail: ami@zedat.fu-berlin.de
http://userpage.fu-berlin.de/~ami
Telefon/Fax: ++30-25 79 73 42

Zeitung für Linke

ak

analyse und kritik

www.akweb.de

garantiert
regierungsunabhängig

Probeexemplar (3DM in Briefmarken)

oder gleich ein Abo:

ak - Romburgstr. 10 - 20255 Hamburg

Tel: 040-40170174 Fax: 040-40170175

Email: ak-redaktion@cl-hh.comlink.de

eidgenössischen Finanzplatzes zu erschüttern - zerrupft der Autor das noch mühsam hochgehaltene moralische Mäntelchen, indem er die bis in die Gegenwart durchgehaltene historische Kontinuität eines Finanzgebahrens nachweist, das in jedem profitträchtigen Fall buchstäblich über Leichen ging.

Vorgeführt wird an dem Beispiel des von Natur aus armen Landes, dessen Bürger dennoch mit das höchste Pro-Kopf-Einkommen der Welt haben, die Radikalisierung der frühkapitalistischen Erkenntnis des Vespasian, daß Geld nicht stinke. Die religiöse Rechtfertigung dazu besorgte bereits die Schweiz des 16. Jahrhunderts, als der Reformator Calvin den Gewinn zum Gotteslohn für anständige Leistung verklärte. Es ist also nicht nur von der lukrativen Zusammenarbeit des Schweizer Staates und seiner Banken mit dem nationalsozialistischen Deutschland die Rede, nicht nur von der bedenkenlosen Übernahme der sogenannten Arisierungsgewinne, der Konten, Lebensversicherungen, Wertpapiere von jüdischen Nazi-Opfern. Dargestellt wird ebenso die Verbunkerung der den beherrschten Völkern von Diktatoren wie Reza Pahlewi, Markos, Mobuto und Bokasa abgepreßten Millionen, der mafiosen Drogengewinne und der Milliarden Steuerfluchtgelder reicher Europäer. Analysiert werden zugleich die institutionellen Maßnahmen des eidgenössischen Staates, die dem internationalen Finanzkapital diese traumhaften Bedingungen bieten: das fast absolute Bankgeheimnis, die nicht strafbare Steuerhinterziehung, die Ermöglichung anonymer Nummernkonten und soge-

nannter Sitzgesellschaften, die lediglich als Anlaufstelle und Verwaltungsort illegaler Vermögen dienen. Eine wahre Festungsanlage zur Verteidigung und Vermehrung von ungesetzlich erworbenem Reichtum, dem Zugriff der Strafverfolger und Steuerbeamten entzogen.

Wer hoffen möchte, daß der zögernd vorbereitete Beitritt der Schweiz zur Europäischen Gemeinschaft eine Angleichung der Steuer- und Rechtsverhältnisse an europäische Gesetze und eine Austrocknung des profitablen Sumpfes herbeiführen könne, dem widerspricht Rügemer mit dem Hinweis auf die von allen großen Banken und Firmen in der Schweiz eingerichteten Filialen und Töchter, die nichts anderes bedeuten und bewirken, als daß diese Konzerne ein unmittelbares Interesse an der Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Zustands haben. Die Verteidigung der Schweizer Finanzoase ist mithin eine Herzenssache des internationalen Kapitals. Auch die geachtete Mitgliedschaft Luxemburgs in der EG, das den Fluchtvermögen ähnlich anziehende Bedingungen bietet, widerlegt die Hoffnung auf die zivilisierende Wirkung einer zukünftigen Einbindung der Schweiz in die europäische Staatengemeinschaft. Rügemer hat seine Analysen durch viele Gespräche mit benannten und vorsichtshalber unbenannten Schweizer Insidern gewonnen, und er beschreibt die Verfemung und Verfolgung einiger Schweizer Kapital-Disidenten wie Jean Ziegler, Erich Diefenbacher und Christoph Meili, die versuchten, das Schweigekartell zu durchbrechen. Die ehrbare Fassade Schweiz wird erkennbar als solche,

hinter der die grauen Männer immer saubere Hände und Kragen behalten, weil sie nur das desinfizierte Geld händeln, das Verbrechen ermöglicht und ihr Lohn ist.

Rügemers Artikel sind in einer lakonisch nüchternen Sprache verfaßt, durch die das Engagement des Autors nur in gelegentlich sarkastischer Ironie schimmert. Da eine Reihe in der Schweiz erschienener Untersuchungen zur Wirtschaftskriminalität in Deutschland kaum bekannt geworden sind, gibt Rügemer im Anhang nicht nur ein dürres Literaturverzeichnis, sondern eine gut brauchbare inhaltliche Charakterisierung der bereits vorhandenen Quellen.

Werner Rügemers Buch, ist eine Bibel für alle, die das ABC nicht nur des schweizerischen Kapitalismus lernen möchten. Wie man ihn zähmt, wenn schon nicht abschafft, das weiß wohl auch der Autor nicht. Oder er überläßt es seinen Leserinnen und Lesern, das herauszufinden

Erasmus Schöfer

PDS-Wirtschaftspolitik

Arbeitsgemeinschaft Wirtschaftspolitik beim Parteivorstand der PDS, Beiträge zur Wirtschaftspolitik 5-6/1999: Positionen der PDS zur Wirtschaftspolitik – Analysen und Vorschläge, Berlin 1999. Bezug über PDS-Literaturvertrieb, Kleine Alexanderstr. 28, 10178 Berlin, Tel. 030/24009-236; Peter.Kolbe@PDS-Literaturvertrieb.de

Unabhängig von inhaltlichen Fragen im einzelnen lassen sich aus den 'Positionen der PDS zur Wirtschaftspolitik' drei Einsichten gewinnen: (1)

Die PDS hat ein klares reformorientiertes Profil, das soziale und ökologische Alternativen zu Neoliberalismus und neuer Sozialdemokratie aufzeigt. (2) Unklar ist dagegen, ob sich aus regionalpolitische Vorstellungen, die aus den wirtschaftlichen und sozialen Sonderbedingungen in Ostdeutschland ergeben, Ansatzpunkte ergeben können, die auch darüber hinaus zur Überwindung regionaler Ungleichheiten beizutragen im Stande sind. (3) Die Vorstellungen zu sozialistischer Politik schließlich sind widersprüchlich und unausgereift. Dies ist jedoch kein spezielles Problem der Diskussion in der PDS, sondern betrifft die gesamte Linke. Vielleicht ist es gerade der Mangel einer konkreten sozialistischen Utopie, der zum Erfolg der neoliberalen Markt- und der sozialdemokratischen Dritte-Weg-Ideologie beigetragen hat bzw. noch immer beiträgt. Grund genug also, die Positionen der PDS im einzelnen zu betrachten.

Zuerst werden wirtschaftliche Entwicklungen behandelt, welche die Basis politischen Eingreifens darstellen. Dabei folgen die AutorInnen nicht der modischen Globalisierungsrhetorik, sondern stellen erfreulich orthodox fest, dass die jüngste, von Informations- und Kommunikationstechnik geprägte Phase der Produktivkraftentwicklung sich an den bestehenden Produktionsverhältnisse bricht. Als Reaktion hierauf komme es zu politischen Versuchen, die Angebots- bzw. Verwertungsbedingungen zu verbessern. Zu recht wird darauf hingewiesen, dass die Unausweichlichkeit einer solchen Politik, die mit dem Globalisierungs-

topos begründet werden soll, zu einer Krise der Demokratie führen muss, wenn demokratische Interessenartikulation und -durchsetzung als Schwächung der globalen Wettbewerbsfähigkeit angesehen wird.

Nun wird nicht der Versuch unternommen, diesen Widerspruch zwischen Globalisierung – sprich: Kostensenkungsstrategie des Kapitals – und Demokratie neokorporatistisch zu versöhnen; dies ist der Dritte (Holz-)Weg der neuen Sozialdemokratie. Vielmehr formuliert die Arbeitsgemeinschaft Wirtschaftspolitik Konzepte gegen Globalisierung und Deregulierung, die durchaus als Modernisierung der alten Sozialdemokratie verstanden werden können. Dazu gehört beispielsweise die beschäftigungspolitische Forderung, Wirtschaftsbereiche, die privatwirtschaftlich unrentabel, aber gesellschaftlich nützlich sind, durch einen öffentlichen Beschäftigungssektor zu organisieren. Zudem schlagen die AutorInnen vor, die Sozialversicherungen auf jede Form der Erwerbstätigkeit auszudehnen und dadurch sowohl Finanzierungsprobleme als auch Verteilungsungleichheiten des gegenwärtigen Systems abzubauen.

Aus sozialen Konflikten werden nicht nur Globalisierung, Deregulierung sowie die hieraus resultierenden Beschäftigungsprobleme erklärt, sondern auch übermäßiger Ressourcenverbrauch sowie die Produktion von Schad- und Abfallstoffen. Dieser Zugang überwindet die in der Ökologie-Debatte häufig anzutreffende Gegenüberstellung von industrieller Produktion und natürlichen Lebensgrundlagen in einer Weise, die eine Überwindung der ökologischen Krise

auch ohne Rückkehr in vorindustrielle Mangelwirtschaften erlaubt. Nicht die Zunahme industrieller Produktion als solche ist demnach das Problem, sondern es sind die Produktionsverhältnisse, unter denen diese stattfindet. Produktionssteigerungen, die um des Profits willen keine Rücksicht auf den (arbeitenden) Menschen und die Natur nehmen, berauben Teile der Weltbevölkerung ihrer Lebenschancen und drängen mit dieser Verschärfung sozialer Probleme die Lösung der ökologischen Krise in den Hintergrund. Deshalb werden sozial-, beschäftigungs- und entwicklungspolitische Vorschläge mit den Forderungen nach Regionalisierung von Stoffkreisläufen, dem Übergang zum Einsatz erneuerbarer Energien und der Erhöhung der Energieeffizienz verbunden.

Während den Analysen und Politikvorstellungen zu Globalisierung, Beschäftigungs- und Sozialpolitik sowie Ökologie auch weitestgehend zuzustimmen ist, sind die Sozialismus-Vorstellungen der AutorInnen sehr kritisch zu sehen. Sie beginnen mit der richtigen Feststellung, dass die formale Verstaatlichung, die mit keiner grundlegenden Änderung – sprich Demokratisierung – der Produktionsverhältnisse verbunden war, zum Untergang der ‚staats-sozialistischen‘ Gesellschaften Osteuropas geführt habe. Aus deren praktischem Scheitern wird jedoch der falsche Schluss gezogen, ökologische und soziale Ziele seien innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise zu erreichen, sofern die ‚Dominanz des Profitprinzips‘ durch die ‚Sozialpflichtigkeit des Eigentums‘ gezügelt

wird. Diese Vorstellung ist jedoch ebenso idealistisch wie die Annahme, durch Verstaatlichung sei der Sozialismus herbeizuführen. In beiden Fällen wird vom Staat oder anderen, jedenfalls nicht in den Produktionsverhältnissen begründeten, politischen Institutionen erwartet, die ökonomische Basis ‚von oben‘ verändern oder steuern zu können. Übrigens sind ähnliche Konzepte, die vorgaben, den Kapitalismus in eine soziale Marktwirtschaft umzuwandeln, ebenso gescheitert wie der Staatssozialismus, es gibt daher keinen Grund, letzteren abzulehnen und gleichzeitig Illusionen wiederzubeleben, denen zufolge das Privateigentum einer übergeordneten Sozialpflichtigkeit unterworfen werden könne.

Da die PDS als Wahlpartei (bislang) nur in Ostdeutschland eine Rolle spielt und dort auch ihre Wurzeln hat, spielt die Beschäftigung mit den dort bestehenden Wirtschaftsproblemen selbstverständlich eine große Rolle. Dazu wird einerseits festgestellt, dass die Industriestrukturen der ehemaligen DDR nicht wiederhergestellt werden können und sollen. Andererseits scheint zwischen den Zeilen an mehreren Stellen die Vorstellung durch, ein Prozess nachholender Entwicklung könne eine Angleichung der Arbeits- und Lebensverhältnisse in Ost- und Westdeutschland durch die Übernahme der Wirtschaftsstrukturen in den alten Ländern bewirken. Nun wurde aber bereits im Eingangskapitel zur Globalisierung festgestellt, dass der Kapitalismus einen tiefgreifenden Strukturwandel durchmacht. Insofern hat sich unter den Sonderbedingungen

der deutschen Einheit der Prozess der De-Industrialisierung in den neuen Ländern viel schneller und dramatischer vollzogen als dies im Westen der Fall ist. Stehen dem Westen aber noch strukturelle Brüche bevor, die der Osten bereits hinter sich hat, kann er nicht zum Maßstab wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Entwicklungen gemacht werden. Eine moderne, gesamtdeutsche Perspektive würde sich viel eher ergeben, wenn aus den Erfahrungen in Ostdeutschland Konzepte zur Bewältigung des sektoralen Strukturwandels für Westdeutschland entwickelt werden könnten, die nicht zu Massenarbeitslosigkeit, regionaler Polarisierung und Abhängigkeit von Finanztransfers führen.

Am Schluss wird die Frage behandelt, welche Akteure die zuvor entwickelten wirtschaftspolitischen Vorschläge umsetzen können. Dabei wird leider auch deutlich, wie weit die PDS von einer Umsetzung der ausgereiften Teile ihres Programms entfernt ist. Zwar ist mit der vorgeschlagenen Orientierung an den Gewerkschaften prinzipiell die Möglichkeit verbunden, die lohnabhängige Bevölkerungsmehrheit anzusprechen. Obwohl in den vorangegangenen Kapiteln die Struktur der Erwerbsbevölkerung und insbesondere auch deren Heterogenität beschrieben werden, unterbleibt an dieser Stelle der Versuch, die Interessen dieser unterschiedlichen Beschäftigungsgruppen programmatisch zu bündeln. Statt dessen werden recht willkürlich zwei Ansätze der Gewerkschaftspolitik herausgegriffen, von denen der eine höchst umstritten, der andere aber schon vor längerem total

gescheitert ist. Zunächst wird das Co-Management von Betriebsräten und Unternehmensführungen als Ansatzpunkt zur Einbettung des Profitstrebens transnationaler Konzerne in regionale Entwicklungsprojekte dargestellt. Die Fragen, ob sich Co-Management – erstens – auf die Einbeziehung kleiner und zudem relativ privilegierter Beschäftigtengruppen beschränkt oder – zweitens – der Förderung der internationalen Wettbewerbsfähigkeit auch gegen die sozialen Belange an den regionalen Standorten dient, werden hingegen nicht diskutiert. Der zweite vorgestellte Ansatz (gewerkschafts-)politischer Orientierung – der Kampf um das Stahlwerk Rheinhausen – lässt dann sogar Zweifel aufkommen, ob die AutorInnen eine erfolgreiche Durchsetzung ihrer Konzepte überhaupt für möglich halten. Immerhin ist das Gelände des ehemaligen Stahlwerkes ebenso eine Industriestandorte in Ostdeutschland auch. Höchste Zeit, dieser Angleichung im negativen eine positiv formulierte sozialistische Politik entgegenzustellen. Bei aller Kritik liefert die Arbeitsgemeinschaft Wirtschaftspolitik der PDS hierfür wichtige Anregungen.

Ingo Schmidt

Glokalisierung

Crossover (Hrsg.), Regionales Wirtschaften als linke Reformperspektive, Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster 2000, 226 S., 29,80 DM

Die Debatten um „Region“ und die um „Regionalisierung“ haben in den letzten Jahren einen enormen Auf-

schwung genommen. Diese Debatten postulieren eine gestiegene Bedeutung von regionalen (und lokalen) Wirtschaftsprozessen in zweierlei Hinsicht: Zum einen bietet die Region ein Gegengewicht zur Globalisierung und ihren Folgen, zum anderen gibt es eine wachsende Relevanz von regionalen und lokalen Faktoren für global orientierte und organisierte ökonomische Prozesse.

Die erste Position läuft Gefahr, die Bedeutung und die Möglichkeiten, die die Regionen für eine alternative Politik bieten, zu überschätzen und/oder sich in einer behaglichen Nische bequem einzurichten und die globalen Machtverhältnisse aus dem Blick zu verlieren. Die zweite sieht die Situation vielleicht realistischer, stellt sich aber – vereinfacht ausgedrückt – nicht gegen die Globalisierung, sondern versucht an sie anzuschließen, sie zu regulieren und ihre destruktiven Folgen gestaltend abzufedern, unter anderem auch auf regionaler Ebene. Diskursgeschichtlich gesehen liegt quer zu den beiden genannten Positionen der inhaltlich-räumliche Bezug, der in beiden angeführten Sichtweisen mitschwingt. Hier gibt es zum einen einen sehr stark von Landwirtschaft, Handwerk und ländlichem Raum bestimmten, zum anderen einen mehr städtisch-dienstleistungsorientierten Schwerpunkt (Stichwort: Stärkung der lokalen Ökonomie). Diese beiden Stränge nehmen bislang kaum Bezug aufeinander.

Die neueste, der Regionalwirtschaft sich widmende, Veröffentlichung des aus dem von den jeweiligen linken Flügeln von SPD, PDS und Grünen gebildeten Crossover-Projektes,

konnte mit Spannung erwartet werden. Würden hier Konturen einer neosozialistischen Land- und Agrarpolitik, einer anti-etatistischen Beschäftigungspolitik, einer die geschlechtsspezifischen Aspekte von Ökonomie reflektierenden Regionalpolitik zumindest angedeutet werden? Würden sich hier Ansätze einer kritischen historischen Aufarbeitung der Erfahrungen der Alternativökonomiebewegung und ihrer vielfältigen Praxisversuche oder eine Reflexion des Scheiterns des grünen Umbauprogrammes der 80er Jahre finden? Aber Fehlanzeige: Die versammelten RadikalreformerInnen fragen sich, „wie eine zumeist personalintensive, überwiegend auf regionale Kreisläufe orientierte Binnenwirtschaft gefördert werden“ kann. Bei der Abwägung der Antwort fließen vor allem die Erfahrungen aus dem öffentlich geförderten Beschäftigungssektor (ÖBS) und der Debatte um geplante Märkte und Handlungsmöglichkeiten des Staates angesichts leerer Kassen ein. Heraus kommt dann ein modernisierend-technokratisches „Clustermanagement“, das Binnenwirtschaft und Exportökonomie wieder „verzahnen“ soll. Es soll „ein politisch induziertes regionalwirtschaftliches Wachstumsprogramm“ angestoßen werden, das „an die neuen Lenkungs- und Organisationsstrategien der Großkonzerne anknüpft“ (77). Flankiert wird das vom ÖBS, der – natürlich – nicht zum neuen Niedriglohnsektor werden soll, und eine veränderte staatliche Politik, die personalintensive und regional orientierte Ökonomien stärker als bisher fördern soll. Der weltmarktorientierte Sektor mit seinem

immensen Ressourcenverbrauch und seiner Macht der Normsetzung für den Rest der Gesellschaft soll nicht weiter attackiert oder gar abgebaut werden. Den Crossover-AutorInnen geht es in erster Linie darum, dass die dort erwirtschafteten Werte auch wieder (zurück) in die Region transferiert werden. Das in dem Band vorliegende Ergebnis ist auch unter den reduzierten Ansprüchen, mit denen mensch an solch ein parteipolitisch gefärbtes Buch herangehen muß, ernüchternd. Die Crossover-AutorInnen positionieren sich klar jenseits des agrarisch-ländlichen Fokus, er spielt für sie keine Rolle. Damit zeigt sich einmal mehr die Metropolenzentriertheit – die ja auch eine Borniertheit ist – der Linken aller Schattierungen. Zum anderen, und dies ist weit schwerwiegender, ist die Crossover-Position nicht mehr von der zu unterscheiden, die Bestandteil, wenn nicht Förderer der regional gestützten Weltmarktorientierung ist. Daß es vielleicht ohne Wettbewerb, Konkurrenz und ohne Exportförderung gehen könnte, dies liegt jenseits des Horizontes der AutorInnen, der viele Gemeinsamkeiten mit herrschender Politik aufweist. Zusammengefasst erinnert die Crossover-Position an das Bild, in dem Menschen im Fluss (der Globalisierung) mitschwimmen, und dabei vehement betonen, wie sie den Lauf der Dinge beeinflussen. Verändernder Einfluss wird aber nur gewonnen, wenn man sich gegen den Lauf der Dinge stellt.

Bernd Hüttner

Jobwunder USA

Sabine Lang, Margit Mayer, Christoph Scherrer (Hg.), *Jobwunder USA – Modell für Deutschland? Westfälisches Dampfboot, Münster 1999, 326 Seiten, 48,-DM*

Der vorliegende Band ist die Dokumentation einer Tagung, die das John-F.-Kennedy-Institut für Nordamerikastudien im November 1998 durchführte.

Im ersten Abschnitt diskutieren die Autoren die Frage nach „Beschäftigungswachstum dank stärkerer Lohnspreizung“. Barry Bluestone macht als die Hauptgründe für das starke amerikanische Wirtschaftswachstum die Technikrevolution und die hohe Konsumbereitschaft auf Pump aus. Durch das sogenannte Wallstreet-Modell, welches auf strikte Geldwertstabilität achtet, wird das Wirtschaftswachstum sogar noch behindert. Thomas Pelley sieht aufgrund der sehr restriktiven Geldwertpolitik Europa auf einem „pathologischen makroökonomischen Kurs“(51). Mögliche „Krisenreaktionsmaßnahmen“, wie zum Beispiel eine antizyklische Geldpolitik, wurden nicht genutzt. Heinz Werner macht noch andere Ursachen für die sehr unterschiedliche Arbeitslosenentwicklung diesseits und jenseits des Atlantiks aus: So ist die Arbeitsproduktivität in den USA noch lange nicht so hoch wie in Europa; auch die Lohnentwicklung gestaltet sich anders (Stichwort: Niedriglohnsektor). Werner verweist auf das hohe Wirtschaftswachstum sowie auf „günstige“ Rahmenbedingungen wie wenig staatliche Regulierung, erleichterter Zugang zu Kapital sowie

eine generell hohe Flexibilität des Arbeitsmarktes. Er plädiert nicht für das stupide Übernehmen des Modells USA, blendet in seinem Fazit aber die negativen Folgen der Niedriglohnjobs aus und entwirft für Europa ein sehr auf die Arbeitgeberseite fixiertes Reformprogramm, das zum Beispiel das Verringern des Arbeitgeberanteils bei den Sozialabgaben vorsieht.

Der zweite Abschnitt behandelt die Frage nach der Frauenerwerbstätigkeit in den USA. Suzanne M. Bianchi verweist auf die Notwendigkeit von Frauenerwerbstätigkeit zur Erhaltung des Lebensunterhalts. Trotzdem lassen sich die Arbeiterinnen nicht mit Billiglohn-Jobs abspesen, was allerdings relativ einfach ist, da diese Art von Jobs insbesondere im Rahmen des NAFTA nach Mexiko ausgelagert werden. Noch einen weiteren Grund nennt Bianchi für die hohe Beschäftigungsrate in den USA: die demographische Entwicklung. Ein hoher Anteil von Frauen bleibt jedoch trotz aller positiven äußeren Rahmenbedingungen in Niedriglohnjobs und hart an der Armutsgrenze hängen, wie Marlene Kim herausarbeitet. Mitherausgeberin Sabine Lang untersucht daher die Wirksamkeit von „affirmative action“. Als Fazit lässt sich festhalten, dass die Frauen zwar von diesen profitiert haben, aber andere, unter Umständen abhängige, Diskriminierungsformen wie Rassismus kaum beseitigt werden können. Mittlerweile geht der Trend auch weg von den „affirmative action“-Maßnahmen. An der University of California wurden sie wieder abgeschafft.

Der dritte Abschnitt untersucht die Auswirkungen der Immigration auf die Arbeitsplätze und auf neue Ungleichheiten: Guillermo J. Greiner und Peter Cattani machen deutlich, dass die Konkurrenz zwischen den Einwanderern der ersten Generation und den später folgenden Generationen stattfindet. Hier findet - so die Autoren - eine Verdrängung durch niedrigere Löhne statt. Für den Rest der Lohnabhängigen sind sowohl bezüglich der Verdrängungseffekte als auch bezüglich des Lohnniveaus keine Signifikanzen festzustellen. Steve A. Camarota sieht zunächst das große methodische Problem der Fragestellung, nämlich die Simulation der Entwicklung ohne Immigration. Das Verhältnis zwischen Immigranten und den anderen Lohnabhängigen stellt sich für ihn nicht so positiv wie für Greiner/Cattani dar. Seines Erachtens entstehen insbesondere gegenüber schwarzen Einheimischen Einkommensunterschiede, da den Immigranten eine höhere Arbeitsmoral zugute gehalten wird. Troy Duster weist in seinem Aufsatz auf die Ausgrenzung schwarzer Jugendlicher hin. Im Gegensatz zu Fortschritten beim Herauslösen von Frauen aus Niedriglohnjobs funktioniert das bei der schwarzen Bevölkerung und insbesondere bei Schulabgängern nicht. Duster macht in diesem Zusammenhang auf die der „Verknastung“ insbesondere von Schwarzen als erschreckende arbeitsmarktpolitische Maßnahme aufmerksam.

Im nächsten Abschnitt wird die Workfare-Politik diskutiert: Am Beispiel einiger lokaler Workfare-Programme macht Jamie Peck auf den generellen Trend zu einer Workfare-

Politik aufmerksam. Er verweist auf die negativen Folgen dieser Politik, da sie die Armut der Betroffenen erhöht, ein beispielloses Repressionsystem aufbaut und auch den zu Zwangsarbeit verpflichteten keinerlei Möglichkeit der Weiterbildung gibt. Michael Wiseman zieht eher ein positives Fazit für die workfare-Maßnahmen (zum Beispiel hinsichtlich der Bereitstellung von Arbeitsplätzen), sieht jedoch bei der nächsten Rezession eine schwere Belastung auf den amerikanischen Arbeitsmarkt zukommen. Insbesondere die in workfare-Programmen Unter gekommenen werden zu den ersten Verlierern einer solchen Rezession gehören.

Desweiteren wird die Frage der politischen Ökonomie des Workfare-Systems mit dem Eingangsbeitrag von Frances Fox Piven diskutiert: Er stellt zunächst die Geschichte der Angriffe auf den Sozialstaat dar, wobei er betont, dass die starken Einschnitte in das Sozialsystem durch die Reagan-Administration nicht von der Clinton-Regierung („New Democrat“) grundsätzlich zurückgenommen wurden. Zum Teil wurden jedoch die Geldmittel für die einzelnen Programme erhöht. Um diese widersprüchlichen Befunde zu analysieren, bedarf es nach Auffassung von Piven einer Untersuchung der Rolle der Trägergruppen sozialstaatlicher Leistungen. Piven verweist auf den Aspekt der kulturellen Komodifizierung, d.h. den Versuch, mittels Kampagnen den Arbeitszwang gesellschaftlich salonfähig zu machen. Den kritischsten und pointiertesten Artikel zum Thema Workfare bietet Herbert J. Gans: Er sieht das Work-

fare-Programm als Zwangsarbeitsprogramm, das gegen die Menschenwürde verstößt. Es dient dem generellen Herabsenken des Lohnniveaus und lebt von der Verslummung der von Sozialhilfe ausgeschlossenen Menschen. Alternativen zu dieser Entwicklung sieht Gans in der Entwicklung und Durchführung neuer wirtschaftspolitischer Maßnahmen wie dem Senken der Arbeitszeit, der Sicherung von Mindesteinkommen und ABMs.

Einen kurzen Ausflug in die Stadtgeschichte macht der/die LeserIn im Aufsatz von Margit Mayer: Sie blickt zurück auf die Entwicklung der amerikanischen Städte und verweist auf das Zurücknehmen der städtischen Armutsbekämpfungsprogramme. Durch diese „missliche“ Lage entstanden mit Unterstützung breiter sozialer Kreise und unter prominenter Beteiligung im April 1997 Stadtteilorganisationen, die auf der Basis von freiwilligem Bürgerengagement arbeiten. Die von Mayer als innovativ gesehenen Stadtteilprogramme werden zum Teil von den workfare-Programmen bezüglich des Lohnniveaus und der damit im städtischen Raum entstehende Probleme (z.B. bezahlbarer Wohnraum) untergraben. Auf der anderen Seite konnten durch das Engagement im Stadtteil Workfare-Programme humaner gestaltet und Mindestlöhne durchgesetzt werden. Stadtteilorganisationen zeichnen sich insbesondere aufgrund dieser beispielhaft erwähnten Gestaltungsfunktion als neue soziale Bewegung aus; nach Auffassung von Mayer entstehen neue Governance-Strukturen.

Im letzten Abschnitt wird die Frage nach den gegenseitigen Lerneffekten bearbeitet: Angesichts von Aussagen, die ein Ende des „deutschen Modells“ (BDI-Chef Hans-Olaf Henkel) oder einen „Ruck“, der durch die Gesellschaft gehen muss (Ex-Bundespräsident Roman Herzog), untersuchen Bob Hancké und Helen Callaghan die Innovationsstrategien im Globalisierungszeitalter und die damit einhergehende Frage nach der Übernahme des amerikanischen Systems in Europa und umgekehrt. Zunächst stellen die AutorInnen fest, das nationale Volkswirtschaften institutionelle Gefüge sind, in denen nicht ohne weiteres ein Systemwechsel initiiert werden kann. Anhand des Beispiels der Patentanmeldungen zeigen die Autoren m.E. sehr überzeugend auf, dass im Bereich der Technikinnovationen diesseits und jenseits des Atlantiks völlig andere Strategien angewandt werden. In den USA ist man weitgehend auf radikale Technikinnovationen spezialisiert, während in Europa „inkrementale“ Technikinnovationen bevorzugt werden. Jeder hat in dieser „Arbeitsteilung“ seine Rolle gefunden, so dass ein Systemwechsel nicht unbedingt sinnvoll ist. Christoph Scherrer schließt in seinem Beitrag an die unterschiedlichen Traditionen an, macht aber deutlich, dass gerade die Bundesrepublik dabei ist, das Modell USA zu übernehmen. Er erinnert in diesem Zusammenhang an die 630 DM-Jobs und an die Planung zur Einrichtung eines Niedriglohnssektors für Langzeitarbeitslose. Seines Erachtens wären die Gewerkschaften der einzige Akteur, der diese Entwicklung noch stoppen kann.

Sie haben aber schon für die Einführung eines Niedriglohnssektors Gesprächsbereitschaft gezeigt.

Fazit: Das Buch bietet einen facettenreichen Blick auf das weite Feld „Jobwunder USA“ und die hiervon ausgehenden Diskurse in Europa. Insbesondere im Diskussionsfeld Workfare-state fällt jedoch auf, dass die Pointierung bei manchen Beiträgen fehlt. Einige Autoren scheinen insgeheim mit diesem Modell zu sympathisieren, sprechen es jedoch nicht oder nur wenig deutlich aus. Ein bisschen mehr Deutlichkeit, wie sie Gans in seinem Beitrag an den Tag legt, hätte dieser Diskussion mehr „Pepp“ gegeben.

Matthias Heyck

Politische Aspekte der asiatischen Wachstumsformation

Choon-Kweon Koo, Asiatischer Kapitalismus. Staat, Wirtschaft und Gewerkschaften in Japan und Südkorea, PapyRossa Verlag, Köln 1998, 257 S., DM 34,- DM.

Als ökonomisch prosperierende Länder erregten die „Tigerstaaten“ in West-Europa und den USA mit der Ausbildung der Triade-Konkurrenz Aufsehen. Anfang der 90er Jahre erschreckte und faszinierte eine Studie über die Automobilindustrie das europäische und us-amerikanische Management sowie Teile der Gewerkschaften, als mit einer spezifischen Darstellung des Toyotismus der Siegeszug der Begriffe „schlanke Produktion“ und „schlankes Management“ begann. In den letzten Jahren gerieten die „Tigerstaaten“ dann mit einer schweren ökonomischen Krise

in die Schlagzeilen.

Während der ökonomischen Entwicklung der asiatischen Länder viel Aufmerksamkeit geschenkt wurde, wird zwar auch über Unruhen, Kämpfe und autoritäre, undemokratische Machtverhältnisse berichtet. Die politischen Aspekte des asiatischen Kapitalismus und damit das Zusammenspiel von Unterdrückung, Ausbeutung und ökonomischer Dynamik sind allerdings im Schatten des Wachstums häufig unterbelichtet geblieben. Statt dessen war oft das rassistisch verzerrte Bild des arbeitseifrigen, sich im Dschungel wie in der Industrie aufopfernden „Asiaten“ bestimmend – nicht zuletzt unter dem Eindruck zahlreicher „westlicher“ Kriegs- bzw. Propagandafilme.

In seiner Analyse der kapitalistischen Entwicklung in Japan und Korea stellt der südkoreanische Politikwissenschaftler Choon-Kweon Koo die politischen Aspekte der sich in ihren nationalen Spielarten durchaus unterschiedlich manifestierenden asiatischen Wachstumsformation ins Zentrum und führt diese Sichtweise gegen frei über gesellschaftlichen Machtstrukturen schwebende industriesoziologische Schlankheitskuren sowie gegen ein eurozentristisch kulturalistisch verzerrtes Bild ins Feld.

Die sich deutlich von der fordistischen Formation unterscheidende asiatische Wachstumsformation ist *erstens* durch das Ausmaß der staatlichen Unterdrückung der Arbeiterbewegung, in Japan und Korea auch durch die Durchsetzung von Betriebsgewerkschaften, zu charakterisieren. *Zweitens* existiert eine spezi-

fische Kombination aus „hyperkeynesianistischer“ Wirtschaftspolitik und „liberaler“ Sozialpolitik. *Drittens* ist eine über eine lange Zeit hinweg ausgeprägte Machtstellung von staatlicher Bürokratie bzw. Militär prägnant, die erst spät durch eine Übermacht des Kapitals ersetzt wurde. *Viertens* verweist Koo auf die Macht des Großkapitals und die starke, branchenübergreifende Verflechtung auch zwischen Kapitalfraktionen. *Fünftens* beruhte die Wachstumsdynamik auf hohen Investitionsraten und Exporterfolgen (vgl. 23). In Koo's Ausführungen zu den Entwicklungen in Japan und Korea wird die Auseinandersetzung mit diesen spezifischen Charakteristika im wesentlichen auf die Frage zugespielt, warum es den Gewerkschaften nicht gelang, einen die Periode des Fordismus kennzeichnenden Klassenkompromiß durchzusetzen, wodurch die Binnennachfrage für das Wachstumsmodell unbedeutend blieb und die exportorientierte ökonomische Expansion – auf Kosten der abhängig Beschäftigten – vorangetrieben werden konnte.

Koo warnt davor, die Entstehung der asiatischen Wachstumsformation reduktionistisch zu erklären. Zum Beispiel könne die Zentralisierung der Staatsgewalt in Japan und Korea nicht mit geographischen Besonderheiten oder bewässerungspolitischen Notwendigkeiten erklärt werden, und auch die vorkapitalistischen Eigentumsverhältnisse könnten für sich genommen die asiatische Wachstumsformation nicht begründen. So, wie Koo den Konfuzianismus als Herrschaftsordnung oder -ideologie betrachtet (46f), geht es ihm auch in

der Auseinandersetzung mit Staatsgewalt und Eigentumsformen um die Darstellung gesellschaftlicher Machtverhältnisse als Ausdruck ökonomischer Bedingungen und politischer Machtverhältnisse sowie politischer Projekte, die er in seiner Analyse in den Vordergrund stellt.

Dabei geht Koo u.a. der Frage nach, warum die kapitalistische Transformation in Japan erheblich schneller gelang als in Korea. In seiner Antwort betrachtet er zunächst die unterschiedlichen Auswirkungen der imperialistischen Interventionen auf China, Japan und Korea (29).

Während die europäischen Mächte über China als Rohstoffproduzenten und Absatzmarkt hergefallen seien und der alten chinesischen Herrschaftsordnung den entscheidenden Schlag versetzt hätten, hätten in Japan die USA versucht, ihre Einflußsphäre zu erweitern. Da deren imperialistische Interventionen jedoch mildere Züge angenommen hätten, sei Japan ein „relativ großer Spielraum für eigene Krisenbearbeitung verblieben“ (32). Korea schließlich sei „jede politische Eigeninitiative entzogen worden“. Nachdem die Machtkämpfe zwischen China, Japan und Rußland um die Vorherrschaft über Korea geführt wurden, wurde das Land 1910 von Japan annektiert und damit ein „Opfer des nachholenden imperialistischen Nachbarlandes“ (34).

Aber neben den Auswirkungen des Imperialismus seien auch endogene Faktoren für die unterschiedlichen Entwicklungen der Länder bedeutsam gewesen. Insbesondere eine spezifische Trennung und Verbindung

der ökonomischen und politischen Herrschaft sei für eine erfolgreiche kapitalistische Transformation in Japan entscheidend gewesen. Im Unterschied zu China und Korea seien ökonomische Interessen und politisches Mandat nicht so eng miteinander verzahnt gewesen. Machtkämpfe zwischen Eliten konnten aufbrechen, ein ökonomisch depriviligerter Teil der politischen Führungsschicht habe eine „Revolution von oben“ durchgeführt, alte Herrschaftsstrukturen zerschlagen und die Grundlage für eine moderne Staatenbildung geschaffen (52f).

Die Entwicklung der politischen Herrschaft und der Unterdrückung der Arbeiterbewegung in Japan und Korea behandelt Koo getrennt in zwei großen Abschnitten. Dabei geht es ihm *erstens* um die Frage, wie sich in Japan und Korea eine beträchtliche Autonomie des Staates gegenüber gesellschaftlichen Akteuren manifestierte. Dabei beschäftigt sich Koo insbesondere mit dem Verhältnis von Staat und Gewerkschaften. In diesem Zusammenhang geht er *zweitens* der Frage nach, warum die us-amerikanische Besatzungspolitik unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in Japan für einen kurzen Zeitraum die Förderung von Gewerkschaften einschloß, in Korea jedoch nicht. Insbesondere am Beispiel Koreas setzt sich Koo *drittens* mit dem Verhältnis von Ökonomie und Politik auseinander (vgl. 24f).

In Japan habe die zentralisierte Staatsgewalt Anfang des Jahrhunderts auf eine sich formierende Arbeiterbewegung zum einen unmittelbar repressiv reagiert, zum anderen

sei in den 20er Jahren auf der betrieblichen Ebene der Betriebsfamilialismus als neue Herrschaftsstrategie eingeführt worden. Traditionelle Werte sollten – lediglich in den großen Unternehmen zusammen mit materiellen Konzessionen (Seniortätsprinzip, Lebenszeitsbeschäftigung) – zur Konsolidierung der Herrschaftsverhältnisse mobilisiert werden.

Den Gewerkschaften sei es nicht gelungen, eine Gegenstrategie zu entwickeln, um der Aufspaltung in Betriebsgewerkschaften zu entgehen. Statt dessen sei die Zersplitterung der Gewerkschaftsbewegung durch politische Flügelkämpfe der Dachverbände weiter vorangetrieben worden.

Nachdem die Gewerkschaften im Zuge der Faschisierung der Gesellschaft in den 30er Jahren aufgelöst worden waren, sei es zu Beginn der us-amerikanischen Besatzung nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem Aufschwung der Gewerkschaften gekommen, den Koo mit einer Besatzungspolitik begründet, die zunächst auf die Überwindung feudaler Überreste und die Stärkung demokratischer Institutionen gerichtet gewesen sei – als eine Voraussetzung für die Integration Japans unter us-amerikanischer Hegemonie (vgl. 70).

Auf der anderen Seite hätten die Gewerkschaften aufgrund der materiellen Not und einer Unternehmer-schaft, die unter der Devise „spekulieren statt produzieren“ agiert habe, Zulauf erhalten. Die Gewerkschaften hätten den Kampf um die Produktionskontrolle aufgenommen, aber schließlich keine stabile Gegenmacht etablieren können. Nach wie vor wä-

ren staatliche Repressionen und die Konkurrenz der Gewerkschaftsverbände zusammengefallen. Die gewerkschaftsfreundliche Politik der Besatzungsmacht sei mit dem Ausbruch des Kalten Krieges verschwunden und die anfängliche Demokratisierungspolitik durch eine brutale Kommunistenverfolgung und Unterdrückung der Arbeiterbewegung mehr als zunichte gemacht worden. Linke Gewerkschaften wurden unterdrückt und antikommunistische unterstützt (84ff). „Diese Niederlage hatte insofern einen epochalen Charakter, weil damit die Möglichkeit fehl schlug, einen Klassenkompromiß zu erzwingen.“ (93).

Nach der Niederlage ist es, so Koo, bis in die Gegenwart zu einem weiteren Niedergang der japanischen Gewerkschaftsbewegung gekommen, die – natürlich – auch von einer rechtsgerichteten Restrukturierung der Gewerkschaften zum Ende der 80er Jahre nicht aufgefangen wurde (vgl. 106f).

Stärker noch als in Japan ist „[d]ie Erfolgsgeschichte des südkoreanischen Kapitalismus [...] mit der Geschichte einer beispiellosen Unterdrückung zu umschreiben“ (110). Die Staatsmacht – zunächst in den Händen der japanischen Kolonialmacht, dann in denen der us-amerikanischen Besatzungsmacht und schließlich des südkoreanischen Militärs – habe sich nicht nur von der Gesellschaft relativ abgekoppelt entwickelt, sondern sei stets in der Lage gewesen, die Gesellschaft im Sinn ihrer Zielsetzungen zu unterdrücken (111).

Das Ende der japanischen Kolonial-

herrschaft nach dem Zweiten Weltkrieg mündete in die Teilung des Landes, das nun zum Objekt von zwei Großmächten wurde. Im Unterschied zu Japan waren die Interessen der USA in Südkorea primär militär-strategischer Art, weswegen „die Besatzungspolitik im Süden Koreas nicht notwendig solche Maßnahmen [einschloß], die auf die Entwicklung des Landes fortschrittlich wirken könnten“ (136). Das Besatzungsziel sei einseitig durch die Errichtung eines proamerikanischen und antikommunistischen Herrschaftssystems definiert gewesen, und dieses Ziel sei mit der Gründung der Republik Korea im August 1948 als einem proamerikanischen und antikommunistischen Herrschaftssystem erreicht worden. Im Unterschied zu Japan sei die Besatzungsmacht gegen die linken Gewerkschaften von Beginn an hart vorgegangen.

Unter der Militärdiktatur hielten zum einen der Antikommunismus und zum anderen das Wirtschaftswachstum die durch den Korea-Krieg „zertrümmerte“ Arbeiterbewegung nieder. Die existierenden, legalen Gewerkschaften dienten lediglich als Arm einer Staatsmacht, die die Industrialisierung im Rahmen einer exportorientierten Wirtschaftspolitik voranzutreiben versuchte (157ff). Die Strategie mündete in die ökonomisch „traumhafte“ Entwicklung in den 80er Jahren, war aber in politischer Unterdrückung und staatlichem Terror verankert (173ff). Der studentische Protest habe die Stille durchbrochen, auf breite Bevölkerungsteile mobilisierend gewirkt und einen wesentlichen Beitrag zum Ende der Militärdiktatur geliefert.

Unter der Überschrift „Der ‚Tiger‘ in der Globalisierungsfalle“ beschäftigt sich Koo in seinem Abschlußkapitel mit den Ursachen der jüngsten ökonomischen Krise Süd-Koreas, für die er im wesentlichen die koreanischen ökonomischen und politischen Machtstrukturen verantwortlich macht: „Die Schuldenkrise in Südkorea ist die volkswirtschaftliche Rechnung für die absurden betriebswirtschaftlichen Abenteuer, durch die die gesellschaftliche Ohnmacht gegenüber der Übermacht der Chaebol zum Ausdruck kommt. Sie ist deshalb nicht nur eine wirtschaftliche Krise, sondern vor allem eine politische Krise – die Krise jener herrschenden Politik, die sich jahrzehntelang durch den wirtschaftlichen Erfolg und das Interesse der Chaebol definiert hat.“ (244)

Natürlich bietet das Buch keine umfassende Darstellung der politischen Entwicklung, des politischen Systems, der sozialen Bewegungen, der Arbeiterbewegung und der politischen Kämpfe in Japan und Korea. Gegen diesen Anspruch spricht allein schon der Umfang. Stattdessen werden zentrale Strukturen, Weichenstellungen und Konfliktlinien thematisiert, die trotz ihrer besonderen Manifestation gerade „westlichen“ Lesern aufgrund eigener Erfahrungen mit politischen Konflikten zwar in ihrer Härte, aber in ihren zentralen Konfliktkonstellationen nicht fremd erscheinen. Auf diesem Weg führt Koo seine Leser an die politische Realität und die Situation der Bevölkerung in Japan und Korea heran, was ansonsten zu oft durch kulturalistisch bis rassistisch geprägte Klischees des „Anderen“ und „Frem-

den“ – auch im Interesse der Mobilisierung für die Triadekonkurrenz – blockiert wird. U.a. darin liegt ein wichtiges Verdienst des Buches, das Interesse an einer weiteren und vertiefenden Auseinandersetzung mit den angesprochenen Ländern weckt und neben zahlreichen Informationen anregenden Stoff für weitere Fragen bietet, die Neugier begründen und damit Ablehnung und Ignoranz den Boden entziehen.

Kai Michelsen

Metschers produktiver Spiegel

Thomas Metscher, *Shakespeares Spiegel. Geschichte und Literarische Idee, Bd. II: Klassik, Romantik und Aufklärung. Von Bockel Verlag, Hamburg 1998, 360 S., 78,- DM*

In meiner Besprechung des ersten Bandes von „Shakespeares Spiegel“ (Z 31, September 1997) hatte ich geschrieben, daß ich dem angekündigten Bd. II mit Spannung entgegensehe und sicherlich wird es so auch allen anderen gehen, die aus der Arbeit an der Lektüre seiner Texte zu Shakespeare und der Shakespeare-Zeit bereichert wurden und nun wissen wollen, wie's weitergeht mit jenem monumentalen Epos einer Geistes-, Literatur- und Kunstgeschichte in der Perspektive von Humanismus, Aufklärung und Hoffnung auf einen Ausgang aus den selbstverschuldeten Tragödien und Katastrophen der Moderne. Die Erwartungen wurden nicht enttäuscht – vielleicht darf ich sogar sagen, übertroffen. Und zwar übertroffen hinsichtlich des noch einmal erweiterten Horizontes des

großen Blicks dieses unermüdlichen Gelehrten (hier hat der altmodische Begriff noch seine Berechtigung – Wissenschaft ist auch Fleiß): Lyrik und Malerei, Musik und Politik (die Französische Revolution) werden in einen systematischen Zusammenhang gebracht und aneinander gespiegelt, dabei jeweils neue und unerwartete Aspekte und Dimensionen freigebend. Da die Arbeiten zu verschiedenen Zeiten und wohl auch zu unterschiedlichen Anlässen verfaßt wurden, ist es erstaunlich und eindrucksvoll zu sehen, wie sie nun hier, systematisch und nicht entstehungsgeschichtlich geordnet, aufs glücklichste zusammenpassen und ineinandergreifen – so als hätte Metscher der Zusammenhang seiner großen Mosaikblöcke schon immer vor Augen gestanden – und vielleicht hat er's ja auch. Und er hat offensichtlich so viel mehr gutes Material in seinem Archiv, daß das ursprünglich dreibändig geplante Unternehmen inzwischen auf vier Bände hin konzipiert wurde.

Thomas Metscher ist ein sehr reflexiver Geisteswissenschaftler – in dem Sinne, daß er selbst sein Unternehmen einer „Bildungsgeschichte der Moderne“ sehr bewußt methodisch und begrifflich erläutert und begründet: Er braucht sozusagen keinen Interpret. Seine Vorworte sagen alles und zwar sehr präzise; der Leser weiß, was ihn erwartet, was er erwarten darf – und er wird, wie gesagt, am Ende nicht enttäuscht. Es geht um den „ästhetischen Begriff der Erkenntnis und des Wissens“, darum, daß die vielstimmigen Sprachen der Kunst (in allen ihren Sparten, auch wenn Metscher

selbst natürlich Literaturwissenschaftler ist und aus diesem Material vor allem seinen „Wahrheitsbeweis“ antritt) Medien der Wahrheit sind, daß die Künste nicht nur ihrem eigenen Logos unterliegen, sondern daß dieser dem sprachlich-begrifflichen ebenbürtig, ja ihm vielleicht sogar überlegen ist. Metscher geht nicht so weit, diese Überlegenheit der Künste vor Philosophie und „Theorie“ (oder etwa empirischer Historiographie oder Sozialwissenschaft) als „Mittel“ der Erkenntnis explizit zu behaupten, aber angesichts des von ihm ausgetretenen und befragten Materials, der künstlerischen Produktionen im Zeitalter von Revolution und Aufklärung stellt sich doch die Frage, wer das „Wesen“ der Epoche besser, tiefer verstanden und für uns nachgeborene Zeitgenossen „auf den Begriff gebracht“ hat: Die Goyas, Mozarts (ärgerlich *La Noce*), und eben die Klassiker in der Literatur – oder die Historiker, Ökonomen und Soziologen damals wie heute. Wenn man dazu das – wie mir scheint: zentrale – Kapitel über die Gewalt liest (die schockierende Erfahrung mit dem *terreur*, dessen Ungeheuerlichkeit so offensichtlich ein Verrat an der aufklärerischen Vernunft war, wurde nirgends so dramatisch erfahren und verarbeitet wie in der Kunst – die politische Welt hat gegenüber der Gewalt ohnehin ja viel weniger Skrupel, ist sie doch ihr täglich Brot) wird die himmelweite Überlegenheit des ästhetischen Begriff schlagartig deutlich. Da wird dann ganz am Rande auch noch einmal sehr schön deutlich die Fruchtbarkeit des „Shakespeare-Spiegels“: Metscher

entdeckt nämlich in diesem Zusammenhang, daß Jean Pauls unheimliche *Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei ursprünglich Des todten Shakespeare's Klage daß kein Gott sei hatte heißen sollen.*

Man kann und darf diesen zweiten Band auch unsystematisch lesen, sich die Themen und Komplexe herausgreifen, an denen ein jeweils unmittelbares Interesse besteht – und man wird immer wieder erstaunt sein über die vielfältigen Bezüge, die sich da eröffnen. Metscher belehrt, ohne belehrend zu sein; seine Botschaft und sein aufklärerisch-sozialistischer Glauben durchwachsen alle Teile und jede Interpretation und gewinnen dadurch an Glaubwürdigkeit und Substanz. Wer wagt es heutzutage noch, so ganz altmodisch und gegen den Zeitgeist im Gewande der Gedichte des Schweizers Jura Soyfer, mit deren Vorstellung er den aufhebenden Schlußpunkt zur Romantik (und damit dieses Zeitabschnittes) setzt, zu bekennen: „mit dem Bau der neuen Welt hier und jetzt zu beginnen, keine Vertröstungen abzuwarten, auch wenn die Bedingungen schlecht sind.“ Metscher hat den Mut, gegen alle postmodernen Diskurse und modischen Leichtfüßigkeiten einen vor Jahrzehnten eingeschlagenen Weg weiterzugehen. Das bringt ihm sicher keine Lesermassen ein, wohl eher im Gegenteil. Aber dieses eindrucksvolle, jetzt zur Hälfte abgeschlossene Lebens-Sammelwerk wird (oder sollte, das hängt von „uns“ ab) den Zeitgeist überdauern. Denn Mut allein genügt nicht, es gehört dazu auch intellektuelle Substanz, wissenschaftliche Dis-

ziplin, die Hartnäckigkeit des langsamen Bohrens dicker Bretter: das hat er den meisten seines Faches voraus.

Ekkehart Krippendorff

Eine neue Art historisch vergleichender Revolutionsforschung

Dieter Langewiesche (Hg.), *Demokratiebewegung und Revolution 1847 bis 1849. Internationale Aspekte und europäische Verbindungen*, G. Braun GmbH & Co, Karlsruhe 1998, 230 S., 36,- DM

Die Sammelchrift ist herausgewachsen aus den ungewöhnlich intensiven und hartnäckigen 1848er-gedenkulturellen Bemühungen der Stadt Offenburg in den 1990er Jahren – Aktivitäten „von unten“, die aber „oben“ auf ein freilich unterschiedliches Echo und schließlich auch auf Unterstützung stießen. Sie werden von H.-J. Flidner in einem eindrucksvollen Bericht vorgestellt. Leser aus dem hauptstädtischen Umfeld, wo man sich offiziell dem Revolutionsjubiläum mehr oder weniger ganz versagte und den Unternehmungen „von unten“ keine Unterstützung zukommen ließ, werden ihn sicher mit Neid zur Kenntnis nehmen. Der Band bezeugt zugleich ein weiteres Mal das gerade im 150. Jubiläum zutage getretene große Interesse der deutschen Geschichtswissenschaft am europäischen Charakter der Revolution von 1848/49 wie die besonderen Verdienste des Herausgebers um eine neue Art historisch vergleichender Revolutionsforschung. Er ergänzt und vertieft unter

Auswertung eines umfangreichen Quellen- und Literaturmaterials, einschließlich der DDR-Arbeiten, in mehrfacher Beziehung die Erkenntnisse wie Problemstellungen des unter Langewiesches Mitherausgeberchaft erschienenen Sammelwerks „Europa 1848. Reform und Revolution“ (Vgl. dazu: Z., Nr. 41, März 2000, S. 208-215).

Wegen der forschungsstrategischen Neuorientierung verdient der methodologische Beitrag des Hg. „zu einer Regional- und Lokalforschung in vergleichender Absicht“ besondere Aufmerksamkeit. Die scharfe Auseinandersetzung mit der bisherigen politikgeschichtlich angelegten und weitgehend auf den National- und Verfassungsstaat ausgerichteten Betrachtungsweise verbindet sich mit einem leidenschaftlichen Plädoyer für eine neu definierte historische Lokal- und Regionalforschung, deren beachtliche Ergebnisse nicht nur in die Nationalgeschichte zu integrieren, sondern auf der Basis kleinerer überschaubarer Vergleichsebenen komparatistisch auch in den europäischen Kontext zu stellen seien. In der Tat hat in den letzten zwanzig Jahren die Lokal- und Regionalforschung mit ihren Untersuchungen über die kollektiven Proteste und elementaren Organisationsbestrebungen an der Basis die zentralstaatlich verengte und weitgehend auf den Rahmen der „institutionellen Revolution“ festgelegte Revolutionsgeschichte substanziell infrage gestellt, indem sie die „sogenannten ‘kleinen Leute’, also diejenigen, ohne deren Massenbeteiligung eine Revolution keine Revolution wäre“ (190f.), voll ins Spiel brachte und so, wie mir scheint, die

Demokratisierung des Revolutionsbildes beträchtlich vorantrieb.

Im Unterschied zu einer Reihe von Jubiläumsstudien hält D. Langewiesche – deutlicher als in früheren eigenen Arbeiten – zwar die Versuche für „überzogen“ (190), den bürgerlichen Charakter der 48er Revolution generell zu leugnen und sie gleichsam in mehrere „eigensinnige“ Bewegungen aufzulösen. Doch anerkennt und würdigt er nachdrücklich die Verdienste der regionalgeschichtlichen Aufarbeitungen der verschiedenartigen revolutionären Prozesse „unten“, die eine erstarrte Revolutionsbetrachtung aufbrachen, verlangt nun aber einen Schritt weiter zu gehen und durch komparatistische Öffnung die bislang vernachlässigten und unterbelichteten Revolutionsstränge in Verbindung mit den Prozessen im Bereich der „institutionellen Revolution“ zu bringen. „Eine Lokal- und Regionalgeschichte, die den Gesamtprozeß der Revolution nicht aus dem Blick verliert und in diesem Sinne komparatistisch offen ist für die verschiedenen Revolutionsbereiche mit ihren eigenständigen Handlungsformen und Zielen, kann und muß solche Trennlinien herausarbeiten, um zu einer Gesamtdeutung beizutragen, die nicht vor den schwierigen Aufgabe kapituliert, diese Gegensätze als prägend für die 48er Revolution zu begreifen.“ (190f.) Und sie hat auch danach zu „fragen, ob und wo im Laufe des Revolutionsprozesses die verschiedenen Revolutionsstränge ... doch wieder zusammenkommen“ (192). Sicher erfordert und begünstigt zugleich die „föderative Grundstruktur der deutschen Geschichte“ wie der

Revolution Lokal- und Regionalforschung. Doch scheint gerade im Hinblick auf europäische Komparation die Untersuchung der Basisprozesse in territorialen Einheiten unterhalb des „Deutungsblocks“ Nation auch in bereits zentralstaatlich organisierten Ländern größere Bedeutung zu erlangen.

Abgesehen von der Abhandlung M. Botzenharts über die Zentralgewalt der Frankfurter Nationalversammlung, die vor allem die europäisch beeinflussten innenpolitischen Auseinandersetzungen erörtert, widmen sich sämtliche Beiträge dem Phänomen der europäischen Revolution von verschiedenen Perspektiven her. R. Jaworski geht der Entstehung des Begriffs „Völkerfrühling“ nach, der offenbar erstmals bei Börne 1818 auftaucht, untersucht dann aber vor allem den Prozess des Scheiterns dieser demokratischen Vision und dessen Ursachen, ohne die freilich erfolglosen Versuche ausschließlich radikaldemokratischer Kräfte außer Acht zu lassen, internationale revolutionäre Zusammenarbeit zu organisieren. Zu Recht wertet er die 1848 gewonnene Chance kleiner Völker, ihre nationale Identität öffentlich zu artikulieren und international auch zur Geltung zu bringen, als einen „bleibenden Erfolg des Völkerfrühlings“ (47).

H. Berger und M. Spoerer liefern ungeachtet kargen Datenangebots den bislang wohl bündigsten und überzeugendsten Nachweis, dass der Kombination von Agrar- und Gewerbe- (d.h. Wirtschafts-)krise 1845-47 „eine ausschlaggebende Rolle für die Revolution von 1848“ (169) zugemessen werden könnte. Auf die-

sem Hintergrund, so ihre Interpretation, entstand eine revolutionäre Massenbasis, die freilich nur durch das Auftreten bürgerlicher Eliten mit „politischen Gestaltungsalternativen“ nicht mehr nur wie in früheren Zeiten zu Einzelunruhen führte, sondern zu einem europäischen Flächenbrand aktiviert wurde. Nur in jenen Ländern, in denen Agrar- und daraus entstehende Gewerbekrise zusammentrafen und Massen der „kleinen Leute“ durch den „Schock“ einer die bisherigen Erfahrungswerte weit übersteigenden Erhöhung der Lebenshaltungskosten und gleichzeitiger sprunghafter Zunahme von Arbeitslosigkeit sozial mobilisiert wurden, kam es zu Revolutionen, während Länder wie England und Schweden, in denen sich keine solche wirtschaftliche Situation ergab, nicht von der Revolution erfaßt wurden. Unzureichend erklärt bleibt indes der Fall England, das fraglos auch von der Wirtschaftskrise erfaßt war und wo sich mit der Chartistendemonstration auch starker revolutionärer Massendruck entwickelte. Offenbar müssen, abgesehen von der entspannenden Wirkung, die von der Aufhebung der Kornzölle 1846 ausging, auch außerökonomische Faktoren für den ausbleibenden Ausbruch einer Revolution in Anschlag gebracht werden.

Als besonders gelungene historische Komparation erweist sich die glänzende Studie J.-D. Kühnes über die Verfassungstiftungen im Europa des Revolutionsjahrs. In prägnanter Kürze wird der Ablauf der Verfassungsausarbeitung in Belgien (1830), der Schweiz, Sardinien-Piemont, den Niederlanden, Frankreich und

Deutschland nach Tempo und unterschiedlichen Entstehungsbedingungen vergleichend analysiert und die davon bestimmten verschiedenen Verfassungstypen (ob revolutionsvorbeugend oder durch Revolution erzwungen und dabei mit oder ohne Mitwirkung einer Exekutive „gestiftet“) sowie bestimmte Gemeinsamkeiten (unterschiedliche Partizipationserweiterung und durchweg gemäßigt liberale Dominanz) herausgearbeitet. K. unterscheidet nicht nur – wie zumeist – zwischen Republik und konstitutioneller Monarchie, sondern kennt drei Varianten, indem er die von den deutschen Liberalen favorisierte, zwar ebenfalls durch eine Verfassung sich auszeichnende, „autoritäre“ Monarchie, in der der Monarch letztlich das Sagen behält, von der konstitutionellen Monarchie abhebt, in der die entscheidende Macht beim Parlament liegt. Im „Knäuel von Problemen“, denen sich das deutsche Nationalparlament gegenüber sah, war in seiner Sicht für das Scheitern der Reichsverfassung die angesichts der aus der staatlichen Zersplitterung sich ergebenden höheren Anforderungen unzureichende Kohäsion des deutschen Staatsvolks ausschlaggebend. Der „Ausfall der lange erwarteten zweiten Revolution“ verhinderte den notwendigen „Umschlag zum Staatsvolk“ (66). „Insofern ist die Nationalversammlung Konstituante ohne hinreichende Konstituenten.“ (Ebd.) Zu bedauern ist lediglich, daß nicht auch die 1848 erarbeiteten Verfassungen in Preußen und in Österreich in die Untersuchung einbezogen wurde.

W. Sieman untersucht gleichermaßen die nicht erst und allein durch die

Revolutionsniederlage von 1849 politisch relevant gewordenen Phänomene Asyl, Exil und Emigration in ihrer über Europa hinausreichenden internationalen Reichweite. Er liefert einen konzentrierten Überblick über die Entstehung des Asylrechts und der unterschiedlichen Asylbedingungen in Westeuropa und in den USA, macht erstmals nachdrücklich auf den gravierenden Unterschied zwischen Exil und Emigration aufmerksam und konstatiert eine ungeachtet fixierten Asylrechts generelle Flüchtlingsfeindlichkeit der westeuropäischen Kontinentalstaaten mit ihren Folgen. „Die gezielte internationale Koordination sämtlicher kontinentaler Staaten gegen die Flüchtlinge diskreditierte zugleich das, wofür diese eingetreten waren.“ So „zerbröselte eine demokratische Elite, die eben im Begriff gewesen war, sich zu konstituieren; sie hätte das Gedenken an die Revolution – das ‚Erbe von 1848‘ – hochhalten und pflegen können, wenn man sie im Lande geduldet hätte.“ (88) Gleichwohl erkennt S. dem Exil zu Recht eine positive Funktion als „Ersatzplattform“ für das im Heimatland unterdrückte politische Leben, namentlich für die Entwicklung politischer Konzepte zu. Es sicherte Kontinuitäten über die Reaktionszeit hinweg in die 1860er Jahre, namentlich für die sich dann wieder regende Arbeiterbewegung, worauf die Forschung seit den 1960er Jahren wiederholt hingewiesen hat.

Die Studie J. Paulmanns über die „europäischen Monarchien in der Revolution von 1848/49“ ist keine Untersuchung der politischen Zusammenarbeit der konterrevolutionären

ren Mächte Europas zur Niederwerfung der Revolution, sondern will lediglich klären, ob es – nach dem Kriterium der Kommunikation – einen „monarchischen Internationalismus“ gab, ob „wirklich von Internationalismus im Sinne einer internationalen Bewegung gesprochen werden kann“ (111). Die Antwort auf diese doch etwas künstlich und theoretisch überhöht erscheinende Frage ist erwartungsgemäß im wesentlichen negativ, weil gerade 1848, wie es heißt, eine öffentliche Kommunikation unter den Monarchen nicht durchgesetzt werden konnte, sondern diese in die Konspiration abgedrängt war. Kommunikation und Kooperation der adlig-monarchischen Gegenrevolution klappte indes, wie sich zeigte, dank der von den alten Gewalten beherrschten Staatsapparate auch ohne öffentliche Kommunikation der Monarchen ausgezeichnet. Wertvoll erscheint hier vor allem die ausführliche Analyse der verschiedenen Formen monarchischer Korrespondenz im Revolutionsjahr.

Dem im Ringen zwischen Revolution und Gegenrevolution sich herausbildenden „Kommunikationsraum Europa“ ist eine zweite Studie D. Langewiesches gewidmet. Zwar handelte es sich 1848/49 um mehrere eigenständige Revolutionen mit eigenen Ursachen, Zielen und Abläufen. Doch entwickelte sich durch die Gleichzeitigkeit und wechselseitige Beeinflussung ein „gesamteuropäischer Revolutionsraum“ (12), in den indirekt auch die nichtrevolutionierten Länder einbezogen waren. „Kurz – kein Staat, keine Gesellschaft Europas blieb 1848 von der Revolution unberührt. Auch nicht Rußland.“

(Ebd.) Dank alter und neuer Medien, von Zeitungen über Flugblätter, Plakate und eine Broschürenflut bis zu für besonders glaubwürdig gehaltenen persönlichen Korrespondenzen entstanden unterschiedlich dichte, die Ländergrenzen überschreitende Informationsnetze, die erstmals zu einer politisch informierten Gesellschaft führten und die auch nichtbürgerliche Klassen und Schichten einbezog. Die Revolution war nicht nur real eine europäische Angelegenheit, sie wurde von den Menschen auch in dieser Dimension wahrgenommen, freilich stets unter dem Blickwinkel der Revolution im eigenen Lande und der eigenen historischen Erfahrungen betrachtet und bewertet. Nicht gefragt wird allerdings danach, in welchem Grade der unbestreitbare Qualitätsumschlag von 1848 sich nicht schon im Vormärz vorbereitete und welche Rolle dabei die Unterschiede zwischen Ländern mit Pressefreiheit und solchen mit stringenter Zensur spielten.

François de Capitanis Interpretation einer den Umschlag des Buches zierenden Karikatur „Februar 1848“, rundet den Band künstlerisch ab und belegt auf ihre Weise das Bild von einem internationalen Geschehen, das von den Zeitgenossen auch als solches verstanden wurde. Bedauerlich, daß auf ein Namensregister verzichtet wurde.

Walter Schmidt

Die Revolution 1848/49 in Bayern

Hermann Reiter, *Die Revolution 1848/49 in Bayern, Pahl-Rugenstein Verlag, Bonn 1998, 288 Seiten, 38,- DM.*

Gerade in unserer Zeit tut ein Blick zurück in die geschichtliche Vergangenheit – konkret auf die Revolutionsjahre 1848/49 in Deutschland – gut. Zwar liegen die offiziellen Feierlichkeiten zur 1848/49er Revolution in Deutschland zwei Jahre zurück. Die Resonanz in der breiten Öffentlichkeit dazu war nach meiner Wahrnehmung allerdings spärlich. Zum anderen erfolgte die Darstellung der Revolution mehr als Legitimation für die heutige Politik. Die Wirklichkeit blieb dabei oft auf der Strecke – selbst in der zentralen Ausstellung in Frankfurt am Main.

Das war allerdings in Ausstellungen „vor Ort“ oft anders – z. B. im süddeutschen Raum. Hier spürte man noch buchstäblich den Hauch der revolutionären Ereignisse. Vor allem auch in einigen Publikationen kam man durch wirklichkeitsnahe Einschätzungen der Zeit in Gegensatz zu der „offiziellen Linie“. Dazu gehört das Buch von Hermann Reiter.

Die Revolution in Bayern ist nach seiner Auffassung „Teil des Übergangs vom Feudalismus zum Kapitalismus“ (7). Doch leistete Bayern in diesem Prozeß als drittgrößter Staat des damaligen „Deutschlands“ eher nur einen „bescheidenen Beitrag“ (ebd.) Denn eine wirklich konstitutionelle politische Ordnung gab es in Bayern erst auf Druck demokratischer Kräfte im Land ab 1848. Und „ein Kompromiß im Sinne eines

Ausgleichs zwischen Fürstenmacht und Volksmacht war die bayrische Verfassung allenfalls erst ab 1848“ (8). Denn alle Reformen im Vorfeld der Revolution – so die des Ministeriums Monteglas – und auch die Bayrische Verfassung von 1818 mit ihren unangetasteten monarchistischen Prinzipien zeichneten sich durch Unzulänglichkeiten aus.

Zwar gab es auch in diesem Land zu dieser Zeit eine revolutionäre Situation und in den Jahren 1848/49 „eine erstaunlich dichte Volksbewegung ...“, die in mehr oder weniger deutlicher Weise für eine Revolution eintrat“ (11). Sie gab sich weder mit den Ergebnissen des (Reform-)Landtags von 1848 zufrieden und auch nicht mit der „Betulichkeit der Frankfurter Nationalversammlung“ (225). Andererseits war Bayern eines der konservativsten Länder Deutschlands. Das ergab sich nach Meinung des Autors daraus, „daß spontane Volksbewegung und politische, vor allem revolutionäre politische Organisationen nicht zusammenfanden. In der Tat ist die Schwäche der revolutionären Organisationen das wichtigste Merkmal der 48er Revolution in Bayern“ (ebd.).

Dominierend waren der Liberalismus (der „Konstitutionellen“) von Mittelstand und Kleinbürgertum. Und diesen Kräften war die Abgrenzung gegenüber den demokratischen Linken wichtiger als die Abgrenzung gegenüber dem alten Regime. Dieses Kräfteverhältnis prägte denn auch den Verlauf und das Ergebnis der Revolution. Die „bayrischen Liberalen, Linkliberalen und Demokraten standen hinter den Entscheidungen

der Nationalversammlung vom März 1849“ (ebd.).

Die Darstellung der Ereignisse vor und während der Revolution in Bayern erfolgt auf der Grundlage vieler bisher unveröffentlichter regionaler und lokaler Quellen sowie der Auswertung sachbezogener Literatur. Sie sind zugleich die Quellen für die umfangreichen Anmerkungen.

Die Arbeit ist gegliedert in die Hauptabschnitte: „Bayern im Vormärz. Verfassung und Verfassungswirklichkeit“; „Die Krise von 1847“; Die Revolution der Bürger und Bauern sowie die Volksbewegung; „Bayern und die nationale Frage“ und die „Reichsverfassungskampagne“.

Der Leser erhält konkreten Einblick in die politischen Verhältnisse in Bayern vor und während der Revolution. So erfolgte in den 40er Jahren der endgültige Niedergang des alten Handwerks. 1847 erreichten die Preise für Lebensmittel ihren höchsten Stand. Pfarrer Popp aus dem Dorf Guttenberg in Oberfranken beschrieb die Zustände auf dem Land folgendermaßen: Das Dorf hat 253 Einwohner. Davon sind ca. 100 ganz arm und 69 sind nicht besser dran. 46 haben „zu schwimmen und zu waten ...“, um durchzukommen“ und nur 10 Familien sind so gestellt, daß sie andere unterstützen können. Die meisten Dorfbewohner sind arme Weber, Maurer, Tagelöhner, Spinner und Händler (31f). Dazu stand im krassen Gegensatz das aufwendige und verschwenderische Leben des Königs und seines Umfeldes – z. B. seiner Mätresse Lola Montez.

Im Mittelpunkt der Darstellung steht die Volksbewegung. Widerstand ar-

tikulierte sich zunächst in einer Reihe von Artikeln im „Nürnberger Kurier“ und dann am 2. März 1848 in einer „offenen oppositionellen Bürgerversammlung“ in Nürnberg (52). Die revolutionären Ereignisse am 13. und 15. März 1848 in Wien und dann am 18. März 1848 in Berlin entzogen „auch dem absolutistischen Regiment des bayrischen Königs den Boden“ (69). Und am Ende des Prozesses vertraten 92 Personen Bayern in der Nationalversammlung in der Paulskirche – in erster Linie Konservative und Liberal-Konservative (95).

Die „Gesellen- und Arbeiterbewegung“ stellte, wie der Autor nachweist, erste Forderungen nach Verkürzung der Arbeitszeit an den bayrischen Landtag. Die Münchener Schuhmachergesellen verlangten zum anderen in einer Petition vom 7. April 1848 vom Magistrat eine Einflußnahme auf Preise, Löhne und Arbeitsorganisation zugunsten der Gesellen (132). Es kam darum sogar zu Streiks. Und sicherlich standen damit im engen Zusammenhang die Gründungen von Arbeitervereinen in allen größeren bayrischen Städten. Auch darüber erhält der Leser in dieser Arbeit konkrete Informationen und Einschätzungen.

Das hier nur knapp vorgestellte Buch von H. Reiter gibt nicht nur einen guten Einblick in die Zeit vor und während der Revolution von 1848/49 in Bayern. Es trägt sicherlich auch zum besseren Verständnis der revolutionären Ereignisse Mitte des 19. Jahrhunderts mit ihren gesellschaftlichen und politischen Umbrüchen bei.

Fritz Krause

Ein kritischer Beitrag zur KPD-Geschichte

Klaus Kinner, *Der deutsche Kommunismus - Selbstverständnis und Realität, Band 1, Die Weimarer Zeit*, Dietz Verlag Berlin 1999, 240 S., 29,80 DM.

Dem vorliegenden Band, der sich mit der Geschichte des deutschen Kommunismus zwischen 1914 und 1933 beschäftigt, sollen weitere Veröffentlichungen zur Geschichte des Kommunismus und Linkssozialismus folgen. Der Autor gehörte schon in der DDR zu den Historikern, die zur Geschichte der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung forschten und veröffentlichten. Er ist bemüht, die Geschichte der KPD in das Spannungsfeld zu stellen, das durch die „Urkatastrophe“ des ersten Weltkrieges einen jahrzehntelangen Krisenzyklus des Kapitalismus einleitete und andererseits mit der russischen Revolution als Initialzündung einen revolutionären Prozeß auslöste, der erstmals den Weltkapitalismus erschütterte. „Der Kommunismus vom Typ der Oktoberrevolution war nicht das Ergebnis der Verschwörung bolschewistischer Geheimzirkel, sondern Reaktion auf diesen Weltzustand. Die radikale Infragestellung des kapitalistischen Weltsystems dieser Zeit war die folgerichtige Reaktion der Volksmassen auf ein als unerträglich empfundenes System der Unterdrückung und des Völkermordes.“

Da die russische Revolution sich nicht in den hochentwickelten Ländern Europas fortsetzte, konnte das isolierte Rußland sich den sozialistischen Zielvorstellungen nur annä-

hern. Gleichwohl gingen von diesem Projekt nicht nur Faszination, sondern auch Impulse aus, die die Welt real veränderten.

Der Autor nennt drei Prämissen, die das Denken und Handeln von Kommunisten bestimmten, die aber unter den Bedingungen der ersten Nachkriegsjahre nicht nur ihren Augen als durchaus realistisch erschienen. Erstens konnte man annehmen, das der Kapitalismus mit Krieg und Nachkriegskrise am Ende seiner Entwicklungsmöglichkeiten angelangt sei und sein Zusammenbruch unmittelbar bevorstehe. Zweitens schien die sich behauptende Revolution in einem Riesenreich wie Rußland nur denkbar als Auftakt einer Weltrevolution. Drittens glaubten nicht nur die Kommunisten an die langfristige wirtschaftliche Überlegenheit des Sozialismus.

War die siegreiche russische Revolution ein Ausgangspunkt der Entstehung der Kommunistischen Partei, so weist Kinner darauf hin, dass sie nicht alleiniger Bezugspunkt der Parteigründer der KPD war. Der Autor zitiert in diesem Zusammenhang Ernst Meyer, der in seiner Begrüßungsrede auf dem Gründungsparteitag der KPD erklärte: „Der eigentliche Geburtsakt der Partei war der erste Kriegstag“. Die deutsche Linke hatte in der Auseinandersetzung mit dem Revisionismus in der Arbeiterbewegung, im Kampf gegen den imperialistischen Krieg beachtliche eigene theoretische und praktische Kampferfahrungen gewonnen. Die Bedingungen ihres jahrzehntelangen Wirkens in einer legalen Massenpartei und die Trennung der Linken von dieser Partei in mehre-

ren, dazu noch differenzierten Schritten waren anders als die in der russischen Sozialdemokratie. Für die Weiterentwicklung der Novemberrevolution fehlten im Unterschied zu Rußland zwei wesentliche Bedingungen: Sie fiel zusammen mit dem Kriegsende und es gab keine vergleichbare Bauernbewegung.

Für die Entwicklung der KPD, die erst entstand, als die Novemberrevolution ihren Höhepunkt überschritten hatte, war, wie Kinner in den unterschiedlichen Abschnitten seines Buches darstellt, von erheblicher Bedeutung, wieweit sich über die Zugehörigkeit zur Kommunistischen Internationale eine Politik durchsetzte, die die russische Revolution zum Maßstab kommunistischer Politik in Deutschland machte, und wie andererseits die eigenen Bedingungen in Deutschland für die Strategie und die Tagespolitik der Partei genutzt wurden.

Wie in früheren Darstellungen zur KPD-Geschichte, so gliedert auch Kinner die Entwicklung in drei Hauptabschnitte: 1919 bis 1923, 1924 bis 1929 und von da an bis 1933. In der ersten Periode gehen alle Kommunisten, unabhängig von vielen Differenzen über den einschlagenden Weg, von einer unmittelbar bevorstehenden deutschen Revolution aus. Der Autor schildert, wie nicht zuletzt durch die Politik der SPD-Führung und ihre Zusammenarbeit mit dem Militarismus, mit der blutigen Niederschlagung revolutionärer Bewegungen es für die Kommunisten sehr schwer war, in der Weimarer Republik gesellschaftliche Fortschritte oder gar verteidigungswerte Errungenschaften zu er-

kennen. Wahlbeteiligung ja oder nein, revolutionäre Zielstellung und Einheitsfrontpolitik, Offensivtheorien und die Erfahrungen, die sich aus den Niederlagen regional isolierter Kämpfe ergaben – eine Vielzahl von Auseinandersetzungen, in denen die KPD versuchte, ihre revolutionäre Strategie zu verwirklichen, werden dargestellt und die handelnden Personen mit ihren Motiven verständlich gemacht. Das Kapitel endet mit der Niederlage 1923, wobei Kinner sehr kritisch sowohl die abstrakten – weil sich am sowjetischen Revolutionsmodell orientierenden und die konkreten Bedingungen in Deutschland kaum begreifenden – Träume von einem „Deutschen Oktober“ aufarbeitet, und zugleich auf die Folgen der Fehleinschätzungen für die spätere Theorie und Praxis der Kommunistischen Bewegung eingeht.

Im zweiten Kapitel untersucht er, wie die KPD – und die KI – nach Wegen für eine revolutionäre Politik in nichtrevolutionärer Zeit suchen. Kinner bestreitet, dass die Bildung des 'Thälmannschen Zentralkomitees' 1925 eine grundlegende Wende für die Entwicklung der KPD darstellte und kritisiert das Entstehen einer Thälmann-Legende. Er wendet sich hier und auch im dritten Kapitel gegen die Überbetonung der Rolle Thälmanns vor allem in der DDR-Geschichtsschreibung, bescheinigt ihm aber auch beachtliche Fähigkeiten und absolute Ehrlichkeit seiner Überzeugung. Sein grenzenloses Vertrauen zur Sowjetunion und zur Richtigkeit ihrer Politik macht ihn jedoch zum wichtigsten Repräsentanten der politischen Strömung, die das sowjetisch Vorbild über alles

stellt. Das führt auch dazu, dass die sowjetischen Fraktionskämpfe bei der Durchsetzung des Stalinschen Führungsanspruchs sich auch in der deutschen Partei fortsetzten. Mit der Leugnung der Möglichkeiten von Zwischenetappen auf dem Weg zur Revolution gelingt es der KPD nicht, eine den Kampfbedingungen mögliche Strategie zu entwickeln, trotz wachsender Erfolge in ihrer Massenarbeit.

Im dritten Kapitel ‚Avantgardismus und Massenpolitik‘ untersucht Kinner die Politik der KPD, die die Gefahr des Faschismus erkennt und mit großem Mut den Kampf dagegen führt, zeigt aber zugleich, wie die Ablehnung eines Unterschiedes zwischen bürgerlicher Demokratie und Faschismus Bündnismöglichkeiten behindert. Dabei zeigt der Autor auch, wie die ‚Sozialfaschismusthese‘ bei sich verändernden Bedingungen auch zu unterschiedlichen Lösungen der KPD gegenüber der SPD führt. Der Blutmai 1929 unter Verantwortung der SPD geführten Regierung einerseits, der Preußen-Volksentscheid 1931 unter Beteiligung der KPD andererseits verschärften von beiden Seiten die Gegensätze. Kinner untersucht dabei die Rolle der KI für die Entwicklung der KPD-Strategie und vor allem ihre Linie, den Hauptstoß der KPD gegen die Sozialdemokratie als Hauptstütze der Bourgeoisie in der Arbeiterklasse zu richten, weil sie die Arbeiter von der Revolution abhalte. Das Buch enthält interessante Einzelheiten über die Entstehung der Programmklärung zur nationalen und sozialen Befreiung und anderer programmatischer Dokumente dieser Zeit. Kin-

ner, der seine Sympathie für die kritischen Kräfte in der KPD nicht verhehlt, zeigt zugleich, dass es keiner der Zwischengruppierungen und Abspaltungen gelingt, Masseneinfluß zu erlangen, während im Umfeld der KPD bedeutende Massenorganisationen entstehen. Doch Ausdehnung des eigenen Masseneinflusses steht im Widerspruch zur Isolierung der KPD von allen anderen, auch antifaschistischen Kräften.

Ich halte Kinner's Buch für lesenswert. Gerade Kommunisten werden angeregt, sich kritischer mit ihrer eigenen Geschichte auseinanderzusetzen. Das heißt nicht, dass man jeder Bewertung zustimmen muß, es ist kein Lehrbuch, sondern Anlass zur weiteren Diskussion mancher strittigen Fragen. Ich möchte nur einige kritische Bemerkungen an den Schluß stellen:

- Kinner hält den von der Oktoberrevolution geprägten Typ kommunistischer Parteien für gescheitert, ohne zugleich ihre geschichtliche Leistung zu negieren. Soweit er damit vor allem den von Stalin geprägten Typ einer bürokratischen Apparatpartei meint, kann man ihm zustimmen. Wenn er darunter allerdings meint, dass eine am Klassenantagonismus orientierte, auf eine grundlegende Umwandlung der Gesellschaft orientierte Partei überholt sei, muß man ihm widersprechen.

Der Autor widerspricht sehr klar vereinfachenden Darstellungen, wonach die KPD-Politik sich vorrangig oder gar allein als von der KI und den Interessen Sowjetrußlands gelenkt erklären läßt. Politische Strömungen und Massenstimmungen, vor allem

aber Erfahrungen im Kampf mit der monarchistischen und faschistischen Reaktion und nicht zuletzt immer wiederkehrende Enttäuschungen über die Politik der sozialdemokratischen Führung als innerdeutsche Politik schufen die Voraussetzungen für das Entstehen einer kommunistischen Massenpartei in der Weimarer Republik.

- Der Autor stellt die Politik der KPD durchaus in den Zusammenhang mit der Politik ihrer Gegner und der SPD-Führung. Dennoch ist die Auswahl der Themen, an denen diese Wechselwirkung zur Politik anderer Kräfte herausgearbeitet wird, an manchen Punkten seltsam unterbewertet. So nimmt Kinner einen kritischen Beitrag Peter von Oertzens über die nach dessen Ansicht verpaßte Gelegenheiten des Jahres 1919 auf, doch die größte Massenaktion der deutschen Arbeiterklasse, der Kampf gegen den Kapp-Putsch, spielt im Buch keine Rolle. Aber gerade hier wurde doch von einer schwachen KPD beachtliches geleistet, gab es harte Auseinandersetzungen über die eigene Strategie, die die Partei spalteten, aber ebenso das Denken Zehntausender USPD-Anhänger entscheidend veränderten. Warum hier eine Darstellung einer ‚Was-Wäre-Wenn‘-Situation und das Weglassen einer tatsächlichen Bewegung?

- Auch für das Verständnis der Lösung von der SPD als Hauptstütze der Bourgeoisie in der Arbeiterbewegung, die vor allem nach 1928 an Bedeutung gewann, wäre sicher mehr zu sagen als der Hinweis auf den Blutmai 1929 oder die Panzerkreuzer-Affäre. Hat nicht die SPD

geführte große Koalition von 1928 bis 1930 Entscheidendes geleistet, um Hindernisse für den deutschen Revanchismus auszuräumen? Die Aufhebung der Rüstungskontrolle und damit die Möglichkeit zur Schaffung neuer Waffensysteme, Rheinlandräumung, neues Reparationsabkommen waren Ziele der Reaktion, für deren Verwirklichung die SPD gebraucht wurde und wo sie die Erwartungen der Mächtigen erfüllte. Daran zu erinnern, sollte gerade heute nicht überflüssig sein.

- In Kinner's Buch wird die Leistung vieler Kommunisten für die Entwicklung der KPD gewürdigt, deren Rolle in früheren Darstellungen der DDR-Geschichtsschreibung entweder verschwiegen, in ihrer Rolle unterbewertet oder die als Angehörige von Fraktionen als Abweichler oder Verräter gebrandmarkt wurden. In der Tat wurde allein dadurch die Rolle der Persönlichkeiten überbewertet und die These bestärkt, dass die Partei und die jeweils herausgestellte Führungsgruppe immer recht hatten. Kinner ist bemüht, die jeweils handelnden Personen in die Zeit zu stellen, in der sie für die Partei tätig waren, ihr Handeln verständlich zu machen, ohne sie abzustempeln. Das ist ein wichtiger positiver Beitrag zum Verständnis realer Entwicklungen. Allerdings läuft er hier Gefahr, in der Korrektur alter Darstellungen neue Disproportionen zu schaffen. Wenn etwa Walter Ulbricht, der immerhin jahrelang in zentralen Funktionen tätig war und auch einmal im Fraktionskampf abgewählt wurde, im ganzen Text nur einmal erscheint, dann entsteht der Eindruck neuer

einseitiger Umbewertungen, die dem ganzen nicht dienen.

Günter Judick

Herbst '89

Egon Krenz, *Herbst '89*, Verlag Neues Leben GmbH, Berlin 1999, 414 S., 39,80 DM.

Mit einem Abstand von zehn Jahren legt der letzte Generalsekretär der SED und der letzte von der Volkskammer der DDR gewählte Staatsratsvorsitzende seine Erinnerungen über den Herbst 1989 vor. Aus der Vielzahl der bisher erschienen Veröffentlichungen, die die damaligen Geschehnisse aus persönlicher Sicht beleuchten, hebt sich dieses Buch durch seine nüchterne, analysierende und der Sachlichkeit verpflichtete Darstellung hervor. Anhand vieler unbekannter Tatsachen und Dokumente schildert der Autor das Geschehen um das Schicksal der DDR und letztlich um das Ende der europäischen Staaten des Realsozialismus bis in alle Einzelheiten.

Krenz gibt Einblick in sein damaliges Denken und Fühlen, seine damalige Sicht auf die politischen Zusammenhänge und erläutert so sein Handeln und seine Entscheidungen. Dadurch gewinnt seine Darstellung an Farbe, zeigt auch die große Anspannung und den Druck unter dem die Verantwortlichen handelten, wie ihnen die Zeit davonlief, alle Maßnahmen zu spät kamen, sie den Ereignissen hinterherliefen. Die Niederschrift umfaßt die Zeit vom Juli 1989 bis Anfang Dezember des gleichen Jahres. Für die Zeit vom 8. Oktober bis zum 6. Dezember 1989

wählte E. Krenz die Form eines Tagebuches.

Der Verfasser stützt sich auf eigene Notizen, Kalendereintragungen sowie Gesprächsaufzeichnungen und Briefe, die er mit den Materialien im Bundesarchiv verglich. Dadurch erhält die Niederschrift Genauigkeit und den Charakter einer historischen Quelle, die zwar im Weiteren einer Ergänzung und kritischen Überprüfung bedarf, die aber bei der Sicht auf die Ereignisse des Herbstes 1989 unbedingt herangezogen werden sollte.

Egon Krenz berichtet, daß eine Reihe von Dokumenten, insbesondere Niederschriften geheimer Gespräche mit Staatsmännern und führenden Politikern aus West und Ost, die von ihm im Panzerschrank seines ZK-Arbeitszimmers zurückgelassen wurden, im Bundesarchiv nicht mehr aufzufinden waren (5). Mit Recht weist der Autor darauf hin, daß von einer unvoreingenommenen Darlegung der deutschen Nachkriegsgeschichte erst dann gesprochen werden kann, wenn auch die Unterlagen des anderen deutschen Staates - also der alten Bundesrepublik - sowie der verantwortlichen Großmächte uneingeschränkt eingesehen werden können.

Die Arbeit ist nach Kapiteln chronologisch aufgebaut und behandelt vor allem folgende inhaltlichen Schwerpunkte:

- Die politische Lage in der DDR im Sommer und Frühherbst 1989, beginnend mit der Bukarester Tagung der Staaten des Warschauer Paktes, und die zunehmende Rat- und Tatenlosigkeit der Partei- und Staatsführung der DDR;

- die zunehmenden politischen Protestdemonstrationen der Bevölkerung vornehmlich in Leipzig und anderen Orten, die Maßnahmen und Befehle an die bewaffneten Organe, ihrerseits keine Gewalt anzuwenden und das durch E. Krenz erreichte generelle Verbot der Anwendung von Schusswaffen durch Honeckers Befehl 9/89 als Vorsitzender des Nationalen Verteidigungsrates (107) sowie die Abstimmung mit den sowjetischen Militärs, trotz angesetzter Herbstmanöver in den Kasernen zu bleiben;

- die viel zu spät kommende und unentschlossene Entmachtung Erich Honeckers und die danach von E. Krenz eingeleiteten politischen Maßnahmen mit dem Ziel, den schnell vor sich gehenden Niedergang der SED und des Staates aufzuhalten;

- die Gespräche zwischen H. Kohl und E. Krenz zur Regelung dringender zwischenstaatlicher Probleme - zum Beispiel des Reiseverkehrs und dessen Finanzierung sowie des Umgangs mit der zunehmenden Destabilisierung der DDR;

- die Bemühungen von E. Krenz, zusammen mit der Moskauer Führung, die DDR zu erhalten, Gorbatschows wiederholten Zusicherungen und die Realität;

- der tatsächliche Vorgang der Grenzöffnung vom 9. November 1989 und das verantwortungsbehaftete Verhalten der politischen und militärischen Führung sowie der Grenzsoldaten der DDR, in dieser äußerst zugespitzten Lage, die ja auch die UdSSR und den Warschauer Pakt unmittelbar berührte, jede Gewalt zu vermeiden, und schließlich

- die bis ins Einzelne gehende Schilderung des Endes der SED und des Verhaltens der Führungsspitze.

Mit diesen Schwerpunkten hat der Autor die entscheidenden Ereignisse bis zum Tag seines Rücktritts als Staatsratsvorsitzender kritisch, aber durchaus auch selbstkritisch, erfaßt und in ihrer Dramatik anschaulich wiedergegeben.

Über den Bereich der internationalen Beziehungen in diesem Zeitabschnitt möchte man noch mehr erfahren, etwa über die wirkliche Rolle der UdSSR bei den Verhandlungen Gorbatschow/Schewadnadse mit der BRD über das Aufgeben und Falllassen ihres engsten Bündnispartners DDR sowie der anderen unmittelbar beteiligten Mächte, wobei heute schon eine Reihe Veröffentlichungen zu Verfügung stehen.

Von Interesse sind die bisher wenig bekannten Einzelheiten der direkten Einflußnahme der KPdSU-Führung und des sowjetischen Botschafters in Fragen der Innen- und Außenpolitik auch der späten DDR. Hier drängt sich die Frage auf: Wie souverän war die DDR wirklich? Welchen tatsächlichen politischen Spielraum hatte sie angesichts der bekannten ökonomischen Abhängigkeiten, ganz zu schweigen von der ‚Macht des Faktischen‘, wie sie die ständige Anwesenheit einer so kampfstarken sowjetischen Militärgruppierung auf ihrem Boden darstellte (287 f). Dazu kam, wie der Autor schreibt, gerade zu dieser Zeit ein höchst unberechenbarer Faktor: die sowjetischen Diplomaten und auch die Militärs oblagen offensichtlich schon keinen einheitlichen Weisungslinien mehr.

Auch wer damals am politischen Zeitgeschehen aktiv beteiligt war, erhält über viele Vorgänge und über das Verhalten bekannter Politiker neue Informationen aus erster Hand. Damit wird vieles erklärbar, was seinerzeit unverständlich war, z. B. das hartnäckige Festhalten Erich Honekers an der Macht, seine Ignoranz gegenüber den politischen Realitäten, das Verhalten der Ersten Bezirkssekretäre der SED hinsichtlich der so dringend erforderlichen Ablösung Honeckers oder die Diskussion im Politbüro und ZK der SED, wo in letzter Instanz fast alle ‚demissionierten‘ – ein Verhalten, das es nach dem Pateistatut eigentlich gar nicht geben konnte. Zahlreiche von E. Krenz angeführte Tatsachen und von ihm vorgenommene Wertungen sollten weiter untersucht bzw. debattiert werden; sie regen an, die Analyse der ökonomischen Lage der DDR am 31. Oktober 1989 näher zu beleuchten (174 ff). Auch der vom Autor geäußerte Gedanke zu den Ursachen des Scheiterns der DDR und der europäischen Sozialismus-Versuche insgesamt bietet meines Erachtens richtige Ansatzpunkte für weiterführenden Untersuchungen (358, 388).

In einem abschließenden Kapitel bekennt sich E. Krenz offen und selbstkritisch zu seiner politischen Mitschuld und Verantwortung. Er wehrt sich aber gegen seine Verurteilung u.a. wegen Totschlags zu einer Gefängnisstrafe von 6 ½ Jahren und den Vollzug dieses Urteils. Bei allem, was auch ihm im Zusammenhang mit den Todesfällen bei der Ausübung des Grenzregimes angelastet wird, sollte doch hervorgehoben werden,

daß in der kritischen Zeit der politischen Massenproteste, wie in Leipzig, oder bei der Durchführung des Grenzregimes, aber vor allem bei der spontanen Öffnung der Grenzen am 9. November 1989 und danach, von ihm und anderen Verantwortlichen – auch aus der militärischen Führung – alles getan wurde, um ein Blutvergießen mit unabsehbaren Folgen zu verhindern. Das ist Tatsache. Und eine unvoreingenommene Geschichtsschreibung wird sie sicherlich eines Tages als humanistische Handlung werten.

Wolfgang Heinke

Nr. 32 Sommer 2000

BAHAMAS

**Im Visier des Volkszorns:
Ausländer, Hunde, Vergewaltiger**

Wald • Die Kosowaren von Zin zu wie • Hunde
Bisse • Unterschichten • Wirt-will-gut-sat-der-
Inquisition auf links • 18 Jahre Mit-Isertung gegen
die EXPO • Von klein auf Kommunist Erich Mäke
• Lügen? No und - Seien mit sterben • Nahe
Ökonomie in Afrika • Neue Frauenbiographien
• Von Bahrein Okezi zu guten Jungs
• Selbsterziehung: Wir und die Juden
• Struktureller Antisemitismus: Heidegger
• Harmonie der Welt

Einzelpreis DM 7,50 (Vorkasse / Briefmarken)
Abonnement DM 22,50 für drei Ausgaben
BAHAMAS, Postfach 620628, 10796 Berlin
Fax/Fon: 030/6236944 oder bahamas@mail.nadit.org

Autorinnen und Autoren

Hans Günter Bell - Köln, Dipl.-Ing. für Städtebau und Regionalplanung

Prof. Dr. Michael Benjamin - Berlin, Rechtswissenschaftler

Prof. Dr. Gretchen Binus - Berlin, Wirtschaftswissenschaftlerin

Rainer Butenschön - Hannover, Journalist

Monika Domke - Köln, Lehrerin

Rainer Eienkel - Bochum, Starkstromelektriker, Mitglied des Betriebsrats der Adam Opel AG, Werk Bochum

Dr. Fritz Fiehler - Schobüll, Sozialwissenschaftler

Prof. Dr. Wolfgang Förster - Berlin, Philosophiehistoriker

Dr. Jörg Goldberg - Frankfurt/M., Wirtschaftswissenschaftler

Prof. Dr. Horst Heininger - Berlin, Wirtschaftswissenschaftler, Z-Beirat

Prof. Dr. Wolfgang Heinke - Berlin, Historiker

Dr. Hans G Helms - Köln, Wirtschafts- und Sozialhistoriker

Matthias Heyck - Kassel, Magister der Politikwissenschaft und Soziologe

Bernd Hüttner - Bremen, Dipl.-Politikwissenschaftler

Günter Judick - Velbert, Historiker, Leiter der Geschichtskommission der DKP, Stadtrat

Gerhard Klas - Köln, freier Journalist

Dr. Fritz Krause - Frankfurt/M., Historiker

Prof. Dr. Ekkehart Krippendorff - Berlin, Politikwissenschaftler

Dr. André Leisewitz - Frankfurt/M., Dipl.-Biologe, Z-Redakteur

Kai Michelsen - Frankfurt/M., Medizinsoziologe, Z-Redakteur

Prof. Dr. Harald Neubert - Berlin, Historiker

Hans Jörg Schimmel - Berlin, Lehrer

Dr. Ingo Schmidt - Göttingen, Wirtschaftswissenschaftler

Prof. Dr. Walter Schmidt - Berlin, Historiker

Erasmus Schöfer - Köln, Schriftsteller

Prof. Dr. Hans See - Maintal, Sozialwissenschaftler

Dr. Werner Seppmann - Haltern/Westf., Sozialwissenschaftler, Mitherausgeber der Marxistischen Blätter

Dr. Karl Unger - Köln, Journalist

Dr. Andreas Wehr - Brüssel, Jurist, Mitarbeiter der Konföderalen Fraktion der Vereinten Europäischen Linken/Nordisch Grüne Linke im Europa-Parlament

Mag Wompe - Bochum, Industriesoziologin

Michael Zander - Berlin, Student der Psychologie